

# Fata Morgana

aus

Egypten und Unter-Italien.

---

Reiseeindrücke

von

Dr. Robert Avé-Lallemant.

---

Zweiter Band.



Altona, 1872.

Verlag von A. Menzel.





# Inhalt.

Seite

- Neuntes Kapitel. Die Rückfahrt. Ein Ritt nach Abydos. 1
- Ein lebhaftes Hasenbild — noch einmal Tape! — ungeheure Menge von Pelikanen — der Fliegenkultus in Egypten — Girgeh und Ausbruch nach Abydos — genaue Besichtigung einer Nilflähe — Harabat el Madjouneh — die Perle von Egypten — das Sans-Souci der Kamesiden und die Hungersnoth der Eingeladenen — die Dromedare!! — die Deipnosophisten — Madame Louisa Collet verschwindet — der tragbare Sack und allgemeine Freude am Ritt nach Abydos.
- Zehntes Kapitel. Die Gräber von Beni Hassan und die Pyramiden. 40
- Nil admirari — ein Mordskandal und eine Strandungsscene unter mildernden Umständen — eine Stunde in den Hypogäen von Beni Hassan mit einem Blick durch fünf Jahrtausende — der alte Jacob oder nicht? — Abenddunst und Nachtschatten vor Memphis — Ritt nach den Pyramiden von Gizeh — die Tafel von Sackarah — Rückkehr nach Kairo.
- Elftes Kapitel. Am Suezkanal. 88
- Wieder Nr. 28 — großer Volkscongress in Masr — eine Lustheilige — noch einmal Kairo — jäher Ausbruch nach Alexandrien und ein wilder Beduine — verfehlte Einschiffungsanstrengungen — Fahrt auf der Ramanieh von Alexandrien nach Port Said — Aboutir — ein Morgen vor dem Suezkanal — ein Festtableau von ferne — das schwimmende Zelt — große Nahrungsorgen — vollständiges Wüstenelend und das Fest von Ismaila — ein Ball am Timjahsee und eine Löwin aus Rußland — großartiger Ausbruch nach Suez — Bekanntschaften auf dem Dach — die Bitterseen — Fernsicht auf Suez und Strandung im rothen Meer — der Curymanthe — Brüllaffen auf dem rothen Meer — ein Morgenaubruch am Sinaigebirge — die großartige Schiffsparade als Eröff-

nung des Kanals von Suez — Landung und alte Bekannte — „Ich war der Doctor und Ihr kennt mich nicht?“ — ein café chantant und die Judeninsel — Ausbruch mit Hindernissen — schreckliche Eisenbahnconfusion — das Land Gosen und doch kein Essen — wieder Alexandrien.

### Zwölftes Kapitel. Von Alexandrien nach Brindisi. 154

Masr, das Herrschiff von Alexandrien — Hafensillumination und Morgenparade — Abreise und Ende des orientalischen Märchens — längs der Insel Candia — der erste Advent und die Inseln Griechenlands — Andenken an Navarino — auf der Rhede von Brindisi — das alte Brundisium und Virgils Sterbehaus — Ende der via Appia und Anfang der italienischen Ostbahn — Abschied vom Masr.

### Dreizehntes Kapitel. Athemzüge in Neapel. 186

Abschiedsscenen in Foggia — Morgenfahrt durch den Apennin — Benevento und Caserta — Anblick des Vesuvs — Neapel — großes Fest in der Tosedofstraße — das souveraine Volk der Stadt — das Museo nazionale und seine Kunstwonne — Ueberblick über Land und Meer von Neapel — der Panfilippo — Virgils Grab — nach Pompeji — Fahrt nach Rom über Capua — Anblick des Monte Casino.

### Vierzehntes Kapitel. Streifzüge durch Rom und Rückkehr nach Lübeck. 233

Ein Paß! — ungemüthliche Ankunft im Abenddunkel Minervahotel — der Elefant mit dem Obelisten und der alte Pettrich mit dem Mephistopheles — ein Erwachen in Rom — advena, quaeque vides — Spaziergänge durch das Heidenthum und Christenthum der ewigen Stadt und deren Uebersicht — Gegensätze der Peterskirche und des Kolosseums — der Vatican und seine ewige Fülle der Kunst — eine römische Predigt — Eröffnung des Concils — abendliche Abreise nach Ancona — tiefer Winter in Italien — Melancholie in Verona — eine Winterfahrt über den Brenner — Durchflug durch Bayern — einige Stunden in Leipzig — Lübeck.

## Neuntes Kapitel.

### Die Rückfahrt. Ein Ritt nach Abydos.

---

Der schreiende Aufbruch unserer Schiffsmannschaften weckte uns alle schon sehr früh am 6. November. Es waren allerlei vorsichtige Maaßregeln nöthig, damit nicht die vom Ufer sich losmachenden Schiffe, zumal diejenigen, welche eine Dahabieh im Schlepptau hatten, von der Strömung ergriffen und auf das Riff unterhalb des Hafenplatzes geworfen würden. Die Ausführung des dadurch bedingten Kunststückes bot ein recht belebtes Hafenbild, in welches das am Ufer unbeweglich stehende und aus langen Pfeifen schmauchende Egypten und Nubien zahlreich hineinblickte. Jedes Schiff dampfte erst in möglichst rascher Fahrt schräg gegen Elephantine etwas stromaufwärts, hatte dort Zeit und Raum, die Bogenwendung zu machen, und schoß dann rasch am Riff vorbei, unterhalb dessen der Nil zwar schnell, aber doch vollkommen friedlich seine Gasse weiter zog. Binnen Kurzem war das durch



und durch poetische Assuan mit seinem Palmenfrieden, freilich einer ächten Oasenpoesie hinter uns in der Wüste untergesunken. Um acht Uhr schon flogen wir am Tempel von Ombos vorbei. Um zehn Uhr liefen wir längs der mächtigen Sandsteinflöße von Silsileh. Edfus Pylonen begrüßten wir schon um zwölf Uhr, Esneh um halb vier. Gegen halb fünf Uhr sahen wir fern am Gebirge den Tempel von Erment liegen, während vier mächtige Schornsteine am Ufer uns wieder eine großartige Zuckerfabrik anzeigten. —

Es ward Abend! Wir näherten uns der Gegend, wo Tapé mit hundert Pylonen lag. Einen förmlichen Gluthpiegel bildete der Nil. Blutrother Abenddunst schwamm um die gelbweißen Kalkgebirge, die sich südlich von Theben ganz besonders massig aufbauen und wundervolle Formen haben. Dem blendend purpurgelben Sonnenuntergang folgte ein kleiner Sturm, welcher wieder, wie Tags zuvor in Assuan, einige scharf gerandete Gewitterwolken zusammen peitschte. Dann aber schwamm friedlich die Mondesichel im reizenden Farbenchaos des Westens hinab hinter die Gebirge, und im Nordosten erkannten wir die röthlich schimmernden Riesensäulen von Luxor. Herzlich gut gemeinte Flintenschüsse vom Dach unsers koptischen Konsuls herab empfingen uns beim Anlegen, und bald kamen unsere braunen Freunde selbst an

Bord, um uns zu begrüßen, worauf wir Deutsche dann noch eine späte Abendstunde auf dem flachen Dach des wackeren Konsuls verplauderten oder verträumten je nach Stimmung und Neigung der Einzelnen.

Noch einmal nach Karnak am folgenden Morgen, vorbei an der ungeheuren Tempelfront von Luxor! Noch einmal hin zu den mächtigen Pylonen, noch einmal hinein in dieses Labyrinth von Säulen und Kolossen, von Obelisken und Sphinxen unter Tamarisken lauernd, von Zeichnungen und von Hieroglyphen, in diese unbegreiflich großartige Trümmerwelt hinein, — noch einmal sie durchwandert, durchklettert, durchstaunt, — dann zurück zum Strand, zu den Schiffen und Abschied genommen vom alten Theben, von Karnak, Luxor und den Palästen der mächtigen Pharaonen! Ja, das war großartig, gewaltig, ungeheuer!

Eine Fraction unserer Gesellschaft hatte den Morgen benutzt, um dem noch immer in der Nilüberschwemmung sitzenden Memnon einen Besuch zu machen, und ihm möglichst nahe auf den Leib zu rücken. Diese Abtheilung, die sich zum Theil ziemlich redlich im Nilschlamm umhergewälzt hatte, holten wir vom jenseitigen Ufer ab, und flogen den Nil abwärts, welcher bei der raschen Fahrt zu Thal schneller und darum fast noch reizender als bei unserer Auffahrt seine Metamorphosen durchmachte. Rascher

wechselten die Scenerieen. Prächtiger schoben sich die Kalkjoche in einander; mannigfaltiger erschienen die grünenden Inseln und die weiten Wüstenstaffagen. — Und so kamen und gingen auch schneller einzelne kleine Ortschaften, stillarbeitende Menschengruppen und das nahe und ferne Thierleben. Ganz besonders großartig war einmal eine Vogelgruppe. Sämmtliche Pelikane vom ganzen Nil schienen sich versammelt zu haben zu einem Wolkenfeste. In bedeutender Höhe schlugen die starken Vögel auf mächtigen Fittigen ihre weiten Kreise, ohne vom Flecke zu rücken. Ihre Zahl ward von einigen Enthusiasten auf 5000 Stück angeschlagen. Weniger als die Hälfte war es gewiß nicht. Denken wir uns nun einmal über 2000 Störche in einer Wolkenmasse am Himmel kreisen, — die Pelikane sind aber noch größer, — so bezeichnen wir das gewiß als einen höchst merkwürdigen Anblick.

Gegen drei Uhr erreichten wir wieder das dromedarhaltige Kennéh, wo wir Briefe und Zeitungen von Deutschland antrafen, und bald wieder die ganze Arabia am Ufer versammelt sahen. — Von dort brachen wir am folgenden Tage (8. Nov.) schon früh bei kühlem Morgenwinde auf. Wir hatten nur 18° R., während wir 48 Stunden zuvor 30° R. gehabt hatten. Freilich hatten uns diese 48 Stunden zwei volle Breitengrade nördlicher gebracht; auch war jene Hitze in Assuan für einen Novembertag wirklich außeror-



dentlich gewesen. Der frische Wind wühlte den Nil prächtig auf; an einzelnen Stellen glich der Strom einem wogenden Landsee, und trieb kräftige Wellen gegen die Schiffe, deren einzelne Schläge gegen die Planken wir sehr deutlich fühlen konnten. Vor Allem verminderte diese frische Temperatur und der Gegenwind bei schnellerer Fahrt unserer mit dem Strom eilenden Schiffe ein böses Uebel bei sämmtlichen Eingeladenen. Schon im alten Egypten war das Symbol der Unverschämtheit und Zudringlichkeit die Fliege. So kommt sie in der Geschichte aller Dynastien vor, so bei den Juden und bei den Hyksos, so bei den echt ägyptischen Pharaonen, — im Delta, in Oberegypten. Der Nilschlamm und der Araberschmutz thun ihnen auch noch heutigen Tages Vorschub. Wo man steht und geht sind Fliegen, in der Stadt und auf dem Lande; auf dem festen Boden und auf dem Flusse, auf den alten Pharaonenbauten und im modernen Hotel. Und das Schreckliche dabei ist, daß die fliegende Höllebrut es ganz besonders auf eine Gegend in der Topographie des Menschen abgesehen hat, auf den innern Augenwinkel. — Kaum hat man eine Lectüre, eine Schreiberei angefangen, so sitzt einem auch schon die Fliege im Nasenwinkel des Auges, und erregt den widerlichsten Nitzel. Man scheucht sie fort! Im selben Nu sitzen vier bis fünf Fliegen wieder an derselben Stelle, und das Fort-

scheuchen muß wieder beginnen, wenn man nur einen Augenblick Ruhe haben will. Aber man hat nun eben keine Ruhe, denn die Fliegen sind unendlich, unsterblich, unermüdllich. — So ist wirklich alles Fortscheuchen nur ganz momentan von Wirkung. — Da haben denn die Araber das beste Mittel ergriffen, das in solchem Fliegenzustand ergriffen werden kann, die Geduld. Schon die kleinsten Kinder üben sich in Geduld mit den Fliegen. In ganzen Gruppen und Trauben sitzen die Ungeheuer ihnen in den Augenwinkeln und lecken dort die Feuchtigkeit auf. Der damit verbundene Reiz vermehrt die Absonderung der Feuchtigkeit, und die Vermehrung dieser Absonderung vermehrt die Zahl der Gäste. So wimmeln die Augen aller Kinder in Egypten so von Fliegen, daß es wirklich widerlich anzusehen ist. Und da nun jung gewohnt auch alt gethan ist, so ist dieses Hegen und Pflegen von Fliegen in Egypten auch bei Erwachsenen eine förmliche Ehrensache, bei alten Leuten aber ein wirkliches Großkreuz. Kein Wunder, wenn unter den kostbaren Schuckfachen der Mumie Ahotep auch eine eigenthümliche Kette von prachtvollen Fliegen sich wie ein Ordenszeichen fand, und die Statue der Königin Ameniritis vor Allem ein Flabellum, einen Fliegenwedel in der Hand hat, womit die gute Königin übrigens auch auf ihre Mägde losgeschlagen haben mag.

Als Gäste des Khedive waren wir denn auch am

Bord unserer Schiffe ganz besonders zu diesem uralten Fliegenkultus verpflichtet. Wir litten unendlich von dieser Pharaonenplage, bis sie sich unter den eben angegebenen Bedingungen, Dampfschiffahrt mit dem Strom gegen den frischen Nordostwind, verminderte, und wir wirklich tief aufathmen konnten, ohne bei jedem Athemzuge ein halbes Duzend Fliegen mit einzuziehen. Ich gestehe es ganz offen, daß mich alle Mosquitos, Piums, Borachudos und Fincudos der verschiedensten Zonen und Waldungen Brasiliens in zwanzig Jahren nicht so geplagt haben, wie das eine Nilungethüm in wenigen Wochen, — die Fliege.

Ziemlich früh erreichten wir die Stadt Girgeh, wo wir anlegten. Von hier aus hatten wir schon bei unserer Hinfahrt nach Theben und Assuan das alte, höchst merkwürdige This, Thinnis oder Ebot besuchen wollen (woraus die Griechen das ihnen geläufigere Abydos gemacht haben), aber damals hinderte uns der hohe Stand des Niles an dem Vorhaben. Jetzt hatten sich die Verhältnisse gebessert. Aber da ein Ritt nach Abydos, wenn er einigermaßen belehrend und lohnend ausfallen sollte, immer einen Tag erfordern konnte, so ward die Excursion für den folgenden Tag verschoben, um desto großartiger zu gelingen, und wirklich recht eigentlich eine Perle zu bilden in unseren „schönen Tagen von Aranjuez“ am Nil.



So konnten wir, indeß man Alles zum Mitt nach Ebot vorbereitete, den Rest des achten Novembers zur Betrachtung der Merkwürdigkeiten von Girgeh verwenden, welche sich freilich in wenigen Minuten abthun ließen.

Girgeh ist eine große graue Lehmstadt mit sieben Minarets, malerisch reizend vom Nil aus gesehen, erbärmlich in ihrem Innern. Eine schöne Moschee hart am Ufer ist am Einfallen; und ihre hübschen Bogenhallen werden wohl bald vom Nil ganz umgeworfen werden. Sonst ist ein Gang durch die engen Lehmwege, zwischen den Lehmhäusern öde und unfruchtbar. Wie überall am Nil enthalten die Menschenwohnungen in ihren oberen Regionen Luftlöcher für Licht und Athmung. Außer diesen Oeffnungen entdeckt man kaum eine Hausthür auf der grauen Lehmwand. In der Kaufstraße, auf dem Bazar ist einiges Leben; besonders machten sich einige originelle Weberstühle und Klempnerbuden bemerkbar, ein paar Seidenladen und Pantoffelmachereien, vor denen man vergebens nach den zierlichen Füßen sucht, die solche bunte Sandalen tragen dürften. Denn das gros des Mannesvolkes, — Damen kommen nicht zum Vorschein —, kennt außer der langen blaubaumwollenen Tunica und dem weißen Kopfstuch keinen anderen Aufwand als das Schmauchen aus langen Pfeifen, mit denen sie in weit sich hinziehender Kette am Ufer

stehen oder sitzen, gerade als ob nicht ein einziger von ihnen irgend einen Lebensberuf hätte, und man jedem die Worte des Volkstribun im „Julius Cäsar“ des englischen Dichters zurufen müßte:

What trade, thou knave? thou naughty knave,  
what trade?

Auf einem kleinen Marktplatz verkauften, wie überall in der Welt, Weiber Zwiebeln und Suppenkraut, Kohl, Malancias und die unreifen Kapseln des auch in Brasilien unter dem Namen des Gingombö so zahlreich gegessenen *Hibiscus esculentus*, welche man in Egypten haniéh nennt, und ebenfalls sehr gern zu essen scheint. — Dazu ist in Girgeh als Rest der untergegangenen Christenwelt ein katholisches Kloster und eine koptische Gemeinde unter der Invocation des heiligen Georg, von welchem Heiligen ja noch heute die ganze Stadt von ungefähr 20,000 Einwohnern den Namen hat: Girgeh oder Sankt Jürgen.

Sonst hat die in der Nähe des 26<sup>o</sup> n. B. auf dem linken Nilufer gelegene Stadt keine Wichtigkeit, wenn es nicht etwa die ist, daß sie den Ausgangspunkt einer Karawanenstraße bezeichnet, welche vom Nil nach Westen in die große Oase hineinführt, und im Elfenbeinhandel nicht unbedeutend ist.

Hochwichtig ist aber Girgeh für den Alterthumsforscher und Kulturhistoriker dadurch, daß, wie schon

angedeutet, wenige Meilen südlich von dem Orte das elende, wenn auch reizend unter Palmen gelegene arabische Dorf Harabat-el-Madfuneh, das begrabene (madfûn) Harabat oder Ebot, die Stelle bezeichnet, wo das alte Abydos der Griechen, This oder Thinnis gestanden hat, wahrscheinlich der älteste Nomos der ganzen Welt, die merkwürdige Wiege des ersten Königsgeschlechtes, welches je auf Erden aus dem Kreise der Mythen und Sagen hervortrat mit einer wirklichen Zeitgeschichte, und nach Jahren zählte, so daß bei keinem Orte der ganzen Welt der Reisende, der denkende Mensch so wenig vorbeiziehen darf, wie beim alten Ebot, der Stammburg des ganzen alten Pharaonenthums, dem Grabe des Osiris, der Geburtsstätte des Menes.

Am Fröhnmorgen des 9. November wurden unsere Esel am Strande gesattelt, indeß wir am Bord Kaffee tranken. In kleinen Kavelingen rückte unsere lange Gesellschaft, selbst die Damen trotz des weiten Mittes, aus dem Dunge heraus, — *les ânes et les savants*, wie es schon zur Zeit des ersten Napoleon hieß, wobei ich nicht die Bemerkung unterdrücken kann, daß die großen Geister Europas sich auf den kleinen ungemein behenden und zierlichen Eselchen Afrikas schrecklich unvortheilhaft ausnahmen, und neben den Erscheinungen einiger Kawassen in flatterndem orientalischen Kostüm mit krummen Schleppjäbeln auf mu-



thigen Rossen total wegfielen, und manchmal selbst abfielen von den Reitthieren. —

Gleich hinter der Stadt hatten wir mittelst eines etwas urzuständlichen Fährbootes einen Kanal zu passiren. Dann ritten wir auf einem Damm in schnurgerader Richtung mindestens eine Stunde südöstlich bis zu einem Dorfe unter Palmen, Verdiffe mit Namen, wo der Dammweg in einem rechten Winkel nach Südwesten führt und nach Verlauf von mindestens einer Meile den Rand der libyschen Wüste erreichte.

So hatten wir denn mehrere Meilen durch die fruchtbare Nilebene zu traben und damit eigentlich zum ersten Mal volle Gelegenheit, die angebaute Niederung des alten heiligen Stromes in einiger Ausdehnung genau kennen zu lernen. —

Vor allen Dingen findet man auf solchem Ritt die Beobachtung bestätigt, daß das nächste Ufergestade des Nils in Folge der reichlicheren Schlammablagerungen zur Zeit der Ueberschwemmungen etwas höher ist, als die sich ferner ab vom Fluß ausdehnende Fläche, wie wir das auch schon bei Siout bemerkt haben. Während wir auf unserm ganzen Ritt von Girgeh bis Verdiffe fortwährend die üppigste Vegetation von Zuckerrohr, Mais u. s. w. bis Manneshöhe neben uns erblickten, so daß wir mit Bestimmtheit annehmen konnten, es wäre dort das Nilwasser

schon seit Wochen und selbst Monaten zurückgewichen, fanden wir von Berdisse nach Südwesten gegen die Wüste hin den Boden mit einer allmählig immer niedriger werdenden Vegetation bedeckt, bis das fruchtbare, dunkelschwarze Erdreich ganz bloß lag und endlich in einen grauen Landsee überging, der sich meilenweit längs der Wüste hin erstreckte, und erst nach einigen Wochen abgelaufen sein konnte. So scheint es denn, daß man in Egypten je nach größerer oder geringerer Entfernung vom Nil fast zu allen Zeiten säen und ernten könne.

Daher kommt es aber auch, daß aller Landverkehr, soll derselbe nur einigermaßen sicher sein, nur auf Dämmen vor sich gehen kann. Wirklich sind auch die Dämme hinter Girgeh, zumal der lange Damm von Berdisse bis zur Wüste, eine ausgesprochene sogar mit steinernen Brücken über einzelne Kanäle versehene Landstraße, die ich eine ganz wohl erhaltene nennen möchte, wenn nicht an einer Stelle von den mächtig anfluthenden Wellen des austretenden Nil ein großes Stück des Dammes heraus gerissen gewesen wäre, falls der breite Riß nicht absichtlich gemacht worden war, um die Landschaft möglichst uneingeschränkt den befruchtenden Wassern auszusetzen. An der so entstandenen Lücke war eine provisorische Fährre angelegt, um nach und nach unsere gelehrte Eselkarawane hinüber zu schaffen. Daß gerade dieser Dammweg von

Berdiffe nach der Wüste der Anfang der schon eben erwähnten Karawanenstraße nach der großen Dase und Darfur ist, darf hier nicht übersehen werden.

In der fruchtbaren Nilfläچه trafen wir außer dem mehrfach genannten Flecken Berdiffe eine Anzahl ganz kleiner Weiler (naget) oder einzeln liegende Lehnhäuser. Alle Wohnungen machen sich schon von fern kenntlich durch ein kleines Bosquet von Dattelpalmen; alle Häuser liegen einen oder einige Fuß höher als die Ebene; um alle schwärmen Tauben umher, die sich vollkommen gut mit den zahlreichen rothen Adlern, den unvermeidlichen Anwohnern solcher Weiler und Dörfer zu vertragen scheinen, und damit dem ländlichen Bilde einen reizenden Friedensanstrich geben.

So wie man den äußersten Saum der Nilüberschwemmung erreicht hat, steht man am Rand der unerbittlichen Wüste, so daß es durchaus keinen Uebergang vom Ackerboden zum Wüstenboden giebt. Wo der eine schroff aufhört, fängt der andere ebenso schroff an. Zur linken Seite den grauschwarzen Nilmorast lassend, trabten wir am Wüstenrand vorwärts, dessen eintönige Verödung nur mittelst der aufwirbelnden Sandwolken einige Veränderung und einigen Bewegungsanstrich gewann.

Endlich tauchte ganz in der Ferne am Rande des Nilgrundes ein Palmetum auf mit einigen armseligen Häusern, das Dorf Harabat-el-Madsuneh, das be-



grabene Harabat. Und in der That, tiefer im Sande der Wüste und der vollständigsten Vergessenheit ist wohl nie ein historischer Punkt von großer Bedeutung begraben worden, als dieses Abydos! — Als Osiris gestorben war, ward nach vielen wunderbaren Fügungen seine Leiche in Ebot begraben; denn ganz besonders war „Osiris der Herr von Ebot“. Aus diesem heiligen Osirisorte gingen mit dem ersten historischen König Menes oder Mena, nach Mariette etwa 5000 Jahre v. C., die beiden ersten Pharaonendynastien hervor, die zusammen 555 Jahre regierten und gleich von vorn herein nach dem Vorbilde des göttlichen Osiris die Gegend des Nil zu herrlicher Blüthe entwickelten. Lag auch der Schwerpunkt des alten Egyptens später bald in Memphis und im Nildelta, bald in der hundertthorigen Thebe, immer blieb Abydos oder Thinnis die heilige Stadt Egyptens, ein Mekka oder Jerusalem wegen der Grabstätte des ägyptischen Propheten Osiris, aber auch eine Art von Père la Chaise; denn Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch strebten die vornehmen Egypter darnach, in der Nähe des Osiris begraben zu werden. Und als nun zur Zeit der großen Thutmosen und Rameffiden, zur Zeit als man anfing, die Juden im Lande Gosen zu bedrücken und als sie unter Moses von Egyptenland auszogen, Theben das Herrlichste ward, was die Welt bis dahin gesehen hatte, da gedachte man auch ganz

besonders der alten Ojirisstadt und errichtete dort prachtvolle Tempel, so herrlich, wie sie das hundertthorige Theben selbst kaum besaß.

Und das Alles, was noch später die Bewunderung der Griechen und selbst noch der Römer erregte, verschwand im Sande! So spurlos verschwand es, daß man nicht einmal die Stätte mehr kannte, wo Thinis oder Ebot gelegen war, bis der Name Harabat-el-Madsounch als der eines „begrabenen“ Ortes die Aufmerksamkeit auf einen ungeheuren Schuttberg leitete, welcher fast wie eine kolossale Anhäufung von Flugsand sich bis unmittelbar an die romantische Misère des arabischen Dorfes herangedrängt hat. Ein nördlicher Ausläufer der Schuttgegend hieß Kom-es-Sultan, der Sultanenhügel, gerade als ob eine alte historische Abhandlung, eine mündliche Tradition, die selbst am Wüstenrande nicht schweigt, den Beduinen gesagt hätte, daß hier unter scheinlosem Wüstenschutt alte Sultanengeschlechter, egyptische Pharaonen begraben lägen.

Durch die unermüdlichen Ausgrabungen von Mariette-Bei ist, nachdem man von Abydos die ersten Spuren und Tempelzinnen schon früher wieder entdeckt hatte, der merkwürdige Ort, wenigstens zum Theil wieder, dem Licht und der Gegenwart zurückgegeben worden. Besteigt man an dem südlichen Ende des mächtigen Schutthaufens den Anberg, so blickt man

— und gewiß Jeder mit staunender Ueberraschung — von der Anhöhe hinab in eine weite Vertiefung, in der sich ein Vorhof und die herrliche Vorderseite eines prachtvollen Tempels befinden, während die andern drei Seiten des Bauwerkes noch im Schutt stecken, und nur das mächtige Dachplateau frei liegt.

Der von einer ganz niedrigen Mauer umgebene Vorhof ist nach meinen Schritten gemessen 60 Schritte tief und 74 Schritte breit. So breit ist denn auch der Tempel. Zwölf viereckige Pfeiler bilden die Fassade. Hinter ihnen führt ein Doppelingang durch die dicke Mauer in den ersten Säulenraum, welcher aus vierundzwanzig Säulen, in zwei Reihen gestellt, sich aufbaut. Dann folgt wieder eine Abtheilungswand und hinter derselben wieder eine herrliche Säulenhalle mit sechsunddreißig Säulen in drei Reihen, ein Raum von mächtiger Wirkung. Nun aber gestaltet sich der Bau höchst merkwürdig. Statt eines einzigen Mittelsanctuariums, wie sich ein solches in der Regel als Mittelstück des Hintergrundes in egyptischen Tempeln befindet, münden fünf längliche und gleich große Kammern, jede mit einem eigenthümlichen Längsgewölbe, auf diese letzte Säulenhalle. Wir haben schon in Theben beim Tempel der Hatajou (Deir-el-Bahari) gesehen, daß die Egyptianer nicht immer wie wir ihre Gewölbe bauten. War ein Dach, ein Ueberbau fertig gemacht aus jenen ungeheuren Quaderstei-



nen, von deren Handhabung wir bei ihrer Länge von 20—24 Fuß mit 5 Fuß Dicke und Breite wirklich gar keinen Begriff haben, so meißelte man ganz unbefangen nachher ein Längsgewölbe von unten hinein. Die kolossalen und doch so haarscharf eckigen und elegant zugehauenen Quadersteine hielten sich in gegenseitigem Druck fest aneinander ohne alle Kalkverbindung und konnten ganze Volksmassen, ganze Lehmdörfer tragen.

An die eben angedeuteten Längsgewölbe des Tempels von Ebot reihen sich dann im tiefsten Hintergrunde verschiedene kleinere Kammern an, so daß der eigentliche Plan des erst seit einigen Jahren bloßgelegten Tempels noch gar nicht genau aufgenommen ist und auch auf den ersten Blick nicht klar eingesehen werden kann.

Was aber dem herrlichen Tempel sein Hauptinteresse giebt, ist ein Anbau, ein Nebenbau unter ganz gleichem Dache im Süden des Hauptgebäudes, in welchen ein leichtansteigender Corridor führt, so daß der Tempel als ein Doppeltempel, oder doch als ein zweigetheilter Tempel anzusehen ist, gerade wie der Tempel von Kurnah in Theben, auf dem linken Nilufer, mit dem er aus ganz gleicher Zeit stammt, oder wie der Tempel von Dmbos gleich unterhalb Assuan, in dessen Gleichtheiligkeit wir vielleicht ein Gedenkzeichen der Tagundnachtgleichen erkennen durften. — Dieser

Anbau, dieser secundäre Tempel von Abydos ist, — fast möchte ich sagen unbedingt die Perle von Egypten aus folgendem Grunde.

Der mächtige, eben erst wieder dem Sande abgewonnene Tempel von Abydos ist vom Pharao Sethi, dem Vater des großen Ramses II. erbaut, also zur Zeit der 19. Dynastie, wo Egypten auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes stand. Der eben genannte Sohn des Sethi hat offenbar mit Theil gehabt am Bau des Heiligthums, und so mag dieses dann gegen das Regierungsende des Sethi errichtet worden sein, also etwa um 1400 Jahre v. Chr. wo der eben erwähnte Tempel von Kurnah ebenfalls errichtet sein mag.

Was ist aber der Tempel von Kurnah neben dem von Abydos! Schon der alte berühmte Geograph Strabo, der den großen Tempel von Abydos das Memnonium nennt, rühmt ganz besonders die wundervolle Pracht seiner Ausschmückungen. Und wirklich, mir selbst erscheint nichts herrlicher als die Sculptur, Hieroglyphik und Malerei von diesem Sethitempel in Abydos. Nirgends sind so viele Götterbilder dargestellt, wie hier. Der fromm sein sollende und doch so übermüthige Stolz der Thutmosen und Namessidien, der uns in Theben und wo sonst nur immer jene mächtige Dynastien bauten und sich ver-

ewigten, entgegentritt, ist hier nirgends zu sehen. Da ragt kein Sesostris auf prachtvollem Schlachtwagen empor aus der Menge der zermalnten Feinde! Da sind keine Marterscenen dargestellt, auf denen den Besiegten, den Ketahs, Notennus und Kuschiten 2000 Ohren abgeschnitten und noch schändlichere Verstümmelungen angethan werden. Da wird nirgends in bombastischer Rede und Selbstüberhebung erzählt, wie viele Krieger der Pharao selbst niedergestochen oder mit dem Bolzen erschossen habe! In Abydos ist Alles Friede, Stille, Anbetung, Götterverehrung! Da sehen wir prächtig in Farben gemalt den klugen Gott Thot, den Hermes der Egypter mit seinem Ibis Kopf, — weiterhin den jugendlichen Horus mit seinem Sperberkopf, den geliebten Sohn der Isis, — dann die Isis selbst mit einem wundervollen Frauenkopf, dessen feines Profil wirklich unübertrefflich schön ist, in der Hand das bekannte Zeichen des Lebens, woraus das Sistrum construirt worden ist. — Da werden überall den Gottheiten Opfer zubereitet und dargebracht! Eine Reihe von Männern hat an langem Strick einen wilden Stier herangeschleppt. Vögel flattern herbei, um den Himmlischen geopfert zu werden, — eine ganze Fauna von Egypten kann man aus all den Gruppen zusammenlesen, deren Farben, — roth, blau, gelb — wirklich ganz merkwürdig erhalten sind trotz der 3000 Jahre und mehr, die daran vorbeige-



zogen sind. — Fast möchte man vor solchen alten Farben an die Glasmalereien unserer Dome denken.

Und doch ist diese göttliche Darstellung, — ich möchte sagen diese katholische Zusammengruppirung aller Heiligen des alten Egyptens noch immer nicht das Bewundernswürdige, das Imposante im großen Tempel von Abydos. Das ist vielmehr in der oben angedeuteten Seitenkapelle oder Nebenabtheilung nach Süden zu suchen. Hier ist die Färbung der Wände, zumal im Corridor, einfach dunkel, fast schwarz. Sethi und sein Sohn Ramses sind abgebildet, der eine vor dem Opferfeuer den Göttern dienend, der andere einen Lobgesang anstimmend. Vor ihnen sind in langer Reihe gleichsam tabellarisch die Königsschilde von 76 Pharaonen basreliefisch dargestellt mit einer Genauigkeit, einer Vollendung, die wirklich staunenswerth ist. Das erste Schild ist das des Königs Menes des Thiniten. Das Ganze ist eine wirkliche Königs-geschichte, eine Pharaonenchronik von Egypten, die kostbarste und vollständigste, die man nur haben kann, und die wohl jenen berühmten Papyrus in Turin, die hochwichtige Kammer aus dem Tempel von Karnak, und selbst wohl gar die so ganz einzige Tafel von Sadarah, von der wir noch weiter unten reden werden, als historisch wichtige Monumente übertreffen möchte. — Ein anderes hervorragendes Monument von chronikalischer Bedeutung war bisher die soge-

nannte Tafel von Abydos im brittischen Museum zu London, eine in Stein gehauene Liste von 30 Königsschilden, deren ursprünglich 50 gewesen sein sollen. Diese Tafel ward in einem kleineren Tempel des Schuttes von Abydos gefunden, welcher Tempel von Ramses II. dem Großen, herstammte, und nur noch aus einer einige Fuß hohen Mauer bestand, die jetzt wieder vom Sande bedeckt zu sein scheint. Trotz all ihrer bis dahin einzigen Kostbarkeit soll auf dieser Tafel vieles unklar und willkürlich (namentlich in der Reihenfolge der Dynastien) gestellt sein. Das großartige Chronikenmonument dagegen im Sethitempel von Abydos übertrifft an Klarheit, Reichthum und Schönheit in der technischen Ausführung vielleicht Alles, was uns das Alterthum an hieroglyphischer Darstellung hinterlassen hat, abgesehen von der großen historischen ganz einzigen Bedeutung, die ihm von Fachmännern in der Egyptologie eingeräumt wird.

Nirgends habe ich als absoluter Laie vor den Geheimnissen am alten Nil eine solche Impression von den schönen lithographischen Arbeiten der Pharaonenzeiten bekommen, wie in jenem düstern Corridor und dem Nebentempel von Abydos, und ich glaube wirklich, wir haben in unserer europäischen Kunst gar keinen Begriff von solchen wundervollen Kunstleistungen in großem Style, welche Leistungen wir in

kleinem Maaße, und selbst da schon mit dem vollsten Rechte unter Staunen, auf einzelnen aus Diorit oder dunkelschwarzem Granit, — meinetwegen Basalt genannt —, ausgehauenen Sargdeckeln sahen, auf denen eine längere, eingegrabene Inschrift allein ein Meisterstück genannt zu werden verdient, — wirklich wir haben gar keinen Begriff von solchen Tempeldecorationen! — Da ist so eine ganze Tempelwand, oft eine Wand von den größten Dimensionen und so glatt wie eine polirte Tischplatte, von oben bis unten förmlich übersät mit Zeichen und Inschriften. Da sind alle Königsschilde haarscharf gearbeitet und vollkommen correct oval eins dem andern ganz gleich. Da sind Millionen von hieroglyphischen Buchstaben, alle wie aus einem Guß gemacht in Form, Tiefe der Figur und Schärfe der Ränder. Wenn die Zeichen alle gradlinig wären, so könnte man sich ihr Zustandekommen schon erklären; aber außerordentlich viele Figuren sind wellig, haben runde Kontouren, sind Thiergestalten, — wirklich vor solcher Niesenarbeit steht dem Betrachter recht eigentlich der Verstand still.

Und nun erst gar, wenn die heiligen Zeichen nicht vertieft eingetragen werden, sondern hervorspringen sollen! Da muß erst die ganze Zeichnung auf die Wand aufgetragen werden. Dann wird die ganze Wand zwischen den Zeichnungen und Zeichen sorgfältig abgetragen, so daß die Zeichen hervorspringend



stehen bleiben. Das ist aber eine Arbeit, die eine ungeheure Ausdauer und Sorgfalt verlangt; denn ein kleiner Fehler würde das ganze Monument verunziert und unmöglich gemacht haben.

Beim Anblick oder beim Hörensagen von solchen Herrlichkeiten durfte wohl der alte Plinius (natur. hist. V. 11.) die Stadt kurzweg bezeichnen: *Oppidum Abydus Memnonis regia et Osiris templo inclutum*, mit dem Zusatz, daß der Ort 7400 Schritte vom Fluß entfernt in Libyen hinein läge.

Und dabei kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Wenn Strabo den Tempel das *Memnonium* nennt, und Plinius von einer *Regia Memnonis* spricht, so dürfen wir, wenn wir sehen, daß der Sethitempel von allen andern Tempeln Egyptens so merkwürdig abweicht, daß er neben seinen prachtvollen Säulenhallen noch so viele wirkliche Prunkgemäcker hat, die Idee gar nicht von uns abweisen, daß hier wirklich eine *Regia Memnonis*, eine Pharaonenburg vor uns liege und daß jener andere Tempel das *templum Osiris* des alten Plinius gewesen sei. Der Nebenbau am *Memnonium* wäre dann recht eigentlich der Ahnensaal dieser Pharaonenburg gewesen. — Auf geradem Wege durch die Wüste lag Ebot höchstens 15 Meilen von Theben. Wirklich können die Kameessiden in Abydos sich eine Art von *Sans-Souci* errichtet haben, in welchem sie sich dem Nachsinnen

über die lange Reihe der alten Pharaonen und der Verehrung der Götter, wie sie dieselben auf den Wänden der Burg hatten darstellen lassen, ungestört hingeben konnten. —

Wir würden aber die volle Bedeutung des alten Abydos ganz verkennen, wenn wir nicht einen untersuchenden Blick auch auf seine Leichensteine werfen wollten.

Schon oben sagte ich, daß von Alters her die vornehmen Egypter sich eine Grabstätte in der Nähe des großen Osiris zu erwerben suchten, und daß dieser göttliche Held und Segner der Menschheit in Ebot begraben worden wäre. Eine kleine Strecke nördlich vom Schutthausen von Harabat-el-Madsouneh liegt eine andere Erhebung, Kom-es-Sultan, Hügel der Sultane. Als man vor wenigen Jahren anfing, den großen Schutthügel von Kom-es-Sultan zu untersuchen, da fanden sich, oft Stein an Stein gedrängt, so viele mit Inschriften übersäete Leichensteine oder Stelen, daß sie wie Blätter einer fossilen Steinchronik in folio, wie Scholien zu den Königsschilden im Memnonium, einen wundervollen Anhalt gaben, um mit ihren todten Namen und Legenden einzelne bis dahin verödet erscheinende Perioden der Pharaonengeschichte förmlich zu beleben. — Wer das ägyptische Museum von Boulacq durchwandert, wird überrascht werden von der Menge von Leichensteinen und deren

Inskriften. Vier Fünftheile dieser zahlreichen Stelen, d. h. gegen dreihundert davon, sind aus dem Schutt von Kom-es-Sultan herausgegraben worden. Die meisten davon gehören der sechsten Dynastie an (3700 J. v. C.), der zwölften (3000 J. v. C.) und der dreizehnten (2800 J. v. C.), denen sich dann eine Menge aus der Blüthezeit Thebens, aus den Zeiten der Thutmosen und Ramessidien anreicht, — vielleicht ein großer, wichtiger Wink, die hier im Tode so eng vereinten Dynastien auch in ihrer Reihenfolge geschichtlich eng an einander zu rücken, und nicht immer die Dynastien Thebens, des alten Memphis und des Delta nach einander und zwischen einander, sondern auch recht oft neben einander aufzustellen und abzuhandeln. — Bei so merkwürdigen Funden von alten Stelen hofft Mariette-Bei allen Ernstes darauf, noch einmal das Grab des alten Osiris selbst zu finden und eine alte Mythe in eine alte Geschichte umzuwandeln. —

Wahrhaft glänzend sind manche Stelen von Abydos ausgerüstet. Sie enthalten merkwürdige Familiennachrichten, Verwandtschaftsangaben und ganze Genealogien, oft lange Psalmen an die Gottheiten, Selbstverherrlichungen einzelner ägyptischer Großer und ausgedehnte Lebensläufe mancher Pharaonendiener, so daß man oft alttestamentarische Psalmen, oft altjüdische Geschichten zu lesen glaubt. Der von



Mariette-Bei abgefaßte Katalog des Museums von Boulaq enthält eine Menge der interessantesten hierher gehörenden Uebersetzungen und Details von einzelnen Stelen aus Abydos, denen sich dann noch sehr merkwürdige Scarabäen und andere Monumente aus Harabat-el-Madsouneh anreihen mit den eigenthümlichsten biographischen und historischen Notizen. —

Ich kann nicht umhin, auch bei Gelegenheit von Abydos einige von diesen Notizen aus dem bezeichneten Katalog wieder zu geben.

Nr. 541, großer Scarabäus von Amenophis III. (1418—1442 v. C. — 18. Dynast.), demselben Fürsten, von dem die Memnonsäule herkommt. Aus der Inschrift sehen wir, daß die Frau dieses mächtigen Thutmosen Taia hieß, die Tochter des Fouaa und der Touaa, und daß die Grenzen Egyptens damals südlich bis zum Lande Kar-i, nördlich bis Mesopotamien gingen. Die Frau war nicht von königlichem Blut, nicht einmal Egypterin. Im mächtigen Grabmal der Pallakides oder Pallades von Theben haben wir sie mit rothigen Wangen und als weiße Frau gemalt gesehen. Sie war wahrscheinlich eine Asiatin, vielleicht eine Sykos, Jüdin oder gar kleinasiatische Griechin. Ihr Sohn Amenophis IV. verfolgte den alten Ammondienst und mit ihm das Andenken seines eigenen Vaters. Er nannte sich Khou-en-Aten nach einer neuen Gottheit Aten, die wahrscheinlich mit sei-

ner Mutter importirt ward. Ob das ein Adonaidienst, oder gar ein Athenedienst war, läßt sich nicht entscheiden.

Neben diesem Scarabäus ist ein anderer desselben Königs, ein Andenken an seine Löwenjagden, aus dessen Inschrift wir sehen, daß der Pharao in den ersten zehn Jahren seiner Herrschaft mit eigenen Händen 102 Stück dieser schrecklichen Thiere erlegt habe.

Nr. 516. Fragment einer Königinstatue mit einem Geierkopfsputz (Zeichen der Mutterschaft), welches sich in Abydos zwischen Denkmälern aus der 6. Dynastie fand. Mariette meint aber, es könne aus einer der beiden ersten, also wirklich Thinitischen Dynastien stammen und dürfte dann nach seiner Angabe etwa 6000 Jahre alt sein.

Bei Gelegenheit von Karnak haben wir auf einem Denkstein die Verherrlichung eines Menschen (Thutmes III.) gesehen. Ein Stein von Abydos giebt uns die Lobpreisung eines Gottes. — Nr. 948 ist die Stele eines königlichen Mundschenken mit Namen Roma zur Zeit der 19. Dynastie. — Oben auf dem Stein ist Roma, seine Schwester und seine Tochter dargestellt, die sich dem Osiris u. s. w. vorstellen. Dann folgt ein langes Gebet, in dem es unter anderem heißt: „Heil dir, Osiris, erster Sohn des Gottes Seb, des Ältesten der fünf Götter, die von

der Göttin Nout geboren sind, ältester großer Sohn seines Vaters Ra, des Vaters der Väter, welcher einen Platz einnimmt neben Ra, dem König der endlosen Zeiten und Herrn der Ewigkeit, — der Erste im Kreise der Götter, dessen Tugend mächtig ist! Kaum hervorgegangen aus den Eingeweiden seiner Mutter, hat er die weiße Krone angenommen; die Vereinigung der Königskronen ist auf seinem Haupte. Niemand kennt seinen Namen! Unzählbar sind seine Namen in den Städten und Districten. Wenn die Sonne am Himmel aufgeht, so geschieht das nach seinem Willen; wenn sie untergeht, so betrachtet er ihre Schönheit. Heil dir, den dein tugendhafter Name so groß macht, du ältester Sohn unter den Auferstandenen. Es giebt keinen Gott, der das thut, was er gethan hat! Er ist der Herr des Lebens und man lebt durch seine Schöpfung. Niemand kann leben ohne seinen Willen! Er macht Alles gedeihen, was ihn umgiebt. Er ist Osiris von Ebot, Herr von Tattou, König des Amenti (Schattenreich), er ist es, der sein Haupt bedeckt mit den beiden langen Federn (der Gerechtigkeit). Wenn er am Himmel erscheint, so begrüßt ihn Beset in ihrer doppelten Form vor ihm. Er ist die Seele der Todten in der Gegend der Abgeschiedenen! Er ist der Sahou der Herren im Gau von Abydos! Er hat die Sonne in ihrer Pracht erschaffen. Die Menschen und die Götter, die



unsterblichen Todten und die Abgeschiedenen verehren ihn in ihrem Herzen. — Dieses ist gesprochen von dem, der das Amt hat, die Getränke für das königliche Haus auszutheilen, der der königlichen Gürtung des wohlthätigen Gottes (des Königs Kämmerer) vorgelegt ist, Roma, genannt der Gerechte. Er sagt: Ich komme zu dir, Herr von Tofer, Osiris, König von Ebot. Ich bin die Wahrheit selbst gewesen, als ich auf der Erde war! Ich habe Gerechtigkeit geübt, ich habe mich immer fern gehalten von der Sünde! Gewähre mir strahlend unter dem Himmel zu sein, mächtig auf der Erde, und für gerecht erklärt, wie die Meisten im Lande der Todten, — laß meine Seele gedeihen u. s. w.“

Fast glaubt man einen Davidischen Psalm zu hören.

Manchmal enthalten die Stelen von Abydos die ins Kleinste gehenden Erzählungen, z. B. lange Biographien, wie z. B. Nr. 922, ein großer Denkstein mit einer schönen Inschrift von 50 Zeilen vom Grabe eines treuen Beamten Duna aus der 6. Dynastie, der ein Diener war bei den drei Königen Teti, Papi und Meri-en-ra. Bei dem ersten war er Intendant der Domainen, beim zweiten Kämmerer (Sah) und Gouverneur von Abentesch (Aethiopien), als welcher er siegreiche Kriege gegen die Herouscha führte. Immer höher stieg er unter dem dritten,

Meri-en-ra, auf dessen Befehl er allerlei Bauten bei Pyramiden zu besorgen hatte u. s. w.

Wenn der Mann nicht Duna hieße und einer viel älteren Zeit angehörte, so könnte man versucht sein, in der langen Lebensgeschichte die Historie von Joseph in Egypten zu erkennen.

Aber genug von Ebot, der alten Osirisstadt! Muß ich doch fürchten, daß ich, weil mich das alte Abydos so ganz besonders anzog und fesselte, meine Leser ganz besonders damit gelangweilt habe.

Und da will ich denn zur Ehre der Wahrheit ganz offen gestehen, daß wir, als wir am 9. November 1869 die Herrlichkeiten in der Wüstenei bei Harabat-el-Madsouneh hinreichend betrachtet, bewundert und nach besten Kräften studirt hatten, ebenfalls in einen kleinen Geistesmarasmus verfielen. Vor Sonnenaufgang aufbrechen, auf trippelnden Eseln vier volle Stunden durch nilotischen Morast und libyschen Sand sich rütteln lassen, den Schutt von Harabat-el-Madsouneh auf und nieder klettern, stundenlang Memnonis regiam et Osiris templum bewundern, — das Alles unter dem 26<sup>o</sup> n. B. in einem schattenlosen Wüstenchaos und unter dem wolkenlosesten Himmel, welcher trotz des Spätherbstes immer noch 25<sup>o</sup> R. zu Stande gebracht hatte, — und nun kein Frühstück, nun nirgends ein Imbiß, ein Labetrunk, höchstens eine Gulleh mit unjiltrirtem Milwasser aus dem elenden Harabat-

el-Madsouneh, das waren die „Eingeladenen des Khedive“, denen man ein glänzendes Frühstück im Memmonio verkündet hatte, längst nicht mehr gewohnt. — Allgemeines Warten, internationale Langeweile, polyglottische Salembourgs, und endlich communistischer Aufruhr, — Alles war umsonst; die mit dem Frühstück beladenen Dromedare kamen nicht, und es ging uns in der Wüste Libyens, wie es den Juden im Exodus ging, bevor das Manna vom Himmel fiel. — Ein Kawasse nach dem andern sprengte nach Norden längs der Wüste, um zu sehen, ob die Kameele nicht kommen wollten. Freilich boten die auf schnaubenden Arabern dahin jagenden braunen Männer in ihrer fliegenden orientalischen Tracht mit dem Yatagan einen prächtigen Anblick, — aber das kleinste Frühstück wäre uns doch lieber gewesen. — Weithinaus spähten wir von der Spitze des Hügels! Im Osten das entzückende Milthal, aber nach allen anderen Richtungen hin die öde gelbgraue Wüste, im Westen das Kalkgebirge, hie und da ein im Sande gelagerter Büffel, ein langsam schreitendes Kameel, — — — da plötzlich aufwirbelnder Staub im Norden: Die Dromedare war der allgemeine Ruf, die Dromedare! Unsere Kawassen kamen zurück gesprengt, als ob sie einen Sieg zu verkünden, oder als ob sie die Ankunft jener Karawane in „Nathan dem Weisen“ zu melden hätten. Die Dromedare! Das Frühstück!



Und nun kamen wirklich die Dromedare; nun war wirklich das Frühstück da! Andächtig knieten die hochbeinigen und hochbepackten Thiere im Vorhof des Sethitempels nieder, und ein ganzer Haushalt entstieg den Körben und Kisten. Ganze Magazine von Weinflaschen und Bier, von Schinken, Braten und Kalefuten, von Pasteten, Brod, Butter, Käse, Wurst, Datteln und Rosinen folgten den Tellern, Gläsern, Messern und Gabeln! Noch fünf Minuten, — und die frommen Hallen des alten Memnoniums waren umgewandelt in einen phantastisch-tollen Speisesaal mit hundert Gästen von allen möglichen Zungen und Kategorien in den wunderbarlichsten Gruppen gelagert an Säulen, Nischen und Mauervorsprüngen. [Messer und Gabel wirbelten einen enharmonischen Generalmarsch; die Rorken knallten und die Deipnosophisten stürmten unter Summen und Lachen los gegen die Barricaden von ausgesuchten Speisen. Wie wunderbar fraternisirte noch Deutschland mit Frankreich an dem Tage! Der „Gaulois“ Tarbé schwur uns ewige Freundschaft, und Madame Louisa Collet vom „Siècle“ strafte zum ersten Male einem kleinen Calembourg („Sie Ekel“) unserer Seite Lügen, und war liebenswürdig gegen uns, wie wir es nie gegen sie gewesen waren. Ja, es war ein großes Völker- und Friedensmoment dieses Frühstück im Memnonium von Abydos, die vollendetste Incarnation des Dichterwortes:

Seid umschlungen, Millionen! — gerade wie an dem Abend, als wir eben von Marseille abgefahren waren im schönsten Völkerrfrieden.

Aber solche Momente lassen sich gar nicht beschreiben! Ganz gewiß hat die alte Regia Memnonis in all den 3000 Jahren ihres Bestehens keine solche lebensvolle, übermüthige Scene, keinen solchen humoristischen Menschenconflux erlebt, wie am 9. November. In einer Niesche stehend, in welcher wohl früher irgend ein alter längst unmöglich gewordener Nilgott paradirte, und die herrliche Halle mit ihren 24 edeln Säulen und ihren hundert jubelnden Gästen überschauend, auf welche die pharaonische Mythologie an den Wänden ringsum wie Delgötzen herabstarrte, konnte ich nicht umhin, fortgerissen von der wundervollen Paradoxie der Situation, lachend mit meinem Glase dem nächsten Genossen zuzurufen: O Isis und Osiris! Jubelnd leerten wir unsere Gläser auf das Wohl des ältesten, normalsten Ehepaars im Weltall, der Isis und des Osiris.

Aber doch schien es, als ob die beiden Göttlichen etwas erzürnt worden wären über das Treiben der Eintagsfliegen im Memnonium —, als ob sie uns allerlei Neckereien zukommen lassen wollten. Wir mußten wieder an unsern Rückzug nach Girgeh denken und ritten auch bei guter Zeit in ziemlich unzufammenhängenden Gruppen fort. Aber nun traten ver-

schiedene kleine Fatalitäten an das Tageslicht. Unsere kleinen zarten Reiteselchen hatten in der ganzen Zeit nichts zu fressen bekommen und waren wirklich recht baufällig geworden. Dazu war die Mehrzahl unserer Gesellschaft nicht an das Reiten von vielen oder mehreren Stunden, und nun gar auf solchen Eseln, gewöhnt. Ferner mochte das opulente Frühstück auch nicht ganz günstig auf unsere equestrischen Erfolge einwirken, — kurz, es geschah, daß bald dort sich ein Reiter von seinem Thier trennte, d. h. herunterfiel, bald hier ein Esel sich von seinem Reiter trennte, d. h. unter ihm zusammenbrach, und ihn in der Wüste stehen ließ wie den Kolosß von Rhodus am Meeresstrande. Am komischsten sahen einige Heißsporne aus, die sehr muthig gen Abydos getraht waren, und nun ihre Reitthiere nach sich zogen mit Gang und Manieren von Leuten, die sich durchgeritten haben. Matt und abgESPANNT saßen am Wüstenrand auch einige Memmonsäulen auf ihren Postamenten und seufzten im Abendsonnenschimmer, während andere Fakire in Verdiffe einkehrten, und sich um etwas Kaffee mit den Barbaren und Heruschas verständigten.

So kamen wir sehr sporadisch zurück nach Sirgeh. Ich selbst hatte fünf Stunden auf dem Rückweg zugebracht, obwohl ich, wie ich glaube, in Folge meiner südbrasilianischen Reisen, — ich ritt einmal in 11



Tagen 93 deutsche Meilen, — wohl der härteste Reiter von der ganzen Gesellschaft war. Freilich hatte auch ich meinen Esel eine volle Stunde hinter mir herziehen müssen; das arme Vieh war in der Wüste unter mir zusammengebrochen, und vermochte mich erst wieder auf dem Nildamm zu tragen, wo ich mir trotz des Dunkels wie ein Ritter von der allertragischsten Gestalt vorkam, und dem Himmel dankte, als ich in Girgeh abstieg von meinem unglücklichen Esel.

Bis elf Uhr Abends hatten sich denn alle „Eingeladene“, wie wir glaubten, wieder bei den Schiffen eingefunden. Als aber eine genauere Revue gehalten ward, damit nicht etwa am nächsten Morgen Jemand zurückgelassen würde, siehe, da fehlten uns doch zwei Seelen. Unserer deutschen Section fehlte unser Dragoman Schäffer; bei den Franzosen ward Madame Louise Collet vom Siécle vermißt, dieselbe Louise Collet, welche, was ich vorgreifend zum Trost derjenigen Leser bemerken will, die um die edle Dame besorgt sein möchten, nicht lange nach den Suezfesten als Beschützerin eines der berühmten Banditen von Marathon in allen Zeitungen genannt worden ist. — Was konnte aber am 7. November aus dem Dragoman, was aus dem Siécle geworden sein?

Nach humaner Seite hin gesehen freute es uns, daß die Dame mit einem Mann verschwunden war,

der ungemein practisch war, und deutsch, französisch und arabisch fertig redete, wobei ich ja nicht vergessen darf zu bemerken, daß auch unser Siècle gewiß ein halbes Jahrhundert hinter sich hatte, und, abgesehen davon, unbedingt nicht eine einzige Eigenschaft entwickelte, die einem Mann hätte gefährlich werden können. In der ökonomischen Verfassung unseres Schiffes konnten wir keinen empfindlicheren Verlust, als den unseres Dragomans haben, während es der französischen Fraction unserer Milanabasis so ziemlich indifferent erschien, ob Madame Collet da war oder nicht.

— Als ein Reisender à outrance brachte ich eine Hypothese über den Verbleib der Dame zur Gewißheit. Ich hatte das „Siècle“ auf dem Hinwege nach Abydos auf dem Nildamme von Verdiffe wohl bemerkt, war aber in einer Stimmung daran vorbeigeritten, die ich heute Patriotismus nenne, damals aber als eine kleine Bosheit bezeichnet haben würde. Die sehr volle Dame ritt, auf beiden Seiten von einem stämmigen Beduinen gestützt, auf einem Damensattel dessen bescheidene, höchstens für eine schlanke Miß Britannia berechnete Dimensionen nimmermehr das „Jahrhundert“ fassen konnten. Unter den aufgeblähten Rücken des Frauenzimmers war der Esel, wie ein Schiffsrumpf unter den vollen Segeln einer Kriegsbrigg, ganz verschwunden. Und wirklich wankte die Erscheinung hin und her im leichten Morgenwinde

wie eine bei flauer Breeze auf wogender See langsam segelnde Fregatte. Nun, daß sie glücklich nach Abydos kam, habe ich schon bemerkt. Doch schien sie mir schon damals stille und nachsinnend, was ich nicht allein auf die imposante Wirkung des Ortes, sondern auf irgend einen anderen vom Nitt hervorgerufenen Umstand schieben zu müssen glaubte. Seitdem hatte Niemand mehr die nachmalige Löwin von Marathon bemerkt.

Nach allen möglichen und unmöglichen Combinationen über den Verbleib der beiden modernen „Ijis und Djiris“, mit denen wir aber Keinen von ihnen herbeischafften, beschloffen wir sämmtlich, da ja doch in der Nacht nichts anzufangen war, ruhig zu Bette zu gehen und den Morgen abzuwarten. Und wirklich, noch ehe die rosenfingerige Gos über dem Nil aufging und die Memnonssäule tönen machte, waren die Vermißten schon wieder da, und beim Frühstück ward die Geschichte von Hero und Leander bei Abydos nach einer französischen Urkunde so dargestellt:

Treu dem Dienste ihres Siecle hatte die französische Minerve invitée recht eigentlich invita Minerva, d. h. trotz großer Abgeschlagenheit den Rücktritt von Harabat-el-Madsfouneh mit allen Anderen wirklich angetreten, war aber gleich anfangs mit ihren beiden Beduinen zurück und zuletzt ganz allein mit ihnen geblieben und wirklich verschwunden. Der Dragoman



hatte noch die Bepackung der Dromedare mit unserem Frühstückssapparat im Memnonium beaufsichtigt, und war viel später als alle Anderen aufgebrochen. Da wo der Weg die Wüste verläßt und sich dem Nildamm gegen Berdiffe zuwendet, hatte er die sonderbarste Gruppe gefunden, die ihm je in Egypten vorgekommen war. Auf dem Wüstenand saß das Siecle in stummer Verzweiflung, lag der Esel mit hängenden Ohren, standen die beiden Beduinen in braunfarbiger Erstarrung! Sie konnten sich mit der Dame nicht verständigen, und hatten sich nun mit echt orientalischem Stoicismus als treue Diener derselben auf alle Eventualitäten gefaßt gemacht, die das Leben einer Frau durchkreuzen können, inclusive den Tod durch Verhungern oder Langeweile, denn interessant war gar nichts bei der Geschichte.

Bergebens suchte der Dragoman die gefenterte Fregatte, die am Morgen noch so heiter hinaus gewogt war nach Abydos, noch einmal zum Reiten zu bewegen; die Frau konnte eben nicht weiter, und man mußte auf andere Transportmittel sinnen. Die beladenen Dromedare boten alle Unmöglichkeiten dar, eine Reiterin, die ohnehin nicht, und am allerwenigsten auf einem Dromedar reiten konnte, aufzunehmen. Desto brauchbarer erschienen die beiden Beduinen. Der Dragoman improvisirte einen Sack zwischen den leeren Borrathskästen in eine Art von Hängematte

um, in welche man zur Noth die Frau stecken konnte. Aus einem nahen Naget wurden zwei Stangen herbeigeschafft; der tragbare Sack ward fertig, und bewährte sich, als Madame Collet hineingesteckt worden war, vollkommen. Höchst human bestrahlte die erste Mondfichel den Pilgerpfad der leidenden Menschheit wenigstens bis Berdisse, von wo der Weg einfach und unter dem egyptischen Sternenhimmel leicht zu finden war. So ward denn noch die letzte Fraktion der Eboteexpedition rechtzeitig an das Ufer von Girgeh zurückgeschafft, und wir konnten Alle nur mit den frohsten Erinnerungen zurückdenken an das herrliche Abydos, dessen Besuch mir eigentlich den liebsten Paragraphen in meinem ganzen egyptischen Tagebuch ausgefüllt hat und mir unvergeßlich bleiben wird.

---

## Zehntes Kapitel.

### Die Gräber von Beni-Hassan und die Pyramiden.

---

Wirklich fliegend mit Dampf und Strom schossen wir am sonnigstrahlenden Morgen des 10. November den Nil hinunter, wieder dicht unter den prachtvollen Kalkwänden hindurch, deren oberer Ramm in weißem Wolfenschaume steckte, so daß man sie sich bis zur Höhe von Horeb und Sinai träumen konnte. Wieder bei Achmim sausten wir vorbei, wo im Gegensatz zu unserm zischenden Geschwader auf breiter Nilfläche ein Pelikan mit seinen Jungen eine hübsche Naturgruppe bildete. Vor Sohag schleppten uns wieder arabische Kinder Steinkohlen in die Schiffe, während die großen Leute wieder Nil admirari prope res est una spielten und die Nilbewunderung fast als ihr einzig Element ansahen.

Nach 15 Minuten schon jagten wir weiter, und erreichten sehr früh am Nachmittag Siout, aber mitten



in toller Fahrt und inmitten des Flusses lief unser Ferox mit vollem Dampf und Strom auf den Grund, daß uns beim ersten Puff Hören und Sehen verging. Die Dahabieh im Schlepptau des Schiffes schoß natürlich schnell darauf los, und konnte nur mit Mühe seitlich davon abgelenkt werden, mit um so größerer Mühe, als gerade ein ziemlich heftiger Wind wehte. Dennoch litt das Begleitschiff einige Havarie in der Takelage. Unter ungeheuerem Geschrei stürzten sich die Matrosen auf Segel und Taue, um sie zu bergen. Einer von ihnen fiel über Bord, blieb aber am Schiff hängen und kam allerdings etwas ins Gedränge; doch war absolut keine Gefahr dabei.

Da der Mordskandal! Wirklich es wurde einem christlichen Mann angst und bange dabei! Unter fürchterlichem Pathos wurde dem Mann das Leben gerettet. Alle schriegen ihn an, daß er ihnen solche Todesangst gemacht hätte; der Arme war wirklich vom Regen in die Traufe gekommen. Wenig fehlte, so hätte sich das Gesamtpersonal vor Raserei über die Unvorsichtigkeit und vor Begeisterung über die Rettung geprügelst und umarmt. Dann schnatterten sie sich mit furchtbaren Grimassen vor, was dem ins Wasser (nicht einmal ganz hinein) Gefallenen Alles hätte passieren können, zumal zwischen den Rinnladen der Timsah's, derselben Krokodile, von denen wir im ganzen Nil nie eine Spur bemerken konnten, — kurz

es war eine lange Scene zum Todtlachen, bis es denn endlich den Vernünftigeren einfiel, daß wir fest säßen und wieder los kommen müßten. Die meisten Passagiere wurden zu dem Ende nach der Dahabieh hinüber geschafft. Wir stärkeren faßten mit an Stangen und Ruder, um zu schieben; die Räder des Schiffes thaten gewiß das Beste, — wir wurden flott, was die Arabia wieder mit einem Mordgeschrei und einen Psalm auf Allah's Allmacht begleitete; und unverfehrt legten wir wieder an am Hafentort von Siout, dessen Minarets im Abendroth erglühten und auf dem Hintergrund der in bläulichem Dufte schwimmenden Kalkgebirge des Westens ein reizend orientalisches Bild abgaben.

Bald nach unserm Anlegen jagte das ganze Dampfgeschwader der Kaiserin vorüber, ohne daß auf dem Schiff der Dame irgend Jemand zu sehen war; es war eben Speisestunde. Dagegen schien der junge Erbprinz es sich nicht nehmen lassen zu wollen, uns im Vorüberfahren von seinem Schiff, dem letzten von allen, zu grüßen. Er that das in der freundlichsten Weise. Und wenn wir seinen Gruß auch nicht mit einem lauten Hurrah erwidern durften, so winkten wir doch in der dankbarsten Gefinnung nach dem Schiff hinüber.

Die Eile der elf dahin fliegenden Schiffe erinnerte auch uns daran, daß wir einige Eile hätten,

um rechtzeitig nach Kairo und zu den Suezfesten anzulangen. Und da nun wirklich kein Grund mehr vorlag, warum wir mit unserem schnelleren Dampfboot unseren französischen Reisegeossen nicht sollten vorauf eilen, zumal, da wir gern noch die Gräber von Beni Hassan und unbedingt noch die Pyramiden von Gizeh besuchen wollten, so setzten wir Insassen des *Feroz-Ibis* eine Emancipationsacte an den Mentor unserer ganzen Expedition, Herrn Tonino Bei, auf, der zunächst die französischen Gäste begleitete, und brannten wirklich am nächsten Morgen (11. Nov.) durch, während ein starker Nordwind uns entgegen blies und eine Menge Dahabiehs mit weit offenen Segeln, — ein prachtvoller Anblick —, längs der aufgewühlten Fläche des breiten Stromes an uns vorüberjagte.

Am Nachmittag erreichten wir Beni Hassan. Wirklich war das Wasser zurückgetreten. Bei einem hübschen Palmetum oberhalb der merkwürdigen Gräberstelle konnte man trockenen Fußes ans Land springen; eine Promenade von einer kleinen halben Stunde führte über einen fruchtbaren Boden und dann längs des Wüstenrandes hin, wo das ehemalige Dorf Beni-Hassan stand, ein Ort mit unverbesserlichen Dieben und Räubern, deren Wohnungen der strenge Mehemmed-Ali zerstören ließ. Endlich steigt der Weg an der von Numuliten getragenen Kalkhöhe hinauf, und man



steht vor einer von Süd nach Nord auf ganz gleicher Höhe, d. h. in einer geraden Linie sich hinstreckenden Reihe von Grabthüren und Hypogäen, die wegen ihres Alters, ihrer wundervollen Decorationen und unglaublich zahlreichen Darstellungen zu dem prachtvollsten und belehrendsten gehören, was das alte Egypten aufzuweisen hat, und die deswegen auch von allen Untersuchern des Pharaonenlandes in der reichlichsten Weise ausgebeutet worden sind.

Was vor Allem die Gräber von Beni-Hassan anziehend macht, ist der Umstand, daß das volle Tageslicht durch die Eingänge hineindringt, und die hohen, luftigen und trocknen Räume, die nirgends über 80—100 Fuß in die Kalkwinde hineingetrieben sind, ziemlich überall aufhellt. Dadurch verlieren sie vollständig den Grabesanstrich. Vielmehr gleichen sie reizenden Sommerwohnungen und originellen Eremitagen, so daß ich mir von vorn herein dachte, es müßte für einen kleinen Kreis egyptologischer Freunde eine höchst anziehende Aufgabe sein, in diesen Grotten, versehen mit Lebensmitteln und Arbeitsmaterialien, während einiger Monate zusammenhängenden Aufenthaltes gediegene Studien zu machen über die zwölfte Dynastie, zu der die Hypogäen gehören, die denkwürdigen Zeiten der Dufortasen und Amenemha, unter denen Jacob nach Egypten zog und ein Volk ward im Lande Gosen, zu welchen Studien die architekto-

nische Einrichtung der Grotten und ihre reiche Ausschmückung ringsum auf den Wänden den ausgiebigsten Stoff liefern würde.

Als Israel nach Egypten zog! Wie lange doch ist das her! Einige Forscher schieben die Zeit auf 5000 Jahre hinaus. Und doch sehen die Grabhallen von Beni-Hassan so neu, ich möchte sagen so modern aus, daß man glauben möchte, sie gehörten ganz neuen Zeiten an, und wären nur mit Nachahmungen alt-egyptischer Malereien verziert worden, wenn auch manche freilich schon etwas angegriffen sind vom Tageslicht und wohl noch mehr von zerstörenden Händen, über deren Treiben man auch in Beni-Hassan wirklich etwas außer sich gerathen kann.

Nirgends in der Welt ist wohl dem Tode so gänzlich seine finstere, abschreckende Seite genommen, nirgends einem Dahingeshiedenen so sein volles Dasein, sein Schalten und Walten im Leben mitgegeben worden in das Jenseits hinein, wie hier. Oder vielmehr ist er gar nicht in ein Jenseits versetzt worden. — Er selbst, seine Seele, sogar sein Leib, ist hier geblieben in der Felsenhalle des Gebirgs. Tief unten in dem Todtenschacht und dessen seitlicher Mumienkammer, wie wir gleich bei Einrichtung eines Grabes sehen wollen, schläft der Abgeschiedene, um verborgen vor der Außenwelt aufzusteigen in seine Grabeswohnung und dort fort zu leben, wie in einem gemüth-

lichen Sommerstübchen, in welchem kein Götterbild dargestellt ist, sondern Fernsichten gemalt sind, und in ihnen alle nur möglichen Situationen des in freundlicher Villegiatur sich befindenden Besitzers einer solchen Nilereimitage.

Im Ganzen zählt man 36 Grabkammern, von denen oft mehrere in einander gehen und manchmal Hinterkammern haben, so daß die Zahl der Eingangsthüren etwas geringer ist. Die südlichsten sind die einfachsten, kleinsten, schmucklosesten. Nach Norden hin entwickeln sie sich mehr und mehr, so daß die nördlichsten entschieden die bedeutendsten sind, und wirklich prächtig erscheinen.

Das zeigt schon der Eingang. Während bei den südlichen Gräbern nur ein einfacher, länglich viereckiger Eingang, oft sehr niedrig, in die Grotte führt, ist bei den nördlichen Gräbern eine Art von Vorraum, ein Portal aus dem Felsen ausgehauen, welches von zwei Säulen oder Pfeilern getragen wird. Diese Pfeiler aber zeigen schon eine Entwicklung. Während wir bald unten auf dem Pyramidenfeld von Gizeh im Tempel des Hor-em-Ahou, des „Horus im Glanze“, woraus die Griechen den Gott Armachis gemacht haben, die Pfeiler noch als gleichmäßig viereckig und vierseitig sehen werden, sind diese Portalpfeiler von Beni-Hassan schon achteckig, und damit fast säulenartig. Dazu ist die Halle des größten Grabes in-



wendig sogar von 4 Säulen getragen, oder vielmehr von 4 Pfeilern mit 16 Seiten, welche Seiten canellirt sind, so daß wir hier den vollkommensten Uebergang des Pfeilers in die griechische Säule vor uns sehen, gewiß das älteste Beispiel dieser Construction. —

Diese Säulenhalle hat einen ganz besonderen Reiz. Die Decke bildet nämlich drei Längsgewölbe. Wo diese sich in ihrer gemeinsamen Seite treffen, hat man eine Art von Längsbalken (also deren zwei für drei Gewölbe) stehen lassen, welche dann wieder von den vier angegebenen canellirten Säulen getragen werden. Natürlich ist Alles nach einem vorher gemachten Plane aus dem Felsen herausgehauen, und Alles besteht mithin so zu sagen aus einem Stücke. — Die Säulen sind 16—18 Fuß hoch und sehen beim ersten Anblick wie Granit aus. Doch entdeckt man sehr leicht die Täuschung. Der Architect und Maler hat den Kalkstein nur granitartig angemalt, und damit seinem reizenden Bauwerke eine wirklich ganz modern erscheinende Coquetterie hinzugefügt. Die Gewölbe mögen etwa 20 Fuß hoch sein. Das ganze Gemach ist 36 Schritt breit und eben so tief. — Daß selbst aus solchen ganz einzig dastehenden Hypogäen die Mitnehmewuth eine ganze Säule oben und unten absägen und dann fortschleppen konnte, geht wirklich über alle Begriffe. —

Wollte ich noch genauer eingehen auf das Aussehen dieser Grotten, so müßte ich noch angeben, daß in einem der südlichen Gräber schon die Säulenform von zusammengesetzten Lotusstengeln, oben fünffach umwunden mit einem Bande, und in einer geschlossenen Lotusknospe endend vorkommt, woraus eben die vielen Lotusjählenmodificationen der Egypter entstanden sind. Doch das würde mich gewiß hier zu weit führen. Dagegen darf ich eine Hauptsache nicht vergessen. Wenn die Grotten selbst die Wohnzimmer des Todten waren, so mußte er doch auch sein Schlafkämmerchen haben. Nun gut! In jeder Grotte ist meistens rechts an der Seite im Fußboden ein vier-eckiger Brunnen, ein Treppenhaus ohne Stufen, in dessen Grunde dann wieder gerade unter dem drawing room eine ganz kleine Kammer sich findet. In dieser ward die Mumie beigesetzt; sie war recht eigentlich der Todtenwinkel, mit dem man, um nie einen Lebenden dorthin gelangen zu lassen, oft förmlich Versteck spielte, so daß man den Brunnen manchmal noch tiefer machte, nachdem die Todtenkammer verschlossen war, und dann die späteren Zeiten vergebens im Grunde nach der Mumie suchten.

Wirklich bis in das Wunderbare, ja Wunderliche ward der Lebensausdruck in den Grotten der alten Gräber beibehalten. Von mehreren der Inhaber kennt man die Namen und den Lebenslauf, den uns Mariette

die Freundlichkeit gehabt hat, aus den Hieroglyphen in sein „Itineraire“ hinein zu übersetzen. Im nördlichsten Grabe haust Ameni-Amenemha, der uns in der Inschrift zu beiden Seiten der Thür seinen Lebenslauf selbst erzählt. Er war General der Infanterie unter Dufortasen I. und machte mit dem Sohn seines Königs einen Feldzug gegen die Apou und dann einen andern gegen die Aethiopen. Auch war er Gouverneur einer Provinz, als welcher er sich für seine gute Verwaltung ehrenvolle Auszeichnungen von seinem Fürsten erwarb.

Sein nächster Nachbar ist Noum-hotep, ebenfalls aus dem Anfang der zwölften Dynastie, unter dem König Amenemha III. lebend. Er erzählt uns ebenfalls seine Lebensgeschichte. Seine ganze Familie und er selbst stammten aus der Stadt Menat-Koufou (vielleicht Minieh): Sein Vater war in derselben Stadt Gouverneur der Ost-districte und ein Staatsmann. Er selbst war, wie sein Nachbar, Gouverneur einer Provinz, und darf sich seiner Tugenden rühmen: Er hat die Götter geehrt und die Tempel geschmückt, wie das die alten Egypter fast immer, ihren Tod anticipirend, von sich selbst sagen. — Seltsamer Weise befindet sich im Museum von Boulaq unter Nr. 26 eine ungefähr 3 Fuß hohe Statue aus Kalkstein, das Standbild eines Staatsmannes, der ganz denselben Namen trägt und derselben Dynastie angehört; die Farben



dieser vor ungefähr 5000 Jahren angemalten Statue sind noch merkwürdig frisch. Sie stammt aus Saftarah. —

Wenn man mit dem Gedanken an ein so ungeheures Alter nun die einzelnen Wandmalereien in den Grotten von Beni-Dassan, wenn man ihr buntfarbiges, so tausendfach sich gestaltendes Leben betrachtet, so geräth man, wenn man daran denkt, daß diese Wandmalereien die wirklichen Lebenssituationen eines vor 5000 Jahren Verstorbenen wiedergeben, in ein freudiges Erstaunen; ja man möchte oft laut auflachen über so manche ungeheure Naivität, und ausrufen: *C'est tout comme chez nous!*

So ein alter mumificirter Herr zur Zeit Jacobs erscheint uns wie ein mecklenburger Gutsbesitzer, der Alles selbst überwacht und leitet, und vorkommenden Falles auch Stockprügel austheilen läßt. Da sehen wir seine Arbeiter das Korn in sehr merkwürdige backofenförmige Gewölbe schütten, und Andere wieder Wasser aus dem Fluß schöpfen. Noch ein Anderer pflückt Früchte von einem Baum, der eben von Affen geplündert wird. Oder es werden Weintrauben herbeigetragen, während verschiedene Ziegen auf den Hinterbeinen stehend den Weinstock benagen. In einer horizontalen, schlauchartigen Presse, die mich gänzlich an einen ähnlichen Apparat der brasilianischen Indianer zum Auspressen des frischen Maniocmehls er-

innert, wird der Wein ausgepreßt. Und damit man im Genuße des Weines mäßig sei, wird warnend an einem Bilde gezeigt, wie ein paar Kerle so betrunken sind, daß sie von ihren Contubernionibus fortgeschleppt werden müssen. — Stattlich macht sich dagegen der alte Soldatenchef, wenn er in brillanter Sänfte, fast wie eine Badewanne gestaltet, sich spazieren tragen läßt. Auch läßt er sich von Männern und Frauen etwas auf der Harfe vorspielen. Oder Gaukler machen ihm die seltsamsten Pirouetten und Schwingübungen, als ob sie sich auf einem deutschen Turnplatz befänden, oder auf einem Jahrmarkt eine Seiltänzergesellschaft repräsentirten. Selbst Frauen nehmen Theil an solchen Sprüngen und Kautschuckproductionen oder führen die unglaublichsten Ballspiele auf, wobei sie oft aufeinander sitzen, beim Werfen und Fangen des Balles hochspringen oder mit mehreren Bällen zu gleicher Zeit spielen. Auch seltsame Spiele mit Stäben kommen vor. Einige spielen ganz unverkennbar das italienische Fingerspiel Mora, Andere dagegen Dameh oder endlich eine Art von Schach, gerade wie wir solche Spiele alle noch heute treiben. —

Und nun führen uns die bunten Wandbilder wieder hinaus auf das offene Feld. Da rennen Stiere wüthend auf einander. Gefangene Gazellen, Hasen und Stachelschweine werden nach Hause getragen, andere Thiere mit dem Fangseil, einem wirklichen Lazo

gefangen. Oder ein Jäger belauert einen Löwen, der eben eine Gazelle zerreißt; oder er schießt wilde Ochsen. Wirklich prachtvolle Gruppen wilder Säugethiere kommen vor, Hirsche, Antilopen, Leoparden, Hyänen, Füchse, Hasen, und dazu noch alle möglichen Vogelarten in äußerst erkennbaren Zeichnungen. — Aber auch Kriegsscenen hat sich der alte General in der Sommerwohnung seines Todes anbringen lassen, eigenthümliche Waffen, Schleuderer und Angriffsgruppen. Oder wir stehen am überschwemmenden Nil, aus welchem das Rindvieh heraus gerettet wird, um vor dem Pflug das wieder trockene Land zu beackern. Dann kommen wieder allerlei friedliche Künste zum Vorschein, — Glasbläser treiben ihr Handwerk, Frauengruppen drehen die Spindel und arbeiten am Webstuhl; Männer flechten schöne Matten, oder sie bereiten Flachs zu, um lange Seile daraus zu schlagen; sie machen verschiedenartige Thongefäße, gerben Felle, arbeiten in Gold und fabriciren mannigfaltige Schmucksachen. — Hirten füttern ihre Ziegen, Kühe, Gänse, und fangen auch wohl gelegentlich Vögel in Fallen und Netzen. — Mitunter geht es auch streng her, wenn die einzelnen Arbeiter nicht ihre Pflicht thun. Der Alte mit seinem Kommandirstock theilt Ermahnungen aus und läßt auch den Einen oder Andern platt auf dem Bauch liegend, durchhauen, eine Bastonade, welche selbst den Frauen zuertheilt wird, bei welcher Gelegenheit dem



die Delinquenten eine höchst flehende Miene machen und schrecklich demüthig thun wie ächte Gauner und Hallunken. — Doch lieben die gestrengen Herren von Beni-Hassan auch die schönen Künste außer der Musik und dem Tanz. Sie lassen sich sogar ihre Heerde abconterfeien und sonstige Bilder, -- also im Bilde der Wände wieder Bilder —, malen, wie wir das auf einer Darstellung sehen. Und daß sie auch Wissenschaften gedeihen ließen und selbst den Werth eines Doctors, resp. Barbiers anerkannt haben, das wollen wir noch dem letzten Bilde von Beni-Hassan ja nicht hinzuzufügen vergessen, — kurz, wir sehen das ganze Leben eines reichen Mannes gemalt.

Endlich müssen wir noch einer höchst merkwürdigen Darstellung in den Gräbern von Beni-Hassan Erwähnung thun, wenn das Kolorit des Bildes auch schon ziemlich gelitten hat. Eine Gruppe von 37 Männern mit Frauen und Kindern, theils bewaffnet, theils unbewaffnet, einer selbst mit einer Art Handharfe, dazu mit allerlei Gethier versehen, kommen in einer offenbar begrüßenden Weise zu dem aufrecht dastehenden Koum-Hotep; sie sind, ganz verschieden von den ägyptischen Typen, gekennzeichnet durch eine stark krumme Adlernase und schwarze spitze Bärte, wie die Ägypter an so vielen Stellen ihre asiatischen Nachbarn darstellen. Das sind die „Amou“, d. h. „Hirten“, — Hirten, die in den nächsten ägyptischen

Zeiten nach der zwölften Dynastie eine so bedeutende Rolle im Delta spielen. Ob diese seltsame Gruppe einwandernder asiatischer Hirten den Anfang der anfangs als Gäste einwandernden und dann als Eroberer nachdringenden Hyksos andeuten soll, oder ob sie an Jacob und seine Söhne erinnert, der ja gerade um die Zeit der Gräber von Beni-Hassan in Egypten einwanderte, ist nicht auszumachen. Auf jeden Fall ist sie die erste historische Kundgebung asiatischer Hirtenbewegungen in das gesegnete Nilthal hinein. Da wir nun aber über den Zug Jacobs nach Egypten so bestimmte Nachrichten im Alten Testamente haben, da die Zahl seiner Familie immer doch nur beschränkt war, gerade wie der Zug im Grabe des Noum-Hotep, und diese Familie sich ausdrücklich nur als eine Hirtenfamilie vor dem Phra Josephs kundgeben mußte und freundlich aufgenommen ward, so paßt das Bild der „Amou“, der Hirten von Beni-Hassan, welches bestimmt einen historischen Vorfall darstellen sollte, zu nichts besser, als zur Einwanderung Israels nach Egypten, und wir wollen, so lange uns nicht ein scharfsinniger Beweis darlegt, wer die Amou wirklich waren, und daß sie demnach unmöglich Jacob und seine Söhne sein können, uns der Ueberzeugung hingeben, daß die 37 semitischen Hirten im Grabe des Noum-Hotep von Beni-Hassan

wirklich den alten jüdischen Patriarchen mit seinen Söhnen und deren Anhang darstellen.

Spätere Nachkommen dieser Arion, die sich um die Moräste des See Mensaleh festgesetzt hatten, sollen nach Mariette den damals flüchtigen Psammetich aufgenommen und beherbergt haben. Und noch heutigen Tages erkennt man in jenen kräftigen Naturen am genannten See den Amouirsprung, dessen sie sich so bewußt sind, daß sie sich weigern, gewisse Landestribute zu zahlen, weil sie „Ausländer“ seien, also immer noch Nachkommen jener Asiaten aus den Gräbern von Beni-Hassan, mit welchem Trotz sie einen Descendentenadel von 5000 Jahren documentiren.

So bilden denn die Gräber, die wir eben durchwanderten, einen höchst anziehenden Beitrag zur Geschichte und Kunstentwicklung aus der Zeit der zwölften Dynastie, wenn sie auch immer nur eine ganz abgeschlossene Gruppe bilden, ebenso wie die Gräberhallen hinter Siout, die in dieselbe Zeit fallen.

Ich würde aber einen Hauptreiz der Grotten von Beni-Hassan unerwähnt lassen, wenn ich nicht der schönen Aussicht gedenken wollte, welche man aus den Thüren der Hygäen genießt. Gerade unten der mächtig fluthende Nil mit seinem Schiffsleben, mit seinen lachend grünen Ufern, seinen Palmenhainen, seinem wunderbaren Frieden, — gerade oben der blaue, morgenländische Himmel, an welchem Pelikane,



Reiher und Weihen dahin ziehen, ringsher freilich die Wüste, aber doch immer nur ein imposanter Rahmen zum Bilde, welches fast an das verlorene Paradies erinnert!

Und mitten hinein in dieses Paradies schrillt das gräßlich pfeifende Signalventil des Dampfschiffes; man rennt in einer Viertelstunde hinunter an den Strand, und denkt kaum daran, daß zwischen den Grotten von Beni-Hassan und so einem Dampfschiffe 5000 Jahre liegen. Was wird nach aber 5000 Jahren am Nil unter denselben Grotten sein?

Wir sausten weiter, unter Grotten hindurch, die gar aus der sechsten Dynastie stammen, doch konnten wir sie aus Mangel an Zeit nicht besuchen.

Nach Minieh dann! Die stattliche Hafensfront mit zweistöckigen Häusern, Fabrikschornsteinen und Kohlenlagern, sowie einem frisch sich regenden Leben erinnerte uns daran, daß wir allgemach aus dem alten Egypten in die Zone der Neuzeit einträten, derselben Neuzeit, derselben Gegend, welche als den wunderbarsten Gegensatz die ältesten Monumente Egyptens aufzuzeigen hat.

Vor Minieh hielten wir einen großen Rath, was wir noch im Drange der Zeit auf unserer Nilreise besuchen könnten. Und da fand es sich, daß wir einen Besuch des so höchst merkwürdigen Feijoum und der Trümmer von Memphis aufgeben mußten, um da-

durch eine Fahrt nach Gizeh und dem berühmten Pyramidenfeld hinter demselben möglich zu machen. Wenn wir das aber möglich machen wollten, so mußten wir am zwölften November, dem folgenden Tage nach unserer Rast in Minieh volle 40 Meilen Schiffsahrt machen, ohne auch nur ein einziges Mal unterwegs anzulegen.

Also die Pyramiden! hieß es schon vor Sonnenaufgang, die Pyramiden! Ja, aber die standen noch 40 Meilen ferne! Mit unglaublicher Rapidität trug uns Dampf und Strom dahin, und das recht eigentlich im Fluge an uns vorbeijagende Nilufer machte wirklich den Eindruck einer stroboscopischen Scheibe. — Am Nachmittag tauchten denn wirklich die südlichsten Pyramiden, mit denen das mächtige Todtenfeld des alten Memphis beginnt, hinter den Palmenhainen im Nordwesten auf. Näher und näher kamen die Pyramiden von Saarah, denen sich dann ganz in verschwindender Ferne, Alles überragend, als die letzten Denksteine unserer Niltour die Pyramiden von Gizeh anreichten, während ihnen gegenüber, die Abendstrahlen wunderbar zurückwerfend, die weithin schimmernde Moschee auf der Citadelle von Masr uns die mächtige orientalische Metropole ankündigte, deren Reize wir noch einmal und in noch festlicherem Gewande genießen sollten. Dann verschwand Alles langsam in Abenddunst und Nachtschatten. Schon voll-

kommene Nacht war es, als wir in Gizeh ankamen. Nichts war mehr genau zu erkennen; nur eine Unzahl kleiner Illuminationsflämmchen über denen das Flattern einer Menge von Duodezflächchen mit den französischen Farben erkennbar war, verrieth uns den Garten und Palast, wo die Sultana aus Frankreich residirte. Nördlich von diesem flimmernden Meteor von Flächchen und Lampions ward unser Feroz mit dem Ibis an das Ufer gelegt. Wirklich hatten wir 40 deutsche Meilen in dem einem Tage zurückgelegt.

Mit Ungebuld erwarteten wir den Morgen, um zu den Pyramiden zu reiten. Und doch, als nun fortgeritten werden sollte, ward es uns nur schwer, uns vom Deck unseres Schiffes zu trennen. In der That erlebt man vor Gizeh wieder ein Märchen von Bagdad und von den Gestaden des Euphrat, oder vielmehr wird der Nil noch einmal selbst zum poetischsten Märchen, was sich gar nicht erzählen, sondern nur träumen läßt in den glücklichsten Stunden einer „mondbeglänzten Zaubernacht.“

Von Sycomoren, Palmen und Akazien dicht umwuchert erstreckt sich am Ufer ein reizendes Gemisch von einfachen arabischen Häusern, von Harems, Kiosks und wie man sonst diese egyptischen Lustschlösser nennen mag, hin nach Süden und Norden, welches alles sich am gegenüberliegenden Strand von Rodah



womöglich noch anmuthiger wiederholt. Diese Einfassung am Nil ist wahrhaft bezaubernd. Dazu ist der breite Strom heiter belebt vom mannigfaltigsten Schiffsleben, — Alles, Erde und Himmel, Land und Wasser bieten ein herrliches morgenländisches Bild dar, von dem man sich allerdings nur ungern trennt.

Wir ritten durch den Ort, dessen Landseite freilich seine Schattenseite ist. Die Häuser sind unordentlich, Lehm und Schmutz starren überall dem Vorbeigehenden entgegen. Der Pfad, den wir ritten, war noch weniger als kümmerlich. Der electrische Drath, der unter den schönen Bäumen durchlief, war mit seinen Stangen zum Theil umgefallen, während die nahe Eisenbahn, deren Damm unterspült war, wie eine Drathbrücke, in der Luft hing. So kommt man zum Dinge hinaus nach Westen auf eine breite Chaussee, die eigens für das Pyramidenfeld von Gizeh gebaut ist, und entschieden gut genannt werden muß, wenn auch zwei große Lücken, die von der eben erst zurückgetretenen hohen Nilfluth gerissen sind, nur erst provisorisch wieder hergestellt wurden.

Da lagen sie denn klar und offen vor uns, diese ungeheuren Pyramiden von Gizeh, Egyptens Wahrzeichen und Charakterzug, die uralten Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit, an denen sich Jahrtausende vergebens versucht, an denen sogar Erdbeben und Nil-

fluthen umsonst gerüttelt und gewühlt haben. Durch keine Erschütterung stürzen sie zusammen; nicht unter der Ungunst irgend welcher Witterung verfallen sie; Stürme toben vergebens um ihre Häupter, — ja jene beiden Pyramiden da auf dem Wüstenrande, die größte so mächtig hoch, daß die Kuppel der Peterskirche von Rom darin stehen könnte, ohne oben anzustoßen, — daß kein von Menschen gebautes Denkmal sie überragt, — ja ungeheuer sind sie, mit Nichts zu vergleichen, nur sich selbst einander ähnlich, gleich als hätte Gott selbst sie sich zu seiner Ehre aufgebaut, etwa als Andenken an die Gesetzgebung auf dem Sinai, als Symbole jener beiden Steintafeln mit ihrem imposanten und allen Menschentrog brechenden Donnerwort Jehovahs: Du sollst! — Du sollst nicht!

Wahrlich jener Buonarotti muß die Pyramiden gesehen und ihre Bedeutung erkannt haben, als er aus gewaltigem Marmorblock seinen Moses herausschaute!

Je mehr wir uns den Pyramiden nähern, desto genauer erkennen wir, daß sie auf dem vom Sande überwehten Kalksteinplateau der Wüste, also auf einem sehr festen Sockel stehen, der sich gegen hundert Fuß über dem Nil erhebt, — und daß diese Pyramiden nicht vereinsamt stehen, sondern eine ganze Nekropole um sich versammelt haben, deren wesentliche Monu-

mente wir nach Alter und Größe etwas näher betrachten müssen.

Hoch empor hebend das mächtige Haupt und mit trotziger Stirn über den Nilgrund hinweg nach Osten schauend starrt aus dem Wüstenland des Pyramidenplateaus von Gizeh ein ungeheurer Sphinx schon von fern dem heranziehenden Wanderer entgegen. Es ist, sagt man, das Bild des Gottes Hor-em-Khou, des Horus im Glanz, des Armachis der Griechen. Das imposante Monument ist 60 Fuß hoch. Ueber 12 Fuß mißt das Antlitz; die Nase ist gegen 5 Fuß lang, der Mund über 7 Fuß breit: jedes Ohr mag 6 Fuß Länge haben. Doch ist das Antlitz zerschlagen von fanatischem Religionseifer und kann nur noch in den Hauptzügen erkannt werden. Der lange Thierleib ist halb im Sande begraben. Keineswegs ist die mächtige Steinmasse hierher gebracht worden von Menschenhand. Etwas südlich vom Sphinx stößt noch ein Theil des natürlichen Gesteins daran wie eine Wand, welche bei der Planirung des Pyramidenfeldes weg gearbeitet werden mußte. In ihr erkennt man genau dieselben Schichten und Streifen, welche den Sphinx, namentlich dessen Kopf kennzeichnen. Demnach ist das Bild des uralten Gottes aus dem natürlichen Gestein selbst ausgehauen, und der Leib ist mit den Rippen der Erde selbst unzertrennbar verwachsen.



Keine Jahreszahl nennt die Entstehung des Sphinx. Selbst das Volk, welches ihn bildete — wahrscheinlich ein dem alten Egyptervolk vorausgegangenes Kulturgeschlecht — wird nicht namhaft gemacht in alten Sagen. Aber doch berichtet uns ein alter Denkstein aus den großen Pyramiden von Gizeh, der sich im Museum von Boulaq als Nr. 581 befindet, daß schon zu Lebzeiten des Rhoufou oder Cheops ein Isis-tempel stand „an der Stelle, wo der Sphinx steht“, und daß neben diesem Isis-tempel die große Pyramide gebaut werden sollte, und auch gebaut worden ist. Jenen Isis-tempel neben dem Sphinx kennt man nicht mehr, aber das Bild des Hor-em-Rhou, des Horus im Glanze der (männlichen) Morgen-sonne, ragt noch immer empor gen Himmel, älter als alle Pyramiden, älter als alle Bauwerke Egyptens, wohl das älteste Monument der ganzen Erde, das die bildende Menschheit uns hinterlassen hat, und doch ein so mächtiges unbegreifliches, — der Riesensphinx des alten Memphis auf dem Pyramidenfeld des heutigen Gizeh!

Älter als alle Pyramiden! Und doch sind sie so uralt, diese Pyramiden von Gizeh und von Sackarah, all diese Todtendenkmale des alten Memphis, wie denn z. B. die sogenannte Stufenpyramide von Sackarah bis auf den vierten König der ersten Dynastie (1. Dynastie von 5004—4751) zurückzuführen ist, — Stufenpyramide deswegen genannt, weil, während die

großen Pyramiden ein mächtiges Treppensystem bilden, diese uralte Pyramide nur aus wenigen großen Stufen besteht, und dadurch allen Reisenden, wie auch uns im Vorüberfahren auffallend erscheint.

Mag dieser Stufenbau bei Sackarah südlich von Gizeh auch wirklich älter sein als die nördlichsten Pyramiden, mag er auch den Egyptologen von Fach fast noch mehr Interesse bieten, als die Bauten von Gizeh, nichts gleicht an Majestät den letzteren Riesenbauten, deren imposanten Totaleindruck ich schon oben wenn auch nur in kurzen Worten angegeben habe.

Die drei großen Pyramiden von Gizeh, — dem wir müssen drei davon als groß bezeichnen, weil sich zahlreiche kleine Pyramiden auf demselben Plateau finden, — stammen, wenn sie auch an Größe verschieden sind, alle drei aus der vierten Dynastie (nach Mariette 4235—3951 v. C.) und gehören historisch nach einander gestellt, dem Schefren oder Schafra, dem Rhoufou oder Cheops, und dem Rhamaka, Rhamenka oder Mykerinus an. Die des Cheops ist die größte, wenn auch die des Schefren ihr wenig nachsteht.

Ueber das Ungeheure des Baues, seine Höhe, seine Masse u. s. w. ist in allen Büchern und Berichten schon so viel erzählt worden, daß ich die dahin gehörenden Zahlen übergehen kann. Genügt es doch zu bemerken, daß noch nie ein Bau von Menschenhand so hoch hinaufgestiegen ist, wie die Cheopspyramide,

und daß nur die Thürme vom Kölner Dom, wenn sie einmal die projectirte Höhe erreicht haben werden, mit ihr werden rivalisiren können, oder sie gar um einige Fuß überragen.

Und um eines einzigen Kadavers willen ward ein so ungeheurer Bau errichtet! Schon bei Thebens Hypogäen nannte ich den Tod arrogant; auf dem Felde von Gizch ist er nicht minder anmaßend; — die ganze Khousoupyramide, die Riesenarbeit vieler Decennien, fast eines ganzen Volkes nur um den einzigen Khousou zu begraben!

Nach der ungeheuren Masse der Riesenbauten sind die labyrinthischen Gänge in demselben höchst bemerkenswerth. Nicht eigentlich bestattet wurde im Schooß der Pyramide die Mumie des Königs, sondern vielmehr mit einer gewissen Aengstlichkeit darin versteckt. Nicht in der größten Halle, dem weitesten Saal des massigen Baues befindet sich der Sarg. Die größte Halle in einem altegyptischen Grabe gehörte ja dem als nach seinem Tode noch fortlebend gedachten Verstorbenen wie eine Art von Wohnzimmer, während die eigentliche Mumienkammer als das wirkliche Schlafkabinet angesehen ward, und darum möglichst klein angelegt war und dabei so versteckt, daß man es oft nicht finden konnte.

Dieser Versteck ist besonders in den Pyramiden merkwürdig. Ich bin nicht durch alle Schlupfwinkel



dieser Wunderbauten hindurch gekrochen, habe aber doch mir eine Art von Ansicht davon verschaffen können. Und das hat mich auf die sonderbare Ansicht gebracht, daß all die geheimnißvollen Wege einer Pyramide erst nach vollendetem Pyramidenbau gemacht worden sind, gerade wie die Gänge und Räume der mächtigen Hypogäen in Theben in das Gebirge hineingehauen wurden. — Eine hohe Bergwand, ja ein ganzes Gebirg mußte die Stätte eines königlichen Begräbnisses bezeichnen. Dafür war in Theben, in den Felsenschluchten des festen Kalkgebirges wundervoll gesorgt; man brauchte nur die Gänge und Todtenkammern hinein zu arbeiten. Anders bei Memphis! Da ragte kein Gebirg hoch genug heraus, um eine Königsleiche würdig aufnehmen zu können. Ein solches mußte erst geschaffen werden. Aus hunderttausenden von ungeheuren Quadersteinen wurden sie aufgethürmt zu fast unmöglichen Pyramiden, diese künstlichen Gebirge. Und nun scheint mir die Behandlung und das weitere Verfahren ganz wie in Theben gewesen zu sein. Nur ein Außeneingang mitten in der Pyramide hoch über dem Boden des Plateaus ist im Plan des Baues von vorn herein angegeben worden. Von hier aus mag man mit derselben Dreistigkeit, womit man in die kolossalen Dachbelege einzelner Tempel, z. B. in Abydos, in Deir-el-Bahari, Gewölbe einhaute, die von dem Druck der oben auf liegenden

Massen gehalten wurden, erst nach ganz vollendeter Pyramide auch in diese die seltsamen Gänge, wirkliche Hypogäen, hineingehauen haben, ohne sich irgend eine Sorge darüber zu machen, ob die Pyramide auch einfallen könnte. Sonst verstehe ich gar nicht das Zustandekommen dieser seltsamen Schlupfwinkel.

Wenn das Aufthürmen dieser ungeheuren Quadersteine bis zur schwindelnden Höhe von 4—500 Fuß, wenn das gleichmäßige Aufsteigen des Riesenbaues von allen vier Seiten bis zur Spitze auch eine bewundernswürdige Leichtigkeit in der Behandlung der lastenden Massen verräth, eine Leichtigkeit, deren Wiederholung uns selbst noch in unseren Dampfmaschinenzeiten ziemlich schwer fallen würde, und wenn wir das Alles schon als eine bedeutend entwickelte Kunst bezeichnen müssen, so besitzen wir doch noch andere Werke aus jener Zeit, welche eine viel höhere Kunstentwicklung, einen edleren Kunstgeschmack verrathen, als so ein Pyramidenbau. — Auf dem weiten Pyramidenplateau, in dessen Boden sich unzählige Grabstätten, monumentale Reste und bedeutungsvolle Steinfragmente vorfinden, führt südlich vom Sphinx ein schräg absteigender Weg, auf dessen glatt polirten Platten man leicht ausgleiten kann, in einen eben so einfachen wie edeln Tempel, den Tempel eben des Ar-machis oder Hor-em-Kou, welchen der Sphinx vorstellen soll. So tief ist dieser Tempel in das Pla-

teau hinein gebaut, daß er mit seinem ehemaligen Dach, — gegenwärtig ist er oben ganz offen, — gerade die Oberfläche erreichte und wohl mit derselben eine gleiche Fläche bildete. Dieser Tempel besteht aus drei Längscorridoren, und ist 74 Fuß lang. Das Mittelschiff wird gebildet jederseits von 7 Granitmonolithen, viereckigen Pfeilern, 12 Fuß hoch und 4 Fuß dick und breit, mit haarscharfen Ecken und wundervoller Politur, und oben in der Längsrichtung von ganz ähnlichen Granitquadern mit einander verbunden. Am Ende mündet dieses Tempelschiff auf ein Querschiff, welches nur von einer Reihe solcher herrlicher rosenfarbiger Granitquader seiner Länge nach durchsetzt ist, also zwei Gänge neben einander bildet. Die Einfassungswände ringsum sind ebenfalls prachtvoll polirte Granitblöcke, welche an verschiedenen Stellen wieder verschiedene kleine Seitenkammern aus polirtem Granit enthalten.

Raum irgend wo in der Welt kann man eine einfachere, edlere und vollendetere Graniteonstruction finden, als dieser Tempel zeigt. In seiner ganzen Anlage darf man die älteste Basilika, die nobelste Katakombenkirche erkennen. Die Behandlung des Granit, die Schärfe der Ecken, die ganz fugenlose Aneinanderfügung der großen Quadern ist wahrhaft bewundernswürdig. Früher sollen noch prächtige Mabafterverzierungen den Tempel geschmückt haben. Das ist



sehr möglich; denn in der Nähe des Sanctuariums liegen große Mengen von Alabasterfragmenten auf dem Pyramidenfelde umher. Doch giebt das Fehlen allen Schmuckes dem Tempel einen wunderbar ernstesten Ausdruck.

In dieser herrlichen Krypte nun hat der unermüdlige Forscher Mariette einen wundervollen Fund gethan, wie solcher nicht leicht aus dem Alterthum zu uns gelangt ist. Aus einem geheiligten Wasserbrunnen in einer der Seitenkammern zog er mit acht anderen Statuen ein prachtvolles Standbild hervor, welches auch wir im Museum von Boulaq unter Nr. 578 bewundert haben, nachdem es schon früher mit der Statue der Königin Amenivitis auf der großen Pariser Ausstellung das Staunen der Welt erregt hat.

Es ist ungefähr 5 Fuß hoch, aus dunkeln Diorit ausgehauen, und stellt die Portraitstatue des Königs Schesren vor, der in der zweitgrößten (ältesten) Pyramide von Gizeh bestattet worden ist.

„Der König, — sagt Mariette bei der Gelegenheit seinen Fund commentirend, — ist sitzend dargestellt in der Haltung des religiösen Brauches in Egypten. Hinter seinem Kopfe sitzt aufrecht ein Sperber mit offenen Flügeln als Zeichen des Schutzes. Der König hat die linke Hand auf dem Bein ausgestreckt. Die Rechte hält eine zusammengefaltete Binde. Besonders merkwürdig sind die De-

tails des Sitzes. Die Seitenlehnen laufen in Löwenköpfe aus. Auf den Seiten sind in kräftigem Relief die Stengel der beiden Pflanzen dargestellt, welche Ober- und Unteregypten bezeichnen, und welche sich um das Zeichen sam, das Symbol der Vereinigung, herumschlingen. Das Ensemble dieser Statue hat den Stempel einer gewissen Majestät und Ruhe, welche erfreut und in Staunen setzt. Der Kopf, der unglaublich gut erhalten ist, muß das Portrait des Königs in seinem reiferen Alter sein. Die Schultern, die Brustwölbung, vor Allem die Kniee verrathen einen mächtigen Meißel, der vor der Schierigkeit des Stoffes nicht zurückschraf. Mehr als zu irgend einer andern Epoche vielleicht ist die Natur beobachtet und wiedergegeben. Freilich inmitten so vieler bewundernswürdiger Statuen aus dem alten Reich, welche das Museum besitzt, nimmt unser Schefren als Kunstwerk ohne Zweifel nicht den ersten Rang ein. Aber daß die ägyptische Kunst schon vor 60 Jahrhunderten eine Statue schaffen konnte, welche ohne ein vollendetes Meisterstück zu sein, sich dennoch über das gewöhnliche Niveau der ägyptischen Sculptur erhebt, daß diese selbe Statue mitten durch so viele Jahrhunderte und so viele Zerstörungselemente hindurch fast ganz unverletzt auf uns gekommen ist, das ist ein Umstand, über den sich alle Freunde archäologischer Studien freuen müssen. Ich habe nicht

nöthig hinzuzufügen, daß die Auffindung der Schefrenstatue eine Beweisführung gegen diejenigen ist, welche noch heutigen Tages hartnäckig die Resultate Champollions wegläugnen, und den Erbauern der Pyramiden vorwerfen, sie hätten nicht einmal die Schreibkunst gekannt.“

Von den anderen am selben Orte und zur selben Zeit aufgefundenen und ebenfalls mit Schefrens Namen, wie die vorhergehende, versehenen acht Statuen konnte nur eine (Nr. 792) im Museum von Boulaq aufgestellt werden. Hier ist der König etwas kleiner, älter, sitzend, am Sessel ebenfalls das Samzeichen tragend, dargestellt. Doch ist das Kunstwerk weniger vollkommen.

Betrachtet man dazu noch den Stein (Nr. 581), dessen Inschriften uns die oben angegebenen Belehungen über den Sphinx des Armachis und die Gründung der Pyramiden bringen, so müssen wir uns gestehen, daß vor 6000 Jahren schon in Egypten eine bewunderungswürdige Kunstperiode geherrscht habe.

Wenn wir die mächtigen Todtenmale der vierten Dynastie auf dem Pyramidenplateau von Gizeh als geweihte Stätten bezeichnet haben, so müssen wir gleich hinzufügen, daß sie längst entweiht worden sind. Aus dem granitnen Sarkophag des Königs Cheops oder Rhoufou ist der hölzerne Mumienkasten mit der Leiche schon vor mehr als tausend Jahren



herausgerissen, geplündert, vernichtet und in alle Winde zerstreut worden. Nur der Granitsarg ist stehen geblieben, 7—8 Fuß lang, 3—4 Fuß breit und gegen 4 Fuß hoch. Der Deckel davon ist ebenfalls abhanden gekommen.

Ganz ähnlich ist es mit der zweiten Pyramide ergangen. Auch sie enthält nur den leeren Granitsarkophag, und auch dieser Stein war zu schwer, um sich aus dem Innern der Pyramide herauszuschaffen zu lassen.

Auders ging es mit der dritten Pyramide. Der Steinsarg des Rhamaka, Rhamenka, Menkheres oder Mykerinus, der in dieser Pyramide seinen Mumien-schlaf schon seit Jahrtausenden schlief, war so prachtvoll aus Porphyr gearbeitet und geschmückt, daß der englische Oberst Wyse, dem es im Jahre 1837 gelungen war, den Eingang in diese Pyramide zu entdecken und in die merkwürdig gewölbten Grabkammern einzudringen, den wundervollen Sarkophag nebst der Königsleiche entführte. Aber an der spanischen Küste gerieth das Schiff in Noth; und um es zu erleichtern, mußte einer der edelsten Denksteine, der Prachtsarg des Menkheres in's Meer geworfen werden, während die verstümmelte Leiche des frommen Königs, — denn das Attribut hat er in der Geschichte, — nach England kam und sich jetzt im britischen Museum von London befindet. Sic transit

gloria mundi! ruft man unwillkürlich aus bei dem Anblick der majestätischen Pharaonenbauten von Gizeh, deren Majestäten von der Zeit so gemißhandelt worden sind.

Wenn man von dem Pyramidenfelde von Gizeh, in dessen unterirdischer Nekropole, theils nur in schräg absteigenden Gräbern, theils unter kleinen Pyramiden, ganze Königsfamilien bestattet worden sind, südöstlich schaut, so erblickt man eine lange, gedehnte Kette von Pyramiden, welche dem alten Memphis nahe liegen. Namentlich sind es hier die berühmten Pyramiden von Sackarah, welche das allergrößte Interesse erregen. Denn wenn sie auch an Größe gar nicht zu vergleichen sind mit den mächtigen Bauten der Rhoufou, Schefren und Menkheres, so umfassen sie doch, während jene Riesenpyramiden eigentlich nur eine Dynastengruppe, die vierte, bezeichnen, einen großen Theil der ganzen egyptischen Geschichte, und bieten die reichhaltigsten und mannigfaltigsten Belege zu Sitten, Religionsgebräuchen, Kunstperioden des Pharaonenlandes. Während z. B. die schon beredete aus sechs Stufen bestehende sogenannte Stufenpyramide vom König Dnenephis aus der ersten Dynastie gebaut sein soll, finden wir in denselben Bauten, derselben Nekropole die wundervollsten Andenken aus der echten alten Memphiszeit, dann aus der großen Periode der Thutmosen und Namessidien (18—20.

Dyn.) und aus den die alte Pracht egyptischer Bauten noch einmal erneuernden Zeiten des Psammetich, ja selbst noch aus der Dynastie der Ptolemäer, als wirklicher Pharaonen. —

Auf unserer Nilfahrt war es uns, wie ich schon angegeben habe, weder bei der Auffahrt nach Ober-egypten noch bei unserer Rückkehr vergönnt, bei Mith-Rahyneh, dem heutigen Namen des das alte Memphis bezeichnenden Ortes zu landen. Und als von den Pyramiden von Gizeh aus einige „Eingeladene“ einen Ritt nach Saçarah unternahmen, erfuhr ich zu spät den Ausbruch der Gruppe, um ihr noch nachzueilen zu können und sie einzuholen. Und so muß ich denn aus unserm „Itineraire“ den trefflichen Mariette-Bei selbst reden lassen über jene hochwichtige Gegend, die wir nur im Vorüberreifen, nur aus der Ferne sehen konnten.

„Die Nekropole von Saçarah, — sagt der gelehrte Forscher, — ist so mächtig groß, daß es unmöglich ist, sie ganz zu besuchen. Die Denkmale, die man gewöhnlich in Augenschein nimmt, sind das Sераpeum, das Grab des Ti, und das des Phtah-hotep.“ —

„Apis, als lebendes Symbol des zur Erde herabgestiegenen Osiris, war ein Stier, der bei Lebzeiten seinen Tempel in Memphis (Mith-Rahyneh) hatte, im Tode aber sein Grab in Saçarah besaß. Der Pallast, den der Stier bei Lebzeiten in Memphis bewohnte,



hieß das Apieum; Serapeum dagegen ward sein Grab genannt.“

„So weit man beurtheilen kann aus den bei den Ausgrabungen wieder gefundenen Resten war das Serapeum ein Gebäude, welches das äußere Ansehen der anderen egyptischen Tempel hatte, selbst derer, die keine Bestimmung zur Feier von Todten haben. Eine Allee von Sphingen führte zu ihm. Zwei Pylonen bildeten seinen Eingang. Es war mit einer Mauer umgeben. Aber was es von anderen Tempeln unterschied, war, daß in einer seiner Kammern sich plötzlich ein schräg absteigender Weg aufthat, welcher bald den Felsen gewann, auf dem der Tempel gebaut war, und so in ungeheure Souterrains führte, in die Apisgräber.“

„Das eigentliche sogenannte Serapeum, d. h. das äußere Gebäude, ist heute nur noch eine Sandfläche, untermischt mit zerschlagenen Steinen, die unglaublich durch einander geworfen sind. Das Serapeum existirt also nicht mehr. Aber der schönste und interessanteste Theil des unterirdischen Grabes kann noch besucht werden.“

„Wir wollen seine Geschichte erzählen. — Das Grab des Apis besteht aus drei getrennten Abtheilungen, d. h. Abtheilungen, die unter sich keinen directen Zusammenhang haben.“

„Die erste und älteste geht bis zur 18. Dynastie

und bis zum Amenophis III. hinauf. Sie hat zur Bestattung der Apis bis zur 20. Dynastie gedient. Die Grabstätten sind hier getrennt. So viel todte Apis, so viel Grabkammern, die man hier und da, sich etwas dem Zufall überlassend, im Tempel aushöhlte. Diese Kammern sind heute im Sande begraben. Wirklich boten sie nur ein mittelmäßiges Interesse.“

„Die zweite Abtheilung umfaßt die Gräber der verstorbenen Apis von Scheschonk I. (22. Dynastie) bis Tahfarrah (letzter König der 25. Dynastie). Dieses Mal ist ein neues System angefangen. Die Gräber sind nicht mehr isolirt. Ein langer unterirdischer Gang ist ausgehauen, und zu beiden Seiten dieses Souterrains hat man Kammern angebracht, welche man verwendete je nachdem ein Apis in Memphis starb. Dieses Souterrain, welches die zweite Abtheilung des Grabes bildet, ist heute unzugänglich. Die Decken sind an verschiedenen Stellen eingestürzt, und der Rest bietet nicht genug Solidität, um den Reisenden den Eintritt zu gestatten.“

„Die dritte Abtheilung ist die allbekannteste. Sie beginnt mit Psammetich I. (26. Dynastie) und endet mit den letzten Ptolemäern. Dasselbe System eines gemeinsamen Souterrains ist befolgt, aber nach einem weit größeren Maasstab. Die neuen Galerien sind ungefähr 1100 Fuß ausgedehnt; der große Gang

allein ist von einem Ende zum andern 600 Fuß lang. Eine andere Bestattungsweise ist hier angefangen, die Bestattung in Sarcophagen aus Granit. Man zählt deren vierundzwanzig in der ganzen Ausdehnung des Grabes. Alle sind ohne Inschriften mit Ausnahme von dreien, welche die Namen von Amasis (26. Dynastie), von Kambyses und Schemsch (27. Dynastie) tragen, und eines vierten, dessen Schilde leer sind, aber durchaus vermuthen lassen, daß sie einem der letzten Ptolemäer angehören. Was ihre Dimensionen betrifft, so haben diese Sarkophage im Durchschnitt 7 Fuß Breite, 12 Fuß Länge und eine Totalhöhe von 10 Fuß, so daß diese Monolithen, einer mit dem andern, nach Abzug der Aushöhlung, nicht weniger als 130,000 Pfund wiegen.“

„Das sind die drei Abtheilungen des Apisgrabes. Bekanntermaßen hat die Untersuchung dieses Grabes der Wissenschaft über Erwarthen Materialien geliefert. Wirklich kennen wir heute mehr als das sogenannte Skelett davon. Als das Grab entdeckt ward, war es, wenn auch verlegt von den ersten Christen, dennoch so ziemlich voll von Allem, was nicht Gold oder kostbare Materien waren. An gewissen Jahrestagen oder beim Tode und dem Leichenbegängniß eines Apis kamen die Einwohner von Memphis und machten dem Gott einen Besuch in seinem Grabmal, und ließen als Andenken an diesen frommen Act eine



Stele, d. h. eine Art von Steinplatte, viereckig, oben abgerundet, zurück, welche man einließ in eine der Grabeswände, nachdem man darauf eine Lobpreisung des Gottes im Namen des Besuchenden und dessen Familie darauf gravirt hatte. Solche Documente, ungefähr 500 an der Zahl, hat man größtentheils an ihrem alten Platze wieder gefunden, und da viele von ihnen nach dem Brauch jener Zeit datirt sind mit dem Jahr, dem Monat und dem Tage des regierenden Königs, so ersieht man, welche Hülfe die Vergleichung dieser Stelen der Wissenschaft und besonders der Chronologie gewähren kann.“

Die Beschreibung der Gräber, welche nun in unserm „Itineraire“ folgt, übergehe ich, da wir die Verfassung und die Bedeutung derselben schon bei Gelegenheit von Beni-Hassan gesehen haben, mit denen sie ganz denselben Grundcharacter besitzen.

Wenigstens gedenken indessen muß ich der Fülle von Monumenten und Antiquitäten, mit der die Nekropolen von Gizeh und Saqqarah nach und nach die meisten egyptischen Museen Europas und ganz besonders das Museum von Boulaq bereichert haben, wenn ich zunächst auch nur die alte Pyramidenzeit berühren, die Memphisgegend etwas besprechen wollte. Die Reichhaltigkeit dieser Zeit, dieser Gegend ergießt sich fast über die ganze Landesgeschichte. Eine Menge von Statuen und Statuetten aus Granit, Diorit,

Kalkstein, Bronze und selbst Holz, allen ägyptischen Perioden angehörend ist den bezeichneten Todtenschächten abgewonnen; eine Menge von Gedenksteinen mit den merkwürdigsten Inschriften, die recht eigentlich dem Tode und der Nacht angehörten, ist dem Leben und dem Licht der Wissenschaften wieder gegeben worden. So z. B. ist Nr. 8. im Museum von Boulaq ein prächtiger Sarcophag mit Deckel, aus graurothem Granit, mit vielen Inschriften und Götterdarstellungen, gegen 4 Fuß hoch, über 3 F. breit, über 6 F. lang, ein ächtes Prachtexemplar. In diesem stand ein kleiner Sarg aus Basalt; er enthielt ehemals die Reste eines Priesters Ank-Hapi, Sohn seines Vaters Tes-Nakht und seiner Mutter Tat-et. In demselben Todtenschachte fanden sich neben den Sarcophagen der Familie dieses Priesters noch die der Familie Dunnofer und Kem-Hapi. Einer dieser Sarcophage — Nr. 10 — ist in Form einer Mumie, aus grauem Basalt (Diorit?), auf dem Deckel mit einem langen Gebet bedeckt, welches von der Brust bis auf die Füße läuft. Dieser Sarg ist etwa 5 Fuß lang, und enthielt die Dame Per-het-Beset, die Mutter des Dunnofer. Dieser Sohn Dunnofer hatte ebenfalls einen prachtvollen Sarcophag aus dunkelschwarzem Granit, gegen 7 Fuß lang, mit ausgezeichneten Allegorien und Götterbildern verziert. Ferner, — immer aus einem und demselben Schachte, einem ächten Familienbe-

gräbniß — der 6 Fuß lange Sarg aus grünem Basalt (? — gewiß ist er aus Grünstein oder Diorit) der Dame Betaïta, Mutter des Generals T'aho (Nr. 80.) Die Sculpturen auf dem harten Stein sind von bewundernswürdiger Feinheit und Sauberkeit. Mit Recht sagt Mariette bei Gelegenheit solcher Ausarbeitung: „Daß es den Egyptern einmal glückte, eine solche Arbeit zu vollenden, darf uns nicht überraschen; aber was zum Erstaunen ist, das ist das, daß diese undankbare Arbeit für sie so leicht war, daß sie sie so zu sagen unzählige Male wiederholten.“ — Die ehrwürdige Mumie Betaïta hatte zwei Söhne von gleichem Namen und gleicher Stellung, beide T'aho, Tachos genannt, beide Generale. Mariette sagt sehr belehrend darüber: „Wir müssen hier einen neuen Beweis für den so häufig im alten Egypten vorkommenden Gebrauch sehen, daß man den Enkeln den Namen ihres Großvaters gab. Ein Tachos wird wahrscheinlich eine Tochter gehabt haben, die er nach seiner Mutter Betaïta nannte, deren Sohn dann wieder Tachos hieß.“ Auch dieser Sarg ist prächtig aus grauem Granit, über 4 Fuß hoch, innerlich und äußerlich mit Sculptur bedeckt. Aehnliche Säрге fanden sich noch mehrere in demselben Leichenschacht.

So hebt der forschende Fleiß unsers Jahrhunderts ganze Familiengeschlechter mit ihren prachtvollen, fürstlichen Särgen aus Mumienhöhlen heraus, deren



Alter nach Jahrtausenden zählt, während die eingravirten Inschriften, zumal die auf hartem Diorit oder Basalt, sich den elegantesten Arbeiten unserer Zeit anreihen dürfen!

Von allen aus Saqqarah entführten Denksteinen indeß hat keiner eine so große Bedeutung für die Wissenschaft und einen so berühmten Namen in der ägyptischen Archäologie erlangt, wie der Stein Nr. 916 des Museums von Boulaq, berühmt unter dem Namen der „Tafel von Saqqarah“.

Diese Kalksteintafel ist etwa 10 Fuß lang und über 4 Fuß hoch. Als Laie durfte auch ich im Museum am Nil den merkwürdigen Chronikenstein bewundern, dessen Beschreibung von einem gründlichen Kenner, Mariette selbst, in seinem Katalog, ich hier folgen lassen darf.

„Ein Priester in Memphis, Tounar-i, starb unter Ramses II., und ward in einem der Schächte bestattet, welche man mitten im Plateau südlich von der Stufenpyramide von Saqqarah findet. — Man errichtete, wie gebräuchlich, über diesem Schacht eine Todtencapelle, welche mit Inschriften und Basreliefs geschmückt ward. Das Monument, welches wir beschreiben wollen, stammt aus dieser Kapelle.“

„Die Tafel von Saqqarah ist auf beiden Seiten vollgeschrieben. Auf der Vorderseite ist Tounar-i dargestellt, wie er Osiris und Horus anbetet und

eine lange Rede richtet an den Ersten dieser Gottheiten.“

„Die Rückseite zeigt uns ein Bild ganz anderer Art. Nach dem „Ritual“ (dem Todtenbuch der Egypter) genießen die Seelen der Gerechten, denen es gestattet ist, in die ewige Seligkeit einzudringen, daselbst die Gesellschaft der Könige. Tounar-i ist für gerecht erklärt und tritt ein in die erhabene Gesellschaft. Das ist im Allgemeinen der Sinn der Tafel von Saftarah.“

„Nun aber hätte die ganze Kapelle Tounar-i's nicht hingereicht, wenn man in derselben die ganze Reihe der sämtlichen Fürsten hätte figuriren lassen wollen, die von Menes bis Ramses II. nach einander Egypten beherrscht haben. Der Schreiber, der mit der Ausschmückung des Grabes beauftragt war, wird also eine Auswahl unter ihnen haben treffen müssen, und von Gründen geleitet, die uns entgehen, wird er die Pharaonenliste auf 58 Namen haben einschränken müssen, deren Anderken besonders hervorgehoben ist.“

„Keine Wahl übrigens hätte glücklicher sein können. Daß die Tafel von Saftarah trotz ihren Auslassungen nach demselben Original gravirt worden ist, welches den Manethonischen Listen zum Grunde liegt, das ist evident. Auf beiden Seiten ist der Parallelismus constant. Die Könige, welche Manetho in ihrer chronologischen Stellung aufführt, sind in

derselben Ordnung auf der Tafel aufgezählt. Nirgends widerspricht die Tafel der Anordnung der Dynastien, wie wir dieselbe bei Manetho finden. Und noch mehr! Die beiden Listen fließen so sehr aus einer gemeinsamen Quelle, daß ihre beiden Verfasser sich in einem Zwischenraum von tausend Jahren darüber verstanden, ein spezielles Gewicht zu legen auf gewisse Dynastien, deren Könige alle einen Namen haben, und durchaus mit Stillschweigen diejenigen zu übergehen, welche als dunkler und weniger ruhmvoll dem Lande keine die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienende Könige gegeben haben. Keine Wahl, ich wiederhole es, konnte in glücklicherer Weise angestellt werden. Bis jetzt ist, wie man weiß, noch immer Manetho unser sicherster Führer, um uns durch das Gewirre der Dynastien Egyptens zu leiten. Alles, was Manethos Ansehen abschwächt, verdichtet die Finsterniß um uns; alles dagegen, was das Werk des nationalen Geschichtsschreibers hebt, befestigt unsern Standpunkt und sichert unsere Resultate. So sind wir denn durch den Vergleich zwischen Manetho und der Tafel von Saclarah mehr und mehr gewiß, daß diese endlosen Reihen von Königen, die den Geschichtsschreiber erschreckten, gerade die sind, welche die öffentlichen Monumente Egyptens vor den Augen Aller aufrichteten. Manetho geht also siegreich aus der Untersuchung hervor. Seine Abreviatoren haben ihn verstümmelt



und entstellt; man findet aber trotzdem schon hier und dort einige solide Anhaltspunkte, um fest zu versichern zu können, daß seine Listen in ihrer Totalität zur officiellen Geschichte Egyptens gehören.“

So weit Mariette über die berühmte Tafel von Sackarah!

Ungern scheidet man von den Denkmalen der ältesten egyptischen Zeit, von den Pyramiden und Todtengefilden des alten Memphis, mögen diese Denkmale nun an Ort und Stelle sich befinden, oder ihre Repräsentanten im Museum von Boulaçq aufgestellt haben, mögen dieselben nun aus schwarzem Basalt oder weißem Marmor, aus Diorit oder Granit, aus Kalkstein oder Sandstein, aus Bronze oder edleren Metallen gearbeitet sein, — Statuen, Stelen, Sarcophage, — oder endlich gar noch aus Holz, in dessen sorgfamer Verarbeitung die alten Egypter schon sehr früh Unglaubliches leisteten.

Mit einer Holzstatue wollen wir aus dem alten, dem ältesten Egypten, aus dem Egypten der Pyramiden von Memphis, von Gizeh-Sackarah scheiden.

Mit wirklichem Staunen haben wir im Museum von Boulaçq unter Nr. 492 eine prächtige Holzstatue bewundert, wohl eigentlich ein Unicum, dessen nähere Beschreibung uns Mariette giebt: „Ein Mann steht aufrecht (über 3 F. hoch) mit einem Befehlshaberstab in der Hand. Sein Haar ist kurz; um seine Hüften

ist eine Art von ziemlich langem Unterrock geschlagen, welcher vorn in bauchigen Falten aufgenommen ist. Sonst ist der ganze Körper nackt. Nichts ist frappanter als diese Statue, welche in bestimmtem Umriß das Lebensbild einer vor 6000 Jahren verstorbenen Person darstellt. Ganz besonders ist der Kopf von schlagender Wahrheit, während auch der ganze Körper mit einer tiefen Auffassung der Natur behandelt ist. Bestimmt besitzen wir kein authentischeres und sprechenderes Portrait. In ihrem ursprünglichen Zustande war die Statue mit einem dünnen roth und weiß übertünchten Kalküberzug bedeckt. Die Augen sind einander genähert. Eine Einfassung von Bronze, welche die Stelle der Augenlider vertritt, umfängt das eigentliche Auge, welches aus einem Stück mattweißen Quarzes besteht, und in seiner Mitte ein anderes Stück von dunkeltem Stein statt der Iris enthält. Gerade in der Mitte dieses dunkeln Krystalles und etwas vertieft ist (als Pupille) ein glänzender Nagel eingefügt, welcher dem so zusammengesetzten Auge einen wirklich lebenden Blick verleiht.“

Und wirklich so wunderbar lebendig ist das ganze Standbild, so frisch blickt es grade aus, einen so entschiedenen Zug von frommer Herzensgüte hat es im Gesicht, daß wir Alle eine nicht etwa flüchtige, sondern ganz entschiedene Aehnlichkeit zwischen diesem vollendeten Kunstwerk aus uralter Zeit und dem Por-

trait des verstorbenen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm des Vierten heraus erkannten! Und so mögen denn auf Beide, den monumentalen Befehlshaber aus alter Zeit, und auf einen edeln Mann der Neuzeit die Worte des Grabsteines Nr. 73, welcher einem gewissen Maï angehörte, und ebenfalls aus Saclarah stammt, angewandt werden: „Ich habe mich zu Gott gewandt in meiner Liebe; ich habe Brot gegeben denen, die da Hunger hatten, — Wasser denen, die da Durst hatten, — Kleider denen, die da nackt waren, — ich habe einen Zufluchtsort gewährt denen, die verlassen waren u. s. w.“

So brachten wir einen wirklich wunderbaren halben Tag auf dem Pyramidenfelde von Gizeh zu. Allerdings wunderbar! So hoch auf gen Himmel steigen hier die Grabmonumente, so tief ein in die Erde dringen die Katafomben der Todten, — Fürsten reihen sich an Fürsten; das ganze Feld ist ja förmlich unterminirt von den geheimnißvollen Todtengängen! Und von wie Vielen werden denn nur noch die Namen genannt? Schefren und Rhousou sind in alle Winde gestreut, und Menkheres hängt auch nur eben noch hinreichend in den Gräthen zusammen, um in London dem schaulustigen Publikum gezeigt werden zu können! — Wahrlich, wenn einmal eine Majestät Lust bekommt, sich zu überheben, so mache sie nur eine Partie nach Gizeh, und sie kommt ganz gewiß kurirt wieder.



Auch Patroklus ist gestorben.

Und war mehr als Du!

All die wirklich erschütternden Gedanken, die sich dem Besucher von Gizeh aufdrängen, auch wenn er keine Majestät ist, hinderten uns indeß nicht, unser ländliches Frühstück im Schatten der großen Pyramide einzunehmen, und uns der freudigsten Stimmung dabei hinzugeben, wenn es mir auch manchmal vorkam, als klopfte der Geist aus dem Hamlet unten im Boden. Dann verschwand der Eine langsam nach dem Andern von dem Plan und kehrte auf trippelndem Esel zurück zu den Schiffen, welche längst qualmten und mit den Signalpfeifen lärmten, um die „Eingeladenen“ zum letzten Male einzuladen, und nach Boulaq hinüber zu tragen. Aber erst nach einigen Stunden war alle Mannschaft am Bord.

Wir stießen zum letzten Male ab, zum letzten Mal auf dieser herrlichen, großartigen, wunderbaren Nilreise. Vielleicht ist der Eine oder Andere meiner Leser mit Ernst und sorgsamem Betrachtung mir gefolgt bis zum fernen Philä, ein empfindender und denkender Leser. Nun, ein solcher wird sich sagen, daß es unmöglich sein mag, in so wenigen Wochen so viel Schönes, Herrliches, Ueberwältigendes zu genießen irgend wo sonst in der Welt, wie wir es auf dem Nil, an dem Nil, in der Wüste genossen haben, wo

wir nur immer landeten, hinblickten, genoßen und nachdachten.

Und da sage ich denn recht offen, daß mir, wie viel Herrliches mir auch von des Himmels Segnungen im Leben zu Theil geworden ist, doch nur in sehr einzelnen Momenten das Herz und die ganze Seele so vom innigsten Dank gegen Gott und Menschen übergeströmt ist, wie in jenen Minuten, in denen uns unser guter Feroz über den Nil, nördlich um die Insel Rodah herum, dahin trug nach Boulacq durch eine Scenerie hindurch, deren tief poetische, morgenländische Herrlichkeit sich eben nur hier, sonst nirgend wo in der Welt, so zauberhaft schön entfaltet findet.

---

## Elftes Kapitel.

### Am Suezkanal.

---

Noch hatte unser gutes Dampfſchiff nicht völlig das Ufer gewonnen, als wir auch ſchon am Strande aus der Schaar der überflüſſigen Zuſchauer einen wohlthätigen Spiritus familiaris mit einem Tarbuſch erkannten, der mir ſchon bei unſerer erſten Ankuſt in Kairo aufgefallen und befreundet war. Ich bemerkte nämlich damals, daß ein ſehr junger, wohl-erzogener egyptiſcher Gentleman ſich immer höchſt beſcheiden, aber auch immer beobachtend zu uns geſellte im Hotel, an unſern Mahlzeiten Theil nahm, und ſelbſt wohl mit einigen leiſen Winken an die Bedienung im Hotel intervenirte, wenn ihm dieſes und jenes nicht ganz paſſend und angemessen erſchien. Als ich ihn einmal allein traf, und den jungen beſcheidenen Mann anredete, that er ſich mir kund als Emin Bei, ein dem Secretariat der auswärtigen Angelegenheiten attachirter junger Egypter, der leidlich franzöſiſch ſprach und den Auftrag hatte, unſer Wohlergehen im



Hotel etwas zu beobachten, wofür ich ihm damals den allerbesten Dank zu sagen hatte. Wir hatten unsere Karten gewechselt, so daß er meinen Namen kannte.

Dieser junge Bei stand nun als unser Beistand am Ufer mit einem Päckete von Logirzetteln; auf jedem Zettel stand der Name eines „Eingeladenen“ mit der Angabe des Hotels, wohin er sich zu begeben hatte. So wie nun die Einzelnen das Brett passirten, um ans Land zu treten, erhielten sie ihren Quartierzettel, wobei wir aber gleich die Bemerkung machten, daß unser Nilconsortium nach allen nur möglichen Hotels an der Esbekieh aus einander gesprengt werden würde. Es waren ungeheuer viel Fremde in Kairo angekommen, die untergebracht werden mußten, und die Trennung unter uns ließ sich nun einmal nicht ändern. Nun, das war kein Unglück! Aber für mich schien es ein Unglück zu sein, daß ich allein ohne einen Logirzettel blieb. Als ich das schreckliche Unglück, so ganz allein ein Ausgestoßener zu sein am Nilstrand, dem jungen Bei etwas übertrieben vorstellte, lachte er und sagte mir, er freute sich mir zu melden, daß ich im selben Hotel oriental dasselbe Zimmer Nr. 28 für mich reservirt vorfinden würde, da es mir vorher so gut gefallen. Und wirklich! Als ich nun mit einer Fraktion unserer Gesellschaft am Hotel vorfuhr, erhielt ich meinen Schlüssel wieder und fand meine

Sachen vollkommen geordnet in meinem alten Zimmer, und mußte dem guten Emin Bei, der eine freundliche Anrede von damals so hoch aufgenommen hatte, und nun bald uns nachkam, um für uns zu sorgen, meinen allerbesten Dank für seine Zuvorkommenheit sagen, die um so größer war, als ich dadurch wieder im alleinigen Besitz eines hübschen großen Zimmers war, und mich ganz ungestört in demselben einiger ruhigen Reflexion hingeben konnte.

Freilich war diese Reflexion nicht weit her. Die Suezfeste waren vor der Thür, und in Masr war eine ganze Welt zusammen gesluthet, eine wogende, wallende, springfluthige Welt von Nord, Süd, West und Ost. Was konnte man Besseres thun, als nach der Rückkehr aus dem alten Egypten am Rande der Wüste sich hinein zu begeben in diese wogende Hochfluth, in diese strömende Welt, und ihre Elemente entwirrend sie zu durchmustern!

Bisher waren wir Eingeladene der ersten Nimesse von Marseille ein Gegenstand von einer gewissen Aufmerksamkeit gewesen. Aber unsere Löwenschaft war längst abgethan. Es waren größere Majestäten, ja die Allergrößten gekommen, oder sollten kommen! Frankreich war schon da! Oesterreich und Preußen waren unterwegs, Abd-el-Kader ging, als Gerücht wenigstens, im Volke umher; die Niederlande wollten sich einstellen, Italien, Rußland, ein schwedischer

Prinz wurden in Aussicht gestellt! Minister, Grafen, Staatsmänner von drei Roßschweifen, possedirte und depossedirte Fürsten zeigten sich überall, oder wurden doch überall, wo sich was Besonderes zeigte, vermuthet, — kurz, das Weltkaleidoskop in Kairo drehte sich tüchtig, und schüttelte alle Formen und Farben, alle Größen und Zierlichkeiten, alle Menschenmöglichkeiten und Unmöglichkeiten durcheinander. Jeder schien nur dazu gekommen zu sein, um Allen zu einem gewissen Ergötzen zu dienen, und alle mußten sich nolentes volentes dazu hergeben, vor jedem Einzelnen Revue zu passiren und sich angaffen zu lassen vom Orient und im Orient, wie man etwa eine Heerde ausgewachsener Dromedare im Occident bewundern würde.

So war denn auch unser Hotel oriental recht voll geworden, und schon unser erstes Diner zeigte den Speisesaal bis auf den letzten Platz besetzt. Es war nicht möglich, neue Bekanntschaften zu machen; man begnügte sich eben damit, nur an einander vorbei zu streifen. Auch möchte es damals nicht schwer gewesen sein, auf etwas excentrische Elemente zu stoßen. Noch unendlich voller als bei unserem ersten Kommen war Kairo jetzt von der Aventure. Musik, Ballet, Kunstreiterei und die ganze Fluth von Divinitäten, welche das sterbliche Menschengeschlecht zu ergötzen geruhen, ließen sich überall gewahren. Sogar im Hotel oriental



schwebte einige Male eine lustige Ballerine durch unsere Mitte über den Hofplatz hindurch und die pyramidenstufigen Treppen hinauf, — eine Lustheilige im Gegensatz zu den schwimmenden Wasserheiligen, die wir im Nil getroffen hatten, — und verschwand oben in ihren Zimmern. Das Musselinkind schien die Hatasou, die Löwin einer Balletgesellschaft zu sein, die in den Sueztagen durch das rühmlichste Beispiel eine Veredelung in den Fantasias und unter den Almeh's anstrebte.

Briefe, Zeitungen, Besorgungen nahmen uns vielfach in Anspruch! Am Sonntagmorgen besuchten wir noch einmal das Museum von Boulacq mit seinen stillen, heiligen Wissenschaftsmonumenten. Den Nachmittag zogen wir hinaus nach der prächtigen Schubrahallee mit ihrer lauten, unheiligen Menschheit; denn wirklich machte der prächtige Baumcorso einen sehr weltlichen Eindruck. Alle Bornehmheit und Bornehmthueri, aller Reichthum, alle Ueppigkeit, alle Abentheueri lag da hingestreckt in den offenen Wagen und ließ sich vom dummen Volk anstaunen oder von der Menschenkenntniß mit Hohn, Spott und Ironie geißeln. Aber doch machte das glänzende Auf- und Abfahren dieser Fragezeichenmänner und dieser Ausrufungszeichenweiber einen glänzenden Eindruck, und man giebt schon gern eine halbe Stunde dazu her, um die bewegte Fata morgana anzuschauen.

Beim Sonntagsdiner erging zum Nachtsch um plötzlich die Parole: Morgen nach Alexandrien! — Nun es war auch hohe Zeit; denn am siebzehnten schon sollte die Einweihungsfestlichkeit am Suezkanal beginnen. Und doch schied man so ungeru von dem orientalischen Märchen Masr-el-Kahirah mit seiner Citadelle und seinen dreihundert Moscheen und Minarets, mit seinem mächtig fluthenden Nil, seinen Pyramiden und sogar seinem Wüstengebirg Mokattam! Ein reizender Mondscheinabend auf der Esbekieh machte unserm Aufenthalt in Kairo ein würdiges Ende. Der Tagestumult wich der stillen Nacht. Weniger dichte Menschengruppen wandelten durch einander. Hier und da tönte noch eine Musik von fern, — langsam starb das Treiben völlig ab, und die Stunde des Träumens, der Märchenwelt regte ihre geräuschlosen Fittige.

Ein brausender Ausbruch zum Meer, zunächst, wie wir alle dachten, nach Alexandrien selbst, strömte nach eingenommenem Morgenkaffee am 15. November zum Bahnhof von Masr hinaus, wo sich unsere ganze Besatzung vom Möris wunderbar vollständig wieder zusammenfand, und selbst noch einigen Zuwachs bekommen hatte. Unser Gepäck wurde uns förmlich entrissen und verladen; dann wurden auch wir verladen, und fast war schon der Zug in Bewegung, als plötzlich ein furchtbarer Tumult auf dem Perron entstand,

und sämtliche Mitreisende aus den Waggons herausspringen machte. Der Vorfall selbst war einfach. Ein baumstarker Beduine, nur mit einem Beinkleid angethan, hatte, um als blinder Passagier nach Scanderieh zu kommen, sich in eine graue Decke eingewickelt und in einen Gepäckwagen gelegt. Bei dieser Defraudation ward er entdeckt. Um der Strafe zu entgehen, wehrte er sich mit lautem Gebrüll gegen seine Verhaftung; je mehr Truffaldine herbeistürzten, um mit dem ungeheuersten Pathos und unter den heftigsten Exclamationen den wilden Kerl zu arretiren, desto wüthender wurde dieser, bis es dann endlich doch gelang, freilich erst nach Citirung des ganzen Koran und mindestens der halben Sunna, des Beduinen völlig habhaft zu werden, welcher zuletzt nur noch röchelte, wie ein abgestochenes Schwein. Die Scene hatte bei aller Brutalität doch etwas urkomisches an sich, zumal da Niemand dabei Schaden litt.

Endlich kam es denn doch noch zur Abfahrt. Der Zug ging sehr rasch; nur das Frühstück am Nilübergang machte einen Aufenthalt. Aber doch waren wir schon früh in Alexandrien — nicht, sondern befanden uns urplötzlich auf einem Schienenstrang, der am Bahnhof der Stadt westlich hinlief, und unmittelbar am Meer endete. Ehe wir Zeit hatten, uns nur einmal umzusehen, waren wir schon in ein Hafendampfschiff übergeladen, und fuhren in den Hafen hinaus



unter Bord eines großen egyptischen Dampfpacketes, der Behaire oder Bahari, wo wir anlegten. Unter etwas buntem Tumult enterten wir den Türken, wobei uns die immensen Reisekisten einiger Damen ganz entsetzlich hinderlich waren. Wirklich hatten wir schon Besitz genommen von dem Schiff, als uns angedeutet ward, daß dasselbe nur die Hälfte von uns aufnehmen könnte, und daß die anderen „Eingeladenen“ auf das nächste, große Dampfschiff, die Ramanieh eingeladen werden würden. — „Freiwillige vor“! hieß es also, und die Beliten unserer Cohorte, die wenig Gepäck hatten, wie z. B. ich, schifften nach der Ramanieh über.

Hier war eine schreckliche Unordnung. Das Schiff hatte erst kurz vorher Befehl bekommen sich reisefertig zu machen, und lud nun vor allen Dingen Kohlen, die fatalste Katastrophe, die ein Passagier am Bord eines großen Dampfbootes erleben kann. Nach einigem Parlamentiren wurde, da wir doch denselben Tag nicht mehr in See nach Port Said am Suezkanal gehen konnten, beschlossen, daß unsere ganze für die Ramanieh bestimmte Genossenschaft nach Alexandrien umkehrte, und dort im Hotel den nächsten Tag abwartete.

Und das war nicht nur das Angenehmste, sondern sogar das Zweckmäßigste für uns, zunächst für mich selbst, der ich in Alexandrien eine Menge Sachen für

die Rückreise nach Europa anzuordnen hatte, von deren Ausführbarkeit ich in der Hast nach den Kanalfesten mich nicht überzeugt hielt. — So logirten wir uns denn für die eine Nacht in unserm alexandrinischen Hôtel ein, machten unsere Besorgungen, hielten ein tüchtiges Abenddiner und verbrachten einen herrlichen Abend in kühlem Mondenschein an den plätschernden Bassins des Konsulatsplatzes, bei deren Rauschen es mir fast vorkam, als hätte ich die wunderbaren Erlebnisse seit dem Abend, wo ich das letzte Mal hier wandelte, doch nur geträumt. —

Der folgende Morgen gestattete uns gar noch eine hübsche Ausfahrt durch die Stadt zur Besichtigung einzelner schon besuchter Punkte. Dann aber rief uns das Schiffscommando an Bord der Ramanieh.

Das stattliche Dampfpacket war 250 Fuß lang, sehr breit, und nunmehr in der aller saubersten Verfassung. Wir logirten uns ein; mich führte das Geschick mit einem egyptischen Beamten, einem Türken, in eine Kabine. Obgleich ich mit dem Mann nicht sprechen konnte, so zeigte er doch die allergrößte Zuverlässigkeit, als wir unser kleines gemeinsames Zimmerchen uns einrichteten. Dann ging es in See nach Port Said, oder vielmehr sollte es in See gehen. Aber die Ausfahrt aus dem Binnenhafen ist so eng zwischen den beiden Molen, und ein anderes Dampfschiff hatte sich so unglücklich quer vor uns gelegt,

daß es einer langen Arbeit bedurfte, bevor wir auf die Rhede hinauslaufen konnten.

Noch hatten wir das lange nach Norden hinwärts die Rhede von Alexandrien deckende Riff nicht umschiff, als eine etwas bedrohliche Bb mit Regen von Nordwest einherzog. Die See ward trübe, kraus, unruhig; eine Schaumwelle überschlug die andere, und wir sahen einem vollen Novembersturm entgegen, der uns nun freilich keine Furcht machte, aber doch auch zur Einweihung des Suezkanales nicht eben nothwendig schien, als nach einer Stunde sich die Scenerie wieder aufklärte, und wir in der gemüthlichsten Stimmung nach Nordosten dampften.

Eine klassische Stelle dämmerte uns gleich nach Sonnenuntergang entgegen. Ein mit einem oder mit zwei kleinen Forts besetzter Vorsprung bezeichnet die Gegend, wo das alte Kanopus lag. Heutigen Tages heißt die Stelle Aboutir. An dieser Spitze, gerade da, wo einige kleine Inseln oder Klippen in das Meer hineinspringen, griff Nelson am Ende des vergangenen Jahrhunderts die französische Flotte an, und lieferte eine der furchtbarsten Seeschlachten, in dem er sich mit beispielloser Kühnheit zwischen das Land und die Flotte des Admiral Brueys legte, und nun die ganze Seemacht des Feindes in den Grund schoß. —

In stiller, leicht umflorter Mondnacht umschifften



wir dann die Nilmündungen. Schon um halb vier Uhr des nächsten Morgens (17. November) sahen wir als ein hell erglänzendes Licht das Leuchfeuer von Port Said brennen, und mußten etwas beilegen, um den Morgen abzuwarten.

Hierbei darf ich wohl bemerken, daß fünf Leuchfeuer zur Orientirung an der egyptischen Küste am Mittelmeer brennen. Das mittelfte Feuer brennt auf dem nördlichsten Küstenpunkt grade in der Mitte zwischen beiden Nilmündungen. Beide Nilmündungen haben ebenfalls ihren Leuchtturm, dessen Leuchtperipherien sich mit dem Mittelfeuer schneiden. Dann hat Alexandrien und Port Said ebenfalls ein Leuchfeuer, welches wieder in die Lichter an den Nilmündungen eingreift, so daß es unmöglich ist, bei Nacht die Küste von Egypten zu berühren, ohne ein Leuchfeuer gesehen zu haben. Jedes Licht scheint fünf deutsche Meilen in See hinaus.

Während wir fern vom Feuer von Port Said auf den Tagesanbruch warten, muß ich, wie viel auch seiner Zeit über den Suezkanal veröffentlicht ist, und auch meinen Lesern bekannt sein mag, dennoch einige wenige Worte über diese merkwürdige Wasserstraße sagen, welche jetzt zwei Welttheile trennt und den Occident mit dem Orient verbindet.

Daß eine Wasserverbindung zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meer kein moderner Ein-

fall ist, ist allen Lesern bekannt. Schon die alten Pharaonen suchten verschiedene Male die östlichen Nilarme mit dem rothen Meer zu verbinden. Herodot hat selbst einen solchen Kanal in voller Thätigkeit gesehen. Auch die Ptolomäer machten eine Wasser-  
 verbindung, von der Strabo berichtet. Trajan war ebenfalls ein Kanalbauer, wie denn auch einer der ägyptischen Sultane eine Verbindung zwischen dem rothen Meer und dem Nil herzustellen sich bemühte. Doch all diese Versuche, mochten sie nun zu Ende geführt worden sein und dann erst wieder verunglücken, oder mochte die Arbeit auf halbem Wege liegen bleiben, waren immer nur Nilverbindungen mit dem rothen Meer. — Einen ganz direkten Kanal von Meer zu Meer zu bauen, gerade durch die ganze Landenge von Suez, dieser Plan gehört ganz der Neuzeit an, und seine Ausführung verdankt die Welt einzig und allein dem berühmten Lesseps.

Die Ausführung verlangte riesige Kapitalien, weil die Arbeit riesig war. Zuerst mußte am mittelländischen Meer ein Hafenplatz gegründet werden, wozu es im eigentlichsten Sinne an einem Hafen und an einem Platz dazu fehlte. Dann mußte in dem flachen Morastsee Mansaleh eine Kanalrinne gegraben werden. Dieser Arbeit folgte die Durchstechung eines schmalen Landstreifens zwischen dem genannten See und einem kleinen südlich davon liegenden See, den

See von Ballah, durch welchen letzteren der Kanal ebenfalls hindurch geführt ward. Nun stieß man gar auf eine weiter ausgedehnte Bodenschwellung von Wüstenkalkstein, die eine Riesenarbeit darbot. Eine Art von Ruhepunkt, von Mittelpunkt, bildete der dann folgende Timjahsee. Südlich von ihm waren wieder große Schwierigkeiten in einem festen Boden, nach deren Ueberwindung man dann das etwas gebogene, einige Meilen lange Bassin der sogenannten „bitteren Seen“ benutzen konnte. Noch einmal kam dann ein fester Boden, in den sich dann das leichte Wasser von Suez selbst hineindrängte, welches aber so wenig zu benutzen war, daß der Kanal auch durch dieses noch hindurch bis südlich von Suez geführt werden mußte, und auch hier noch bedeutende Hafengebauten verlangte.

Ich sage: „Auch hier noch bedeutende Hafengebauten!“ Damit will ich zu dem aus riesigen Bauten entstandenen Nordhafen des Kanals, nach Port Said zurückkehren, welchen wir beim Tagwerden des 17. Nov. am fernen Südufer auftauchen sahen.

Ganz außerhalb des Hafens lag die englische Flotte, fünf starke Panzerschiffe, vor Anker, und schien keinen Antheil zu nehmen an dem Festgedränge, was sich mehr und mehr, je näher wir kamen, vor unsern Augen entwickelte.

Ehe wir aber nach dem bunten Wallen und Wehen



am Ufer blickten, mußten wir erst die beiden in das offene Meer hineinlaufenden Steindämme bewundern, welche gemacht werden mußten, um eine sichere Anfurth auf der versandenden Küste behaupten zu können. Der westliche Damm springt weiter hervor als der östliche. Zwischen ihren freien Endpunkten ist eine Seebreite von mindestens tausend Fuß. Der östliche Damm strebt in südöstlicher Richtung gegen das Ufer hin, so daß am Ufer beide Dämme ungefähr dreitausend Fuß aus einander stehen. Der längere Damm ist über fünftausend Fuß lang, der andere mißt ungefähr dreitausendachtthundert Fuß.

Für beide Molen wurden die Blöcke künstlich aus Sand und hydraulischem Kalk gemacht. Jeder Block wiegt gegen 50,000 Pfund. In beiden Dämmen stecken ungefähr eine Viertelmillion Blöcke. Schon damit ist eine Riesenarbeit bezeichnet.

Was nun zwischen diesen Dämmen am Ufer ausgebagert wurde, ward auf der westlichen Seite aufgehäuft, und davor ein stattliches länglich viereckiges Bassin in das Land, oder vielmehr in den See Menfaleh hinein gegraben. Mittelft des gewonnenen Schlammes und Sandes gewann man, eben so wie man künstliche Steine zu den künstlichen Dämmen machte, einen künstlichen Boden für die an der Westseite des Binnenhafens sich bildende Stadt Port Said, die jetzt mindestens 10,000 Einwohner hat.

So hat denn hier die Kunst aus dem öden Meeresufer eine wunderbare Welt geschaffen, schützende Dämme und Hafengebäude, einen Grund und Boden für eine Stadt, und auf diesem ersteren letztere. Und diese letztere feierte im glänzendsten Flaggenschmuck ihre eigene Einweihung und die des ganzen Kanales.

Unsere Kamanieh ging im Außenhafen zu Anker, und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Aber es kam nichts! Während dicht vor uns Schiff an Schiff bis tief in den Hafen hinein sich drängte, während die Flaggen aller seefahrenden Nationen wehten, während ein Salutbombardement das andere überdröhnte, dachte kein Mensch an uns, die wir, je mehr wir Festherrlichkeiten am Ufer und im Hafen erkennen konnten, uns desto mehr mitten hinein in das Festtreiben wünschten, und zuletzt Alles verwünschten, was möglicher Weise uns davon abhielt, am Fest Theil zu nehmen.

Schon sahen wir das Nachtschiff *Aigle* mit der französischen Kaiserin in den Kanal hineinfahren und in weiter Ferne verschwinden; schon folgte der Kaiser von Oesterreich mit einem oesterreichischen Dampfschiff, beiden dann der Kronprinz von Preußen unter norddeutscher Bundesflagge, — schon kam eine niederländische, eine schwedische, eine italienische Dampfcorvette hinterdrein, schon sahen wir über dem Wasserspiegel des Sees Mensajaleh eine ganze Kette von stattlichen

Fahrzeugen in weiten Distanzen südlich dahin schweben, als man dann auch endlich an uns unglückliche Namansehoten dachte. Aus der Tiefe des Hafens und aus dem bunten Gewirr von Masten, Segeln und Flaggen kam ein kleines Schraubendampfschiff mit einem länglich viereckigen Prahm an der Seite zu uns herausgedampft.

Aus diesem Prahm hatte man ein hübsches Zelt improvisirt, mit längslaufenden Bänken versehen und mit luftigen weißen und rothen Festons und Gardinen geschmückt, so daß ihm ein reizender orientalischer Anstrich gar nicht abzusprechen war. Wir wurden in dieses seltsame Amphibium, welches zwischen Wasser und Luft wie eine riesige Cuviersche Qualle das Mittel hielt, eingeladen, unsere Sachen nahmen die Mitte ein, und vertrauensvoll zogen wir gen Port Said dem Hafen zu.

Zum Landen war keine Zeit. Nur im Durchfahren konnten wir die Hafengebäuden und die reizende aus Schlamm und Wasser so wunderbar heraus improvisirte, ganz europäisch aussehende Stadt bewundern, in welcher bereits alle Handelsmächte ihre Consulate, alle Consulate ihre Flaggenstangen hatten und von jeder Flaggenstange die ihr zukommende Flagge im Winde wehte. Besonders prangte ein großes herrschaftliches Zelt unter allem nur denkbaren Festschmuck: hier war eine christliche Einsegnungszeremonie am



Morgen vorgenommen worden, da bei den Türken derartige Acte unbekannt sind. Alles wallte und wehte unter Flaggen. Aber doch erregte unser kleines buntes Schiffsungeheuer vor all dem bunten Treiben einiges Aufsehen. Die Menge der kleinen roth=weißen Fähnchen, Läppchen und Gewinde verrieth, wenn sie auch eigentlich ganz hanseatisch, namentlich ganz lübeckisch ausfah, den türkisch=egyptischen Charakter, sonst hätte man das namenlose und noch nie dagewesene viereckige Schiff leicht für ein Narrenschiff, eine Delegation sämmtlicher europäischer Tollhäuser halten können. Unter einigem Hohngelächter zwischen den Mannschaften der stolzen Schiffe, an denen wir vorüberfahren, bogen wir dann südlich um in eine Lücke hinein, welche von hölzernen Obelisken bezeichnet wurde. So waren wir eben in einer schnurgraden, unabsehbar langen, zu beiden Seiten von einem schrägen aus Schlamm, Morast, Sand und Lehm und anderem fossilen Ungeziefer, aber ohne alle Spur von Thierwelt oder Pflanzenwelt, eingefaßten Wassergasse, dem eigentlichen Kanal von Suez, und schifften muthig durch den unerquicklichen Cochtus hindurch. — Eine kleine Meile, ja eine oder zwei Meilen ging das. Dann aber fanden wir den Kanal schrecklich langweilig, und sogar abstoßend und widerlich, womit wir freilich an den Lehmwänden nichts änderten. Höchst fatal war uns aber in dieser Lehmgasse, die wie eine etwas tief

liegende Eisenbahn von unabsehbarer Gradheit sich ausnahm, die Bemerkung, daß sämtliche Schiffe, die uns allmählig nachfolgten, schneller fuhren als wir; alle zehn Minuten vielleicht kam, da sämtliche Dampfboote in gemessenen Distanzen und nach Art einer Schiffsprocession sich vorwärts bewegen sollten und nur mit halber Kraft gehen durften, so ein dampfender Ichthyosaurus halb neben uns halb über uns vorbeigerauscht, und jedesmal bemerkten wir den leisen Spott der vorbeiprangenden Menschheit. Zuletzt schien unser Diplozoon, welches in seinem Dimorphismus innig aneinander gefesselt, wie Philemon und Baucis im Festgewande vorwärts wackelte, vollkommen asthmatisch zu werden. Es ging langsam, stand manchmal ganz still, — und der Maschinenmeister meinte, wir würden damit gar nicht nach Ismaila kommen.

Allgemeiner Aufruhr! Doch schleppten wir uns noch vorwärts. Jetzt fing auch der Hunger an unter uns zu nagen. Es ging uns wie den Israeliten: uns fehlte Manna und Trinkwasser. Nachdem wir etwa 6 deutsche schnurgrade Meilen zwischen den Lehmwänden unter allen nur denkbaren Negationen zurückgelegt hatten, kam ein Etablissement, ein „Bahnhof“, Kantarah, das Ende des Sees Mansaleh.

Hier ward angelegt. Muthig stiegen wir den Wall hinan. Und nun stimmte sich meine Apathie

in volle Bewunderung um. Die lange Kanalrinne von 6 Meilen war in einem ungeheuer weiten Sumpf ohne Busch und Strauch, einer spiegelglatten Fläche stagnirenden Wassers ausgegraben und aufgewallt worden. Welche Menschen konnten diese ungesunde Galeerensklavenarbeit ausgeführt haben, wie viele Tausende mußten nicht bei dieser Arbeit umgekommen sein!

Eine vorausgesandte telegraphische Depesche hatte uns Halbtodten ein Essen bestellt. Ein leucophlegmatisches griechisch-italienisches Ehepaar dieses „Bahnhofs“ traitirte uns auch wirklich mit einem reichlichen Essen, aber es war so fett, daß man es kaum genießen konnte. Wasser war grundslecht. So mußte eben Wein seine Stelle vertreten. Und nach leidlicher Abfütterung schifften wir uns wieder ein, nachdem auch die Maschine unseres kleinen Dampfers leidlich zurecht geklopft war, und uns bestimmt, wenn auch etwas spät, nach Ismaila zum Fest bringen sollte.

Bald südlich nach Kantarah folgt wieder ein kleiner See, der See von Ballah, dessen Fläche, weil hier die Einfassung des Kanals sehr niedrig ist, wir sehen konnten. Die Landenge zwischen dem See Mensaleh und dem See von Ballah ist höchst merkwürdig. Als der erste feste Punkt südlich vom See Mensaleh bildete diese Landenge die Brücke zwischen dem Nildelta und Palästina, Syrien, Mesopotamien. Hier



zogen in uralten Zeiten die ersten Karawanen zwischen den beiden Welttheilen hin und her. Hier zog Abraham seine Straße, hier Jakob und seine Söhne. Hier lag auch die eigentliche Straße, die Moses mit den Israeliten hätte ziehen müssen, um in kurzer Zeit nach dem Lande der Verheißung zu kommen. Freilich war es auch der Weg, auf dem ihm Pharao Menephta am erfolgreichsten hätte folgen können.

Es war Nacht geworden während unserer Fahrt. Doch schien der Mond durch leichte Wolkenschleier. Und da mir es nicht gelungen war, einen Lagerplatz zum Schlafen zu finden, so konnte ich unsere Fahrt weiter beobachten.

Südlich vom See Ballah und der nicht fern von ihm gelegenen Station el Ferdane hebt sich der Boden anhaltend und sehr bedeutend, so daß hier der Grabung eines Kanales unermessliche Schwierigkeiten im Wege lagen. Fast hundert Fuß tief mußte hier gegraben werden, von welcher Tiefe die natürliche Folge war, daß auch die Breite des Kanalbettes ganz enorm ward. Kräftige Dampfmaschinen bewegten eiserne Krähne, um die losgearbeiteten Erdmassen auszuheben, und in Form von mächtigen Dämmen aufzuhäufen. Diese metallenen Arbeitsmaschinen, von denen wir noch eine Menge in und am Kanal sahen, machten in ihren seltsamen Formen beim Mondschein einen höchst originellen Effect. Bis gegen 200 Fuß

hoch thürmten sie die Erddämme auf, welche oben an ihren Rändern 300 Fuß, an der Wasserfläche 200 Fuß aus einander stehen. Wohl kann man sagen, daß dieser Durchstich der Sanderhebung von el Guisr das größte Werk am ganzen Kanal ist. Und ich gestehe offen, ich traute im eigentlichsten Sinne des Wortes meinen Augen nicht, als wir durch diese langgedehnte, furchtbar hohle Gasse hindurch fuhren, und ich die ungeheure Arbeit bemerkte.

Plötzlich traten wir hinaus ins Freie. Ein großer, prächtiger Landsee that sich auf; eine Menge Lichter blinkte im Westen, und zeigte uns den Weg an sämtlichen Schiffen vorbei, die seit dem Morgen von Port Said durch den Kanal gegangen waren, um das Einweihungsfest in Ismaila, am sogenannten Timsahsee feiern zu helfen. — Wir erreichten auch glücklich das Ufer mit einem Landungsplatz, der als solcher nichts zu wünschen übrig ließ, dem aber doch Alles fehlte, was wir wünschten, Essen, Trinken, Wohnung, Bett, überhaupt ein Unterkommen, denn Ismaila lag weiter zurück, und in der Nacht war garnichts anzufangen. So warf sich denn Jeder von uns, wo und wie er gerade konnte, hungrig und durstig auf den Sand und erwartete, stoisch der Eine, ärgerlich der Andere, die goldene Morgenröthe, die den Wüstenjammer enden, und uns wieder zu Menschen machen und bringen sollte. — Tiefer gesunken als in jener Nacht war

nie die gute Laune und Stimmung unter den Eingeladenen.

Da fing wirklich der Osten an, bleich zu werden. Aus einem Chaos von Wüste und Sand, von Wolkenballen und wunderbar reinem Himmelsblau glühte die Morgenröthe empor aus der asiatischen Einöde, um die Sonne des berühmten Tages von Ismaila oder Ismailiah herauf zu führen; denn der Tag von Ismaila heißt ein für alle Mal im Almanach meines Lebens jener achtzehnte November, der mitten in einer Wüste mir die wunderbarsten Zauber eines brausenden und doch in seiner Hochfluth so tief poetischen Lebens gewährte, das Anschauen, den Triumphzug des herrlichsten, göttlichsten Friedens darbot.

Mitten in der Wüste! — Möglich ist es, daß vor uralten Zeiten eine Ader des Nils vom Delta her sich bis in die Gegend des Timsahsees verloren, und dessen Wasser ziemlich süß erhalten habe, während von diesem Centralbassin des Isthmus von Suez nördlich und südlich alle Wasseransammlungen bitter, salzig sind. Doch ist solche natürliche Wasserverbindung des „Krokodilensees“, dessen Name sogar mit einer ehemaligen Verbindung des Nils mit dem Timsahsee zusammenhängen mag, längst versandet. Indessen drängt noch ein Nilarm aus dem Delta sich weit nach Osten hin; an ihm lag das alte Land Gosen, heute Gessen; — und nur zwei Meilen westlich vom Timsahsee wird



noch die Stelle bezeichnet, wo das alte Ramses lag. Von diesem nach Osten hin dringenden Nilarm ward neben dem Timsahsee hin und längs des Seekanales ein Süßwasserkanal gegraben, welcher in Suez mündete, und nun den ganzen Strich mit Trinkwasser versah, wie er denn die erste Ader gewesen ist, auf der in der neuesten Zeit ein kleines Schiff vom Mittelmeer nach Suez und in das rothe Meer gelangt ist.

Und mit diesem herbeigelockten Lebenswasser feierte die Kultur sogar am See von Timsah ihr großartiges *Surge et impera!* und zeigte uns mit dem erwachenden „Tage von Ismaila“ ihr Dasein und ihre fortan unerschütterliche Domaine. Auf dem rings von der drohenden, aber vergeblich drohender Wüste eingefassten Seespiegel, der nach den dort hausenden Krokodilen seinen Namen hat, und sonst nur von scheu vorüber streichenden Pelikanen besucht ward, — fast ein Avernier See, fast ein todt's Meer, — prangte umglüht vom Morgenroth des friedlichen Triumphtages eine herrliche Flotte von 40—50 auserwählten Dampfschiffen unter dem glänzendsten Flaggenschmuck. Ein weithin rollender Meveilleschuß hatte Alle zum Leben erweckt. Selbst zu uns herüber flog das Schrollen der Bootsmannspfeifen; Trommeln wirbelten, Signalthörner schallten, — alles das Kennzeichen, daß inmitten jener Flotte mannigfaltige Kriegsschiffe an-

ferten, welche auch an den weithin wehenden Wimpeln zu unterscheiden waren, und die herrlichste Seeparade boten in gemessener, weithin sich erstreckender Front.

Da flogen einzelne Adjutanten vor, kleine zierliche Hafendampfboote unter verschiedenen Flaggen, namentlich französischen und ägyptischen, welche in ihrem Wettlaufe zum Ufer hin sich in der That viel wichtiger machten, als die Seemonarchen selbst, jene Kriegscorvetten, zu denen sie gehörten. Officiere und Matrosen sprangen an das Land. Nun kamen auch Ruderboote herbei mit sauber uniformirten Mannschaften; die Landungsbrücke und der ganze Strand füllte sich mit Menschen, ein so reizendes Marinebild, so voll von seemännischer Coquetterie im Festputz, daß ich mich in die glänzendsten Seeparadetage von Rio de Janeiro zurückträumte. Und in solch wundervolles Marinebild kommen dann verschiedene ungeheure Dromedare hinein getreten, beladen mit diesem oder jenem Schiffsbedarf, der von knochigen Beduinen abgeladen wird. So fraternisiren in Ismaila die Schiffe der Wüste mit denen des Meeres, so nagelneu die letzteren, so uralt die ersteren in härenem Gewande, aus dessen langen Zotteln schon Vater Abraham für seinen kleinen Izaak den Rock zurecht machte.

Im Anschauen dieses unaussprechlich großartigen Hafentreibens, — ich meine nicht dem Raum nach,

sondern nach seiner Bedeutung mitten in der ehemaligen Wüste —, schien es fast, als hätten wir die Landseite mit Ismaila und besonders die schlaflose Nachtmisère mit aller mangelnden Nahrung ganz vergessen. Hätten wir von dem ganzen Suezfest, — und ich sage das mit ganzem, vollem Ernst, — nur diese Scene am Rande und auf dem Spiegel des Timsah-sees erlebt, wir würden, ich wenigstens ganz bestimmt, vollkommen zufrieden gestellt gewesen sein, und kein Seeschlachtenbild würde sich mir so tief, so begeisternd ernst in die Seele hinein geprägt haben, wie dieses in der Mitte des ehemaligen Isthmus. Aber doch war es uns äußerst angenehm, als von der Stadt herab der Tagesbefehl kam, wir möchten hinaufmarschiren, während unsere Sachen auf einen Wagen geladen wurden.

Durch eine Porta triumphalis und über eine Brücke des Süßwasserkanales führte unser Weg inmitten eines Volksgetümmels von Europäern, Asiaten und Afrikanern, dessen bunte Formen, Farben und Compositionen sich garnicht definiren lassen. Es kam mir vor, wie das laute Stimmen der Instrumente vor einem Monstreconcert; man vernimmt Alles, hört und versteht aber garnichts von der Wirthschaft; höchstens erkennt man die langen Hälse der Contrebässe, — und solche Contrebässe in meinem Wüsten-



konzertbilde mögen die langen Dromedarhähse sein, die überall hervorragten.

Aber schon schallt uns das Summen, Schnurren, Schnattern und besonders das Pauken der Beduinenmusik entgegen, und wir biegen in den langen Quai de Mehemet Ali ein, eine lange, freilich nur erst von jungem Anwuchs gebildeten Allee, auf deren einer Seite in der Entfernung weniger Klafter sich der Süßwasserkanal hin erstreckt, auf der anderen Seite aber in Zwischenräumen und reizend umgeben von wunderbar schönen jungen Gartenanpflanzungen einzelne prächtige Bauten, kleine Sommerpaläste, ein ansehnliches, aufgetrepptes Präfecturgebäude, einzelne Plätze — — doch davon nachher.

Schauend, staunend, lachend über den Festtag, — denn Alles sah aus und war auch wirklich ein Festtag, zu dem die Welt von links und rechts, von Kaiserthronen und Beduinenzelten eingeladen war, gelangten wir in das Präfecturgebäude, wo wir eine Art von Quartierzettel erhielten. Meiner lautete auf: Campement de la Mohafza, tente no. 61 — Mr. Lapierre, commissaire!

Himmlich, göttlich, noch nie dagewesen! Zwischen dem Mehemet Ali Quai und dem Süßwasserkanal war eine ungeheuer lange Reihe von niedrigen Zelten aufgeschlagen, jedes zu drei Mann. Ich suchte und fand bald mein Nr. 61, in welches ich mich mit zwei Ge-

heimrätthen zusammen fand. Drei Matratzen unterschieden es vom vollständigsten Beduinismus, — doch nein, auch eine kleine blecherne nagelneue Wäschschaale fand sich vor, — das war das Campement de la Mohafza tente no. 61.

Aequam memento rebus in arduis servare mentem, — aber wirklich, dieser Rebus war zu köstlich, zu wundervoll! Auf so reinem Sande, in so legitimem Wüstenzelte hatte ich noch nie campirt. — Die ungeheure Menge fremder Gäste war selbst der egyptischen Gastfreundlichkeit über den Kopf gewachsen, und man hatte zu allen nur denkbaren Beherbergungsmitteln seine Zuflucht nehmen müssen. Es mochten mindestens hundert Zelte, recht eigentlich Triclinien, aufgeschlagen sein für Europäer. — Jenseits des Kanals aber, zwischen diesem und dem Timfahsee, da war erst die rechte Romantik unter aufgespanntem Leinen. Der ganze Beduinismus, vom uralten Emir bis zum Dromedar, schien eingeladen zu sein gen Ismaila, um mit Europäern zu fraternisiren; nur der Kanal trennte beide. In diesem Beduinenzeltlager, einer Art von improvisirter Zeltgasse mit zwei Reihen Zelten, hatte das Wüstenleben des genuinsten Araberthums seinen vollen Glanz entwickelt. — Gaule, Dromedare, Pfeifen und Pauken und alle musikalischen Disharmonien, die nur immer ein Menschenohr treffen und zerreißen können, wälzten sich dort mit den dunkelbraunen

Gästen umher im Sande, und jeder Einzelne schien sich köstlich zu amüsiren im hellen Sonnenschein und am urwüchsigem Kommunismus.

Mit Mühe gelang es, einiges Waschwasser zu bekommen, und den Anzug etwas zu ordnen. Dann rannten wir zum Präfecturgebäude oder Hotel Gratis, wo wir unser Frühstück bekommen sollten. Ja, es hatte sich was zu frühstücken! — Kaum hatte man, — und der Wirth war wirklich ein Meisterstück von Güte, Thätigkeit und Umsicht —, die Tafel im großen Eßsaal servirt, so war sie auch leer gegessen und leer getrunken. Aber doch erwischte man noch ein splendides Pabjal, und stürzte es hindurch durch den Zaun der Zähne, um nur wieder das Freie zu gewinnen, und keinen Augenblick des köstlichsten Volkstreibens zu verlieren, welches sich zu Fuße, zu Esel, Pferd, Dromedar und selbst in einigen glänzenden Equipagen auf und ab bewegte im Rahmen des wunderbarsten Jahrmarches, den je die Welt gesehen hatte.

Da erschallte von fern eine hübsche Kriegsmusik, und ein prächtiger Militairzug rückte heran, erst einige Infanterie, dann Kavallerie. Natürlich durfte am Tage von Ismaila auch eine kurze Parade nicht fehlen, aber eben auch nur eine kurze; denn wer hätte Zeit gehabt, die seltsamsten Dinge an solchem Tage länger als einige Minuten anzuschauen? Die Mannschaften



waren ausgesuchte schöne Leute, dunkelbraun, mit kleinen Schnauzbärten, die Pferde etwas dicke, starke Thiere. Die Infanterie glich der französischen. Die Kavallerie schien mehr den preußischen Manen nachgemacht zu sein. Damit aber der im Schnellmarsch vorbeiziehenden Schaar kein exclusive europäischer Charakter anklebte, folgte noch ein Train mit vorgespannten — Dromedaren, welcher allgemeine Heiterkeit erregte, und einen immensen Beifall fand, wenn er auch vielleicht bei keiner europäischen Heeresmacht eingeführt werden wird.

Raum war dieser Truppenaufmarsch beseitigt, so fing ein mächtiges Kanoniren auf dem Timahsee an. Die dort auf den verschiedenen Kriegsdampfbooten vor Anker liegenden fürstlichen Personen schienen eben mit dem Frühstück fertig zu sein, und begaben sich ans Land, um zu sehen und gesehen zu werden.

Unterdeß können wir noch einen flüchtigen Blick auf Ismaila werfen, d. h. auf den Theil der Stadt, der mit dem Quai Mehemet Ali parallel laufend, das eigentliche Volk enthält.

Dort ist namentlich eine lange Straße bemerkenswerth, in der es von Handwerkern, Aneipen, Läden und jeder Geldspeculation wimmelt. Besonders Griechen, Franzosen und Italiener treiben dort ihr Wesen. Einige bis dahin noch ziemlich wüste Sandplätze sollen einmal eine Rolle spielen, und begnügen sich vorläufig

mit pikanten Namen. Es giebt dort eine Avenue de l'Impératrice, einen Platz Champollion, einen anderen, der sogar nach unserm berühmten Leibnitz genannt ist. Am südwestlichen Ende dieser wirklich improvisirten Stadt liegt der Bahnhof, am nordöstlichen ein wenn auch von der Wüste umgebener, dennoch allerliebster Palast des Khedive. — Ueberall, wo das nur hat irgend wie im Boden haften wollen, hat man Gebüsch, Blumen und Bäume gepflanzt; ja man sieht Gärten, und oft selbst große Gärten, wie z. B. den Garten hinter der Präfectur, deren noch jugendliche Reize, deren erste Blüthen, Rosen, Jasmin, Orangen, Poincettien und Poincianien, eben weil sie so zu sagen mitten in der Wüste stehen, unaussprechlich anmuthig und poetisch aussehen, ein liebliches Morgenlandsbild, fast eine Fata morgana.

So treibt man sich umher in dem strahlenden Wüstenbilde, und staunt über die seltsame Vereinigung des fortan getrennten Asiens und Afrikas, und deren verschiedene in Ismailia sich umher bewegende Stämme! Und siehe da, nun tritt wieder Europa großartig dazwischen. Etwa ein Duzend europäischer Fürsten kommt daher gefahren, und der Dromedarius des Orients weicht ihm einen Augenblick aus. Oesterreich, Frankreich, Preußen, Holland sind zunächst vertreten, — doch man kümmert sich nicht um einzelne Figuren, wenn die ganze Welt einen festlichen Jahr=

markt hält und unter freiem Himmel eine Generalkomödie spielt. Auch zieht etwas ganz anderes die Massen an. Am Rande der Wüste neben dem Palast des Rhedive kommen ordnungslos prächtige alte Emire und Scheichs zusammen gesprengt. Die Zuschauer improvisiren einen Circus maximus, und nun beginnen die herrlichen alten Ritter des Orientes, Feuer, Flamme und Jugendmuth im Antlitz, das prachtvollste Karouffelreiten, was man nur sehen kann. Zwei Schaaren stürmen gegen einander an, durchkreuzen sich mit muthigem Kriegeschrei; — ihre Säbel blitzen in den nervigen Häusien, ihre Büchsen knallen, und die Lanzenschäfte zittern im rasenden Galopp. Hier und da stürzt wohl ein Reiter, oder zwei Kämpen prallen so gegen einander an, daß den Säulen die Knochen krachen. Immer mehr alte Wüstengefellen jagen heran von den Zelten; auch jüngere Reiter kommen hinzu, zuletzt galoppirt sogar ein Maure auf hohem Dromedar hinterdrein. So rast das bunte, wilde Reiterpiel wohl eine Stunde umher im Sande, so viel Farbe, so viel Bewegung, so viel Zauber bietend, daß das philiströse Europa ganz starr und stumm dasteht vor den herrlichen Wüstenrittern, bis es zuletzt, als die Alten nicht mehr können, und mit blitzenden Augen, glühenden Wangen und muthigem Lachen davon reiten, in einen lauten, weit durch die Wüste sich hinziehenden Beifallsturm ausbricht, und begeistert



von den Urenkeln der Saladdine und Malekadel auseinander geht. —

Die Sonne sinkt unter, und es wird Zeit, sich zum Diner zu versammeln. Wieder die Fastunmöglichkeit, den Speisesaal, den Tisch, einen Stuhl, einen Gargon, ein Essen zu gewinnen. Und doch macht die Gastlichkeit Egyptens das Unmögliche möglich! Immer füllt sich der Tisch wieder, immer neue Leckerbissen erscheinen, immer neue Weine fließen, bis man zuletzt mit seiner Tasse Kasse sich in den Garten hinunter begiebt, und dort im friedlichen Mondschein, unduftet von Drangen und Jasmin, den Trank von Mokka an den Grenzen seiner Heimath schlürft, und dazu arabisch-perjische Märchen träumt.

Fast wünschte ich, unter solchen Träumen einschlafen zu dürfen in der subtropischen Mondnacht. Da hätte ich aber den Schluß des Tages von Ismaila versäumt. Ich suchte meine tente Nr. 61 auf der Mohakza, d. h. mitten im Sande auf, um mich für den großen Ball im Palaß des Vicekönigs auszustaffiren. Bald kamen auch die beiden Geheimrätthe, und wir halfen uns gegenseitig bei unserer Toilette mit Hülfe einer Laterne, die wir uns von der ungeheuren Menge von Illuminationsapparaten, womit man den Quai Mehemet Ali in seiner ganzen Länge beleuchtet hatte, abhatten. So kamen wir wirklich in Ordnung und krochen dann nach Art der Quadru-

peden — denn der Zeltausgang war nur eine niedrige Klappe — zum Dinge hinaus.

Draußen strömte Alles längs der illuminirten Gasse, über der der volle Mond herrlich klar culminirte, dem Palast des Rhedive zu, um das Ankommen der Ballgäste zu beobachten. Zahlreiche Kawaffen im besten Staat hielten die Zugänge frei. Der Vorgarten des Palastes war von unzähligen bunten Laternen und Lichtern illuminirt, in deren Farbenschimmer die Blüthen an den Büschen förmlich erschreckt ausfahen. —

Wirklich wundervoll sah der Palast aus. Das ganze stattliche Gebäude glich einem Lichtmeer. Der Treppenaufgang, die Säale links und rechts, Alles schwamm förmlich in einer Lichtfluth, welche auf den vielen bunten arabeskenartigen Verzierungen der Wände und der Decken einen reizenden, freilich etwas unruhigen Farbeffect machte. —

Aber hell und bunt mußten nun einmal die Hallen sein, in denen sich die Welt von Ismaila versammeln sollte, denn bunt und hell wogte sie von allen Seiten zusammen, diese Welt aus mindestens drei Welttheilen, so durcheinander wogte sie, daß man kaum einzelne Erscheinungen genau fixiren konnte. Am interessantesten erschienen mir mehrere der muthigen alten Karousselreiter, die schon frühe kamen, und offenbar vornehmen Ständen angehören mußten. Besonders

war einer ein bildschöner alter Mann, wenn eine prachtvoll orientalisches drappirte dunkelbroncefarbige imposante Statur mit dem schönsten semitischen Charakterkopf und krausem grauen Bart bildschön genannt werden darf. Die alten Ritter gingen leise mit einander redend auf und nieder, und schienen sich zu freuen, wenn man sie im Vorbeigehen grüßte, indem sie vollkommen die Meinung des Grußes verstanden, eine dankende Erinnerung an das schöne Festspiel, das sie uns den Nachmittag in der Wüste so prachtvoll aufgeführt hatten. Wie sehr sie sich nun auch ihrerseits das um sie herum wandelnde Europa anschauten, so schienen sie doch die nur gering vertretene Damenwelt am meisten anzustarren, wie mir es schien fast mit einer Art von Zorn, Spott und Verachtung. In der That, wenn ich daran dachte, wie sich die Damen des Orientes so sorgsam züchtig, und trotz aller Unschönheit in ihrer Vermummung doch anständig gesittet öffentlich zeigen, und wenn ich nun die occidentalischen Prophetinnen der Kultur, der Sitte und des guten Geschmacks ansah, denen die Kleidung oben so ungeheuer kurz, unten so ungeheuer lang war, als hätte sie sich einige Fuß tief gesenkt: so konnte ich mir nicht verhehlen, daß die alten Ritter der Wüste das höchst anstößig finden mußten, und daß ihnen diese magrebitischen Damen im Saale, trotz ihrer vornehmen Stellungen, doch unendlich weiter fortge-



schritten erschienen, als die inländischen Tänzerinnen. —

Ziemlich spät war es schon, als ein Getümmel draußen und ein Drängen in den Sälen gegen den Eingang die Ankunft der Kaiserin von Frankreich und der anderen fürstlichen Herrlichkeiten ankündigte. — *Nous sommes dans la béatitude de la paix* nennt Humboldt solch Fürstenconcert, setzt aber ironisch hinzu: *c'est une maladie intermittente*. Und wahrhaftig, ich muß noch heute den Kopf schütteln, wenn ich an die *béatitude de la paix* jenes Abends denke, die doch nur solche hoch ironische *Maladie intermittente* war. Da thaten sie so freundlich, so lieblich mit einander, Frankreich, Oesterreich und Preußen, und doch war das nur die *intermittence* zwischen den beiden furchtbarsten Kriegsparoxysmen! — Da stand derselbe Kaiser von Oesterreich, dessen Macht der neben ihm stehende Kronprinz von Preußen so gänzlich zusammen gehauen hatte bei Sadowa, — kaum drei Jahre waren das her! Und da stand die schöne Kaiserin von Frankreich, der der ganze Orient zu Füßen lag, dieselbe Sultana, welche schon nach zehn Monaten, von Allen und von Allen verlassen, von demselben Kronprinzen verjagt ward! Ja, das war eine göttliche Schicksalsironie an jenem Abend im Palast von Ismaila, eine Bizarrierie ohne Gleichen, eine *divina comedia*, wie sie wohl nie vorgekommen ist, so recht

Humboldts maladie intermittente in Mitten der béatitude de la paix, ein unerhörter humbug menschlicher Größe!

Fast schien es, als ob die Dame von der Seine im Palast am Kanal von Suez eine kleine Abndung von der Zukunft hatte, als ob sie ein ungalantes Menetekelupharjin irgendwo an der Wand geschrieben sähe. Bei freilich nur flüchtigem Anschauen derselben kam es mir vor, als ob sie lange nicht so gut, so frisch und fröhlich aussähe, wie neulich in Luxor am Nil. Allerdings war sie ja die Königin der Ballnacht; doch war das Interesse der Gäste so nach allen Seiten hin getheilt, daß sie vielleicht nicht so, wie sie das sonst wohl gewohnt war, den einzigen Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Selbst auf den alten Lesseps ward, und gewiß mit Recht, eine allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet. Ebenso gehörte der Graf von Beust zu den stummen Löwen des Abends. Nach Abd-el-Kader ward vergebens gesucht. Er war erwartet worden für das Fest intra muros. Am Abend hatte man ihn in Ismaila gesehen; auf dem Ball aber konnte Niemand uns den Emir zeigen. Statt seiner erregte eine mächtige Löwenmähne formidables Aussehen. Unter den jugendlichen Frauenerscheinungen befand sich eine junge Russin von wundervollen, reizenden Formen. Wie aus Malabaster gemeißelt erschienen ihre Arme, die Schultern und der Nacken,

auf welcher Bildung ein kräftiger Kopf fest und sicher ruhte. Reichliches schwarzes Haar wallte à la tempête undulirend über den schönen Rücken hernieder; „beim wunderbaren Gott, das Weib ist schön“ würde jeder Don Karlos beim Anblick dieser prächtigen Erscheinung ausgerufen haben.

Beim Tanzen quälte man sich furchbar ab, um Raum zu gewinnen und den gewonnenen zu behaupten; und die ganze Tanzbewegung war weiter nichts als eine von allen möglichen Bedingungen abhängige Ortsverschiebung der Füße mit unangenehmen Zuckungen des von diesem und jenem Partner genirten und vielfach hin und her gedrängten Oberkörpers. Dazu ward es sehr heiß in den Räumen, so weit sie zum Tanzen, Promeniren und Conversiren bestimmt waren. Wundervoll war es dagegen im Speisesaal, dessen Halle offenbar nur für die Gelegenheit dieses einen Abends angebaut war. Mir schien sie sogar ein überbauter Garten zu sein, in dem es von natürlichem Gebüsch und frischen Blumen wimmelte und überall von Orangenblüthen duftete. Bei der maßlosen Gastlichkeit in Ismaila wird auch das Souper prächtig gewesen sein. Ich habe es nicht abgewartet. Als eben ein großartiges Feuerwerk, das freilich in der hellen Mondnacht seine Wirkung verlor, abgebrannt ward, ging ich heim, und gestehe offen, daß mich mein Beduinenlager tente no. 61 förmlich entzückte. Eine



ziemlich schlaflose Nacht auf der Ramanieh in See, eine mehr als schlaflose Nacht im Brahm auf dem Kanal und auf dem offenen Sand am Timjahsee und dann das aufregende Festgetümmel des ganzen Tages von Ismaila hatten mich todt müde gemacht. Was hatte ich auch nicht Alles in der letzten Zeit gesehen und erlebt!!

Bis in den Morgen hinein schlief ich! Und nun sollten auch wir Europäer eine „Fantasia“ aufführen, natürlich zu Fuß. „Auf nach Suez“ hieß es. Die Reveille war vom Bahnhof bis zum Palast des Pascha das maßgebende Wort, „nach Suez.“

Aber wie kommt man dahin? In solchem wilden Aufbruchstumult thut man am besten, man nimmt sich Zeit. Und so sahen wir denn auch mit großem Ergötzen, wie die Iaphetiten, Semiten, Chemiten und die buntgemischten Nachkommen der anderen Söhne Noah, mit Eseln, Pferden, und Dromedaren hin und her flutheten und wogten. Dann begaben wir uns zum Kaffee, und nahmen auch den, — vorsichtig mit möglichst vielem Essen dazu —, ein. Im selben Gebäude war auch das Expeditionszimmer für die Eingeladenen, um nach Suez zu kommen. Für die Eisenbahn brauchte man nur seine Einladung zu zeigen. Für Schiffsgelegenheit war die Sache schon viel verwickelter, — und einen dritten Weg gab es nicht nach Suez. Ungeheuer war der Andrang. Ich erwischte

noch eine durchgerissene Balkkarte, auf die ein Sekretär einige Worte arabisch schrieb, mit der dringenden Aufforderung, ich möchte nun schnell an den Hafen hinabgehen, wo ich noch einen Platz auf einem kleinen Dampfboot finden würde. Damit lief ich fort nach tente no. 61, fing mir ein zweibeiniges Schiff der Wüste ein, und lud dem dienstwilligen Beduinen meinen Koffer auf den Rücken. So schwammen wir im Menschenstrom zum Timahsee hinunter, wo sich das köstlichste Marinebild entwickelte. Auf allen Schiffen regte es sich, überall flogen kleine Dampfbaracken umher, um die Anordnung des mächtigen Schiffszuges nach dem rothen Meer zu treffen. Der Weg bis in die „bitteren Seen“ hinein sollte noch gemacht werden; dann sollten morgen früh die Schiffe in feierlichem Zuge, wie bei der Abfahrt von Port Said, in das rothe Meer auslaufen und auf der Rhede von Suez zu Anker gehen. Und so hatten denn sämtliche 43 stattliche Dampfboote, die zum Festzuge gehörten, Dampf aufgesetzt und rüsteten sich zur Abfahrt. Wer einmal in einem Hafenbassin zehn Schiffe gleichzeitig sich unter dichten Rauchsäulen hat zur Abfahrt rüsten sehen, der wird mir zugestehen, daß neben der Prosa des Königs „Dampf“ doch auch eine wunderbare Poesie in dem lebensvollen Bilde liegt. Wenn man sich nun auf einer weiten Wasserfläche über 40 herrliche Dampfer, — die kleinen Dampfbaracken

sind nicht darin einbegriffen —, vorstellt, auf deren jedem eine prächtige Marineaction vorgeht, so wird man mir zugestehen, daß der Morgen des 19. November am Strand des Timsahsees wahrhaft prachtvoll und entzückend war. Nie hatte die Kultur so sehr irgendwo in der Welt der unwirthlichen Wüsten Fehdehandschuh hingeworfen, nie sie so siegreich, so glänzend, so unbegreiflich großartig überwunden, wie hier, — nie solche Siegesfeier gehalten, wie an diesem Novembertage!

An der Landungsbrücke zischte ein kleiner hübscher Dampfer unter egyptischer Flagge. Ich zeigte meine Karte! Aber der Dampfer war voll. Da stand oben auf der Kajüte ein norddeutscher Marineofficier mit einigen „Eingeladenen“ —, und wo findet ein Doctor nicht noch Platz! Der Schiffsführer nahm mich gern noch auf; nach einer Minute stand ich seelensfroh „auf meines Daches Zinnen“; und als nun auch noch die große Tagesfrage, Kisten und Kisten mit Proviant und Wein zum Frühstück auf den bitteren Seen, besorgt war, stießen wir ab, und kamen somit allen Schiffen zuvor. Nur ein englisches Dampfboot mit einem schlanken Schooner im Schlepptau hatte vor uns schon einen Vorsprung gewonnen. Die übrigen Dampfschiffe harrten qualmend, — fast möchte ich sagen: Mit den Hufen scharrend wie Wettrenner —,



auf die Abfahrt des „Nigle“, der den welthistorischen Zug führen sollte. —

So wie wir die Fläche des Timsahsees durchschnitten und das herrliche lebensvolle Bild von Ismaila, ein mir unvergeßliches, hinter uns liegen hatten, that sich wieder rechts und links das vollste Wüstenbild auf, und man konnte, wenn man an diesem Novembertage, nur wenige Minuten entfernt von Ismaila, des gestrigen Tages gedachte, wirklich meinen, man hätte das Alles nur geträumt.

Gleich südlich vom Timsahsee haben wieder bedeutende Ausgrabungen für den Kanal gemacht werden müssen, wie man das an der hohen Einfassung sehen kann. Nach Osten soll hier in der Gegend ein Barackenlager liegen als Grenzfestung gegen Osten, welches nach dem Sohn des Khedive „Toussoum“ seinen Namen hat. Westlich aber hat man Spuren eines alten Serapeums gefunden, nach welchem heute die ganze Gegend genannt wird.

Unter den frischsten Gesprächen mit meinen Dachgenossen, unter denen sich unser höchst lebenswürdiger deutscher Marineofficier als eine frühere brasilianische Bekanntschaft herausstellte, und mir ankündigte, daß ich noch einige frühere Bekannte auf der Bundeskorvette treffen würde, näherten wir uns den bitteren Seeen, nachdem wir, um uns den abscheulich bitteren Geschmack jener Wasser fern zu halten, unser Früh-

stück, jeder aus und mit den Händen essend, eingenommen und guten Wein statt schlechten Wassers dazu getrunken hatten.

Der Anblick dieser Bitterseen ist höchst interessant. Eigentlich giebt es nur einen Bittersee, der sich in der Länge einiger Meilen ziemlich grade von Norden nach Süden zieht als ein längliches, breites, offenes Becken, an dessen Südenseite noch ein nach Osten und Südosten laufender Anhang ist, den man wohl das kleinere Bassin, den kleineren Bittersee nennt. Doch ist in Wahrheit nur ein einziger nördlich grader, südlich gewundener See vorhanden. In dieser See läuft der Kanal noch eine Strecke hinein und endet dann mit einem Leuchthurm, dem im fernen Süden, jedoch mit einem guten Fernrohr auffindbar, ein anderer Leuchthurm entspricht. Zwischen beiden Thürmen liegt ganz offenes Fahrwasser, so offen, daß Segelschiffe hier ohne Gefahr nicht nur segeln, sondern sogar kreuzen können, wie der oben genannte englische Schooner das Beispiel gab, der sich von seinem Dampfboot trennte und unter prangendem Segelstaat die grüne Fläche durchschnitt, gerade als ob er auf offenem Meer wäre.

Der Bittersee hat vollständig das Ansehen eines großen langen Landsees. Aber erschreckend ist seine Verödung. Wohin man auch blicken mag, nirgends ist an seinem nahen oder fernen Strand ein

Feld, ein Baum, ein Strauch zu erblicken; nirgends steht ein Haus, nirgends schwimmt ein Boot. Ueber der weiten Fläche sah ich keinen Vogel dahin ziehen; keinen Fisch bemerkte ich im Wasser. Land und Binnenmeer sind hier vollkommen ausgestorben oder haben vielmehr noch nie gelebt, und werden auch nie zu einem Leben gelangen, wenn nicht etwa am Rande des Süßwasserkanals, der, wie ich schon angegeben habe, von Ismaila nach Suez längs des Seekanals gezogen ist, sich doch noch einmal einige Vegetation entwickeln wird.

Höchst merkwürdig ist es, daß sowohl nördlich wie südlich vom Bittersee der neue Kanal sich mit dem Bett des alten von der Pharaonen Zeit her datirenden Kanales mehrfach trifft, und sogar zum Theil in dem alten Bett hinläuft. Ein bedeutendes Hinderniß bot noch ein Steingrund bei Schalus-el-Terraba, der nur mittelst großer Sprengungen zu beseitigen war, und selbst noch nach der Kanaleinweihung weiter fortgesprengt werden mußte.

So erreicht denn der Kanal die Gegend von Suez, die Sinaitische Wüste, die eben so öde, so grau, so todt da liegt, wie der ganze Wüstenzug bis dahin. Im Westen taucht Suez auf; der Kanal geht in einiger Entfernung daran vorbei; bald erblickt man Binnenwasser des rothen Meeres, in welchem gerade Ebbe herrscht, ein unerhörter Anblick, wenn man vom



Mittelmeer kommt, welches keine Ebbe und Fluth kennt. Wenigstens eine Meile südlich von Suez mündet endlich der so merkwürdige Wasserweg ins rothe Meer hinein, so daß man bei dem Auslaufen aus dem Kanal sich gewissermaßen auf der offenen Rhede befindet, auf dem rothen Meere, welches kaum leicht gekräuselt vom Windeshauch, wie ein Spiegel da liegt, beiderseits von mächtigen Gebirgsstöcken eingefast. Aber es dämmerte schon. Jedem anderen Schiffe vorausgeeilt, wollte unser Dampfboot, welches auch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten am Bord hatte, noch Suez erreichen und uns wenn möglich noch dort einquartieren, aber das Schiff machte die Wendung zu kurz, und verfehlte das Fahrwasser in dem flachen Revier von Suez; wir liefen auf den Grund und saßen fest, etwa eine Meile von jeglichem Gegenstand, Ort, Schiff u. s. w. —, das Aergerslichste, was uns zu guter Letzt noch passiren konnte.

Nach einer halben Stunde aller möglichen Anstrengungen hob uns die Fluth jedoch wieder; aber um nicht noch einmal fest zu rennen, lief der kleine Dampfer noch weiter hinaus in die See, wo ein Duzend von Riesenschiffen ankerte. Dort legten wir an ein prachtvolles französisches Dampfschiff, den *Eurymanthe*, an, der uns auch ohne Weiteres höchst gastlich aufnahm; denn in jenen Tagen stand Alles zur Disposition des Rhedive und zur Benutzung seiner ein-

geladenen Gäste, wo immer dieselben sich in einiger Anzahl hungrig und obdachlos einfänden würden.

Wir richteten uns ein in dem schönen Schiff, und vor Allem ward das splendide Diner servirt. Wirklich dieser Curymanthe schien Alles am Bord zu haben, um Morgens großartige Frühstücke, und Abends noch viel großartigere Dinners zu geben. Es fehlte wirklich an nichts, als nur an noch zahlreicheren Gästen, an noch mehr Hunger, an noch viel mehr Durst, als wir mitgebracht hatten, wofür wir nur unsere Namen abzugeben brauchten.

Aber doch hatte diese maaßlose freigebige Fürsorge dieses Mal fatale Folgen. Es hatten sich an Bord auch eingeladene Engländer eingefunden, die beim Nachtmahl sich noch länger aufhielten, als wir, und gar nicht aufstehen zu wollen schienen, als wir uns schon längst auf dem Verdeck befanden. Eine Zeit lang sahen wir von oben durch die offene Lichtluke dem Treiben zu; dann gingen wir auf und ab auf dem schönen Schiffe; es war eine herrliche Nacht. Aber nun fing es unten an zu skandalen, und zuletzt zu singen, daß man wirklich nicht mehr wußte, aus welcher Brust sich so schreckliche Töne entwickeln könnten. Ich habe die verschiedenen Arten von Brüllaffen, rothe und schwarze, hundertmal in den brasilianischen Urwäldungen heulen hören, wenn es gelinde regnete; aber solch ein Geheul, wie die Britten dort unten an-

ftimmten in ihrer Weinbegeisterung, ist von keinem Mycetes producirt worden. Der Kommandant des Eurymanthe ward ärgerlich und sagte höhniſch: Ce sont les Prussiens! Das war für einen Hanſeaten, auch wenn er kein „Prussien“ ist, doch etwas zu viel. Und in etwas pikirter Weiſe redete ich dem Franzosen seinen Irrthum aus, und zeigte ihm, daß die Menschen da unten ſchlagende Beweiſe der Darwinſchen Gorillatheorie und Frankreichs Allirte wären. Damit gab er denn auch seinen Irrthum auf. Seitdem hat ſich deutſche Muſik ſo weit in Frankreich hinein ja bis an den Kanal von England hin hören laſſen, und eine ſo durchſchlagende Wirkung erzielt, daß der Commandant vom Eurymanthe uns fortan beſtimmt beſſeres Singen zutraut, als seinen brittiſchen Gäſten — bei welcher Gelegenheit ich nicht ohne Unwillen daran erinnere, wie vor etwa einem Decennium brittiſche Gentlemen in einer Kairomoschee ſich ſo gemein betrogen, daß die Regierung ſich ins Mittel werfen, und England zur Strafe für die damals verübte Brutalität auffordern mußte. Die Herren aber waren engliſche Officiere.

Als ich am folgenden Morgen auf das Verdeck kam, war ſchon ein großer Theil der Gäſte abgefahren. Es hieß, ein kleines Dampfboot würde uns vom Eurymanthe abholen und nach Suez bringen. Das aber blieb aus, und ließ uns Zeit, die Rhede



von Suez, das nördlichste Ende des rothen Meeres zu durchmustern.

Wie immer in Egypten war der Morgen so klar und hell, daß man bis in die äußerste Ferne scharf und genau Alles erkennen konnte. Und dieses Alles bestand darin, daß man über dem grünen Wasserspiegel hinweg nach Norden hin das ferne Suez am Meer und am Wüstenrand liegen sah, ohne daß auch nur ein grüner Halm, ein Blatt zu finden war. In imposanter Leichentuchsfarbe, in ihrer graubraunen Wittwentracht lag die Sandöde da, kein Leben hoffend, an keine Auferstehung aus dem Todeschlaf glaubend. Ostlich und westlich traten zwei mächtige Kalkgebirge bis hart an das Meer, östlich die Vorläufer der sinaitischen Halbinsel in Form von dicht zusammengedrängten und mit einander verschmolzenen Kegeln bis gegen 1500 Fuß hoch, westlich dagegen ein über 2000 Fuß steil, ja fast lothrecht aufsteigendes Plateau, der Djebel Attaka, — beide Seiten aber vollkommen vegetationslos, und doch so prachtvoll anzuschauen in ihren reinen einsamen Felsverödungen.

Zwischen diesen beiden Steinwällen drängte sich dann nach Süden das rothe Meer hindurch, in unserer Nähe einen seegrünen Spiegel bildend, in der Ferne aber von frischem Ostwind durchweht, so daß es eine scharfe dunkelblaue Demarcationslinie gegen

den hellblauen Himmel am Horizonte hinzog von Osten nach Westen.

Rings um uns ankerten noch zehn bis zwölf große Schiffe, meistens Kriegsschiffe, unter ihnen ein ungeheurer Seefloß, der, wie man uns sagte, bis gegen 5000 Mann Truppen aufnehmen konnte in vier Etagen über einander. Da aber die Schiffe ziemlich weit auseinander lagen, so konnte man wenig Leben auf ihnen bemerken; und die berühmte Rhede von Suez bot weder am Himmel noch längs der Wüste, noch auf den Felsenjochen der meerumgürtenden Gebirge irgend welche Lebenserscheinungen.

Dagegen wenn man in die Tiefe der See hinab sah! Die gleichmäßig seegrüne Farbe des Wassers verrieth einen reinen vegetationslosen Meeresgrund, den man freilich nicht erkennen konnte bei der bedeutenden Tiefe. Und doch glaubte man bis auf den Boden blicken zu können, und sah nun in den wunderbarsten Verschlingungen ihrer Wasserwege die unzähligen Schaaren der Fische behende und lautlos, zierlich und geschwind durch einander fahren. Die kleinsten Fische schwammen ganz oben auf, so daß sie überall die Fluth ganz leicht kräuselten. Bei jedem Fuß Wasser tiefer nahm die Größe der geheimnißvollen Meeresbewohner zu, bis denn ganz unten und nur an einzelnen Bewegungen erkennbar, größere Fische sich umher bewegten. Ein so wunderbares

Aquarium hatte ich noch nirgends gesehen; denn eigentlich hatte ich noch nirgends eine Meeresbucht so ganz vollkommen spiegelglatt, und so diaphan gefunden wie die Rhede von Suez. Auch mochte bei der furchtbaren Verödung der ganzen Küste am rothen Meer und der geringen Verfolgung der Fische im Wasser diesen Kreaturen das volle Gefühl der Sicherheit inne wohnen, und sie sich dreist überall hintummeln. Sie kamen mir in ihrem fröhlichen Wasserfrieden vor wie jene Tausende von Pelikanen oder Tauben am Nil, die bald auf den langen Untiefen des Stromes sich sonnten, bald sich auf den Blättern der Dattelpalmen wiegten, ohne jemals vom Jäger verfolgt zu werden.

Lange, lange, und immer von Neuem wieder blickte ich hinein in die grüne Tiefe. Zuletzt indeß hatte ich auch davon genug gesehen und blickte nun sehnsüchtig mit meinem Fernrohr nach Suez hinüber, ob nicht von dort eine Dampfbarlasse käme, um uns ans Land zu bringen. Aber vergebens blickte ich und mit mir der Rest unserer Eurymanthegesellschaft. Endlich kam denn ein kleines Dampfboot, welches uns mitzunehmen versprach, wenn es die Hafentrunde vollendet haben würde. Es fuhr fort und kam nicht wieder, und schon wollten wir mißmüthig werden, als sich wie durch einen Zauberschlag das ganze Ansehen veränderte, und wir das nun beginnende Marinefest so



recht von seiner Mitte aus anschauen konnten, wie vielleicht kein anderes Fahrzeug es so in voller Pracht und Unmittelbarkeit beobachtet hat. —

Sämmtliche Schiffe warfen sich in Flaggenschmuck, zumal einige egyptische Fregatten und französische Dampfschiffe; denn ganz im fernen Nordosten mitten in der Wüste wirbelte Dampf auf, und die Masten der kaiserlichen Dampfacht *Nigle* ließen sich erkennen. Wie ich schon sagte, hatten sämmtliche Schiffe von Ismaila nach dem Bittersee gehen sollen und dort für die Nacht ankern, um in stattlicher Seeparade am folgenden Morgen in das rothe Meer auszulaufen. Der großartig angelegte Zug ward von der Kaiserin angeführt und erschien nun in der Ferne.

So wie die *Nigle* aus dem Kanal in das Meer hinauslief, flogen auf allen bereits vor Suez ankern- den Schiffen die sauber angekleideten Mannschaften in die Masten und auf die Raen, und bildeten, kerzengerade stehend, lange Menschenketten. In dröhnenden Kanonenschlägen donnerten die imposanten Fregatten und Korvetten ihren ehernen Gruß der kommenden Kaiserin entgegen, während nahe und ferne das bekannte: *Partant pour la Syrie*, was hier an der syrischen Grenze einen besonders wunderbaren Effect machte, von den Berdecken ertönte und auf den Pulverdampfswolken gegen den *Djebel Attaka* hin getragen ward. Tausend kräftige Matrosenfehlen

schrieen Hurrah, — langsam dampfte die Nigle um die ankernden Schiffe herum und ging dann selbst zu Anker.

Raum hatte sich das Schiff gelagert zwischen den „gräulichen Katzen“ der Meere, als der Kaiser von Oesterreich mit seinem Schiff aus der Wüste heraus kam, und das großartige Bild sich von neuem aufbaute. Unter der alten Melodie: Gott erhalte Franz den Kaiser, und unter Kanonendonner machte auch die österreichische Kaiserflagge ihren Weg und ankerte ebenfalls. Dann kam Preußen unter seinem: Heil Dir im Siegerkranz, — dann Holland, Schweden Italien. Immer rascher folgten sich die Schiffe, immer prachtvoller ward das Schauspiel; denn jedes neu angekommene Schiff half mit an der Feier, an dem Kanonendonner, an dem Meeresconcert, an dem Flaggen- glanze, — bis denn endlich mit einem russischen Dampfboote und der posaumentönigen Nationalhymne der Moskowiter, vielleicht der imposantesten, die es giebt, das noch nie dagewesene und wohl nirgends wiederkehrende Seeparadebild ein Ende nahm.

Ja, es war ein großartiges Bild, ein noch nie dagewesenes, ein nie wiederkehrendes! Das, was seit Jahrhunderten mehrfach die größten Männer ihrer Zeiten gewollt und angebahnt hatten ohne es je in seiner vollen Wirklichkeit darstellen zu können, das Durchtrennen des den ganzen Weltverkehr so mächtig

hindernden Isthmus von Suez und dessen Umwandlung in eine Wasserstraße, auf welcher die Kultur und der friedliche Verkehr, dieser wunderbare Segen der Menschheit, unbehelligt seines Weges ziehen konnte, das war im laufenden Jahrhundert, im Jahr 1869, von der ungeheuren Willenskraft eines Mannes unter dem Schutz und Beistand eines morgenländischen Fürsten durchgeführt und zu Ende gebracht worden.

Und nun sollte vor den Augen der ganzen Welt das fast über Menschenkraft und Menschenmöglichkeit hinausgehende Werk untersucht und versucht werden. Dazu hatte die Welt, eingeladen von dem Fürsten, ihre hervorragenden Häupter hingesandt unter den verschiedenen Flaggen. Die Prüfung hatte von den Molen von Port Said begonnen, und auf der Rhede von Suez am Mittag und Nachmittag des zwanzigsten November ihr Ende erreicht. Die Fahrstraße war offen, die Handelsschiffe konnten, selbst bis zu einer bedeutenden Größe, die Friedensstraße ziehen; nur die ungeschlachten Kriegskolosse, in deren Kielwasser die Vernichtung und die Fragmente der Zerschmetterung treiben, die Panzerfregatten und was dahin gehört, blieben ausgeschlossen. — So war denn das nie dagewesene und nie wiederkehrende Marinefest auf der Rhede im rothen Meer keine Kriegsoffentation, kein eitfes Brunken und Gleißern mit Widderschiffen und Armstrongkanonen oder Krupp'schen Mörjern, — nein,



die Kriegsschiffe kamen mit ihrer Pracht, die Fürsten mit ihren Räten nur darum, um dem Frieden zu huldigen, um die Annektirung des Ostens an den Occident, um die Verbrüderung aller Völker im gemeinsamen Verkehr feiern zu helfen.

Darum hat mich, wie ich das gern hier erkläre, das Fest von Suez so tief bewegt, so ganz durchdrungen, so begeistert, so andächtig gestimmt. Der Himmel, gestützt auf dem Gebirg des alten Egyptens, in welchem Israel ein Volk ward, gestützt auf den Felsen der sinaitischen Halbinsel, auf deren Hochgipfel der Herr einst seine Gebote gab, kam mir vor wie ein großer Friedensdom, unter welchem Alle heute ihre Andacht mit gleicher Berechtigung halten durften. Das rothe Meer schien noch einmal seine Wunder zeigen zu wollen: Wer friedlich seine Straße ziehen will, der findet seine Gasse, aber die Zwietracht Menephtä und der Kriegszug scheidet und vernichtet sich in sich selbst. Dem Frieden hatte der Herr damals von Land zu Land eine wandelbare Straße durch das öde Meer gebahnt; dem Frieden hatte derselbe Gott der Pharaonendynastien im neunzehnten Jahrhundert n. Chr. auch heute, dieses Mal von Meer zu Meer durch das öde Land, eine fahrbare Wasserstraße geöffnet.

Aber nur dem Frieden! Dort drüben auf jener sinaitischen Halbinsel hatte der Herr einst gesagt: Du

sollest nicht tödten! Und geschworen hatte er, daß wer mit dem Schwerte richtete, mit dem Schwerte wieder gerichtet werden sollte. — Den ersten Pharao, der den Frieden seitdem gebrochen hat, hat er verworfen, den Pharao von Paris; und das Volk des vertriebenen Phra Napoleon erjäuft sich seitdem in dem blutrothen Meer des Bürgerkrieges. Die schöne Sultana, die erste Zeugin jener heiligen Handlung im rothen Meer, hat den Frieden von Suez gebrochen. Darum endet mit ihr ihre Dynastie, und in den Ruinen des Palastes neben dem Obelisken von Luxor an der Seine wird das Grausen wohnen wie in den öden Hallen des Thutmosenpalastes von Theben, und nach allem Morden wird ein anderes Geschlecht herrschen im unglücklichen Frankreich.

Da kam denn endlich ein kleines Dampfsschiff an unsern Eurymanthe herangequalmt, und brachte uns nach der Fahrt einer guten halben Stunde an das Ufer von Suez.

Dort aber konnte man vor wogender Menschheit kaum ans Land steigen. Das Treiben der Europäer war im „englischen Hotel“ dicht am Meer gelegen am concentrirtesten. Das Hotel ist im großartigsten Maasstab angelegt. Aber bei solchem Andrängen von Menschenmassen hört selbst die großartigste Großartigkeit auf. Und so erklärte denn auch der sehr zuvorkommende Wirth, als ich mit einem Freunde ihn an-

ging uns aufzunehmen als „Eingeladene des Rhe-  
dive“, Essen und Trinken könnte er uns genug geben,  
aber alle Zimmer des Hauses wären besetzt. Aber  
der Mann ließ mit sich sprechen, und bekannte uns  
Beiden, in einem der Zimmer des Hotels ständen zwei  
Betten und ein Sopha, und das Zimmer hätte nur  
einen Einwohner, und zwar einen Deutschen, — und  
wir möchten unser Heil versuchen.

Vorsichtig klopfen wir an die Thür, vorsichtig  
öffneten wir das Zimmer, — es war leer, aber doch  
stand ein lieber alter Bekannter im gastlichen Ge-  
mach, der Koffer unseres lieben Reisekollegen, des Ge-  
heimraths Erbkam, des Humansten aller Menschen. —  
Heureka! rief ich, der weist uns nicht ab! Und  
wirklich, als wir unsere zarten Gewissen fragten, ob  
wir so ohne Weiteres bleiben dürften, kam der be-  
rühmte Baumeister selbst herbei, und freute sich noch  
gar, daß er uns lästige Gesellen aufnehmen konnte. —  
Augenblicklich war unser Triclinium angeordnet, eine  
wundervolle Entschädigung für die letzten beide Nächte  
mit den wilden Engländern auf dem Eurymanthe,  
und in der tente no. 61 auf der Mohafza im Sand  
von Ismaila, — und unendlich beruhigt um alles  
Weitere, denn Essen und Trinken hatte der Wirth uns  
vollauf schon versprochen, stiegen wir wieder hinab  
auf den Landungsplatz vor dem Hotel und in den



rings umbauten Hof, wo im Freien das Diner servirt werden sollte.

Da trafen wir denn gleich verschiedene Bekannte und Reiseskollegen, welche uns seit zwei oder drei Tagen aus dem Gesicht gekommen waren. Das war freilich nicht lange; aber in solchem Volkstreiben ist es immer eine Freude, sich überhaupt einmal wieder zu finden. — Was sollte ich aber sagen, wenn ich uralte Bekannte am Quai des Hotels von Suez finden sollte! Ich begrüßte den Kommandanten der damals norddeutschen „Hertha“, welcher den Kronprinzen von Preußen durch den Kanal gebracht hatte, ich glaube auf der „Grille“. Wir brauchten uns nur einige Minuten einander gegenüber zu stehen, als wir uns auch eines sehr frohen Diners erinnerten, welches wir zusammen in „Rio Comprido“ bei Rio de Janeiro genossen hatten, als die den Dänen abgenommene Fregatte „Gefion“ unter preussischer Flagge damals nach Rio gekommen war. Es muß im Jahr 1853 oder 54 gewesen sein. Der Kommodore damals war ein Holländer, der Commandant ein Norweger, das Schiff ein dänischer Boden, die Offiziere gute Deutsche, und unter diesen befand sich auch der damalige Lieutenant zur See und nun Commandant Köhler. Das Zusammentreffen erregte Heiterkeit, und in solcher Heiterkeit nahmen wir unsere Plätze an der Tafel ein. Aber die Geschichte ward noch heiterer. Mein Nach-

bar links war ein Russe, der ein Mann aus der feinsten Gesellschaft sein mußte, und auch einmal Admiral angeredet ward. Den interessirte unser Niogespräch sehr, denn er war, wie er bemerkte, selbst zweimal in Rio gewesen, 1837 und 1839! Er sprach von dem damaligen russischen Gesandten Lomonossoff, den ich sehr gut gekannt hatte. Und nun nannte er mir auch das Schiff, auf dem er als junger Offizier gewesen war bei seinem zweiten Besuch in Rio, die große Barke Abo, ein Schiff der Handelscompagnie von Sitka. Jetzt konnte ich ihn an einen Arzt erinnern, der in Rio de Janeiro an Bord kam, um zwei Kranke zu behandeln; denn das Schiff hatte seinen Arzt, wenn ich nicht irre, in Sitka gelassen. „Ich war der Doctor und ihr kennt mich nicht?“ durfte ich fröhlich hinzu fügen, denn wohl macht es fröhlich, wenn man selbst frisch und gesund auf den Labyrinthwegen dieses Lebens plötzlich einen anscheinend ganz wildfremden Mann in Suez neben sich sieht, mit dem man sich vor 30 Jahren schon einmal auf nordischen Schiffsplanken im fernen Südwesthafen zusammen gefunden hatte. Es war ein köstlicher Zufall!

So verlief denn unser Diner am Strand von Suez, bei welchem uns schweigsame Hindus die Speisen servirten, gar herrlich und fröhlich. Und als wir beim Aufstehen und Auseinandergehen uns die Hände schüttelten, konnte ich den Wunsch gegen den russischen

Offizier nicht unterdrücken, wir möchten uns noch einmal nach noch einmal dreißig Jahren in irgend einem Jenseits wieder sehen, gerade wie im brasiliänischen Jenseits des Meeres Anno 1839!

Aber einen Weg durch Suez mußten wir doch auch noch machen. Suez, das alte, öde, traurige Wüsten-  
nest, wo nicht ein einziger Baum zu sehen ist unter Gottes freiem Wüstenhimmel, schien sich trotz Islamis-  
mus und Braminenreligion ganz auf die leicht-  
sinnige Seite des Christenthums geworfen zu haben. Sein Bazar war illuminirt; sein großer café chan-  
tant mit einer wirklichen Bühne trillerte Verdi und  
Donizetti, eine Menge Restaurants schenkten bayeri-  
sches Bier, — kurz das ganze Suez, das an 20,000  
stehende, den Abend aber freilich umhertreibende Ein-  
wohner hat, war aufgegangen in eine große, pande-  
mische Fantasia, bei der es an Alméhs auch wohl  
nicht gefehlt haben mag.

Wohlthuend war es, nachdem man sich aus dem  
Treiben der Stadt heraus gerettet hatte, auf dem Quai  
vor dem Hotel, wo Stühle standen und Reflexionen  
gemacht werden konnten. Die Stelle ist klassisch von  
Alters her. Eine Insel jenseits des flachen Wassers  
heißt noch heutigen Tages Gesiret Jehud, die Juden-  
insel. Demnach mußte grade hier vor dem Hotel  
Moses durch das flache Wasser gegangen sein, was  
bei einem starken Nordostwind und zur Zeit der Ebbe



gewiß ganz leicht ist, und ohne Wunder geschehen kann. Aus dem Delta, aus Gosen kamen die Juden doch gewiß. Wie sie aber dann tiefer südlich als Suez gekommen sein sollten, ist gar nicht abzusehen. Immer ist die geographische Untersuchung dieses merkwürdigen Zuges ein äußerst complicirtes Problem. Vielleicht hingen damals die „bitteren Seen“ noch mit dem Meeresarm von Suez zusammen, und die Juden zogen westlich längs dieser Seen gegen Suez hinab, und wandten sich dann erst nach Osten. Daß wenige Meilen von Suez auf der sinaitischen Seite nicht fern vom Meere noch heutigen Tages das „ain Musa“ die Mosesquelle gezeigt wird, nicht nur als eine archäologische Merkwürdigkeit, sondern auch als der Brunnen, von dem aus die Einwohner von Suez ihr Trinkwasser holten, bis der Nilkanal von Ismaila auch zu ihnen hinabgeleitet ward, — das darf hier gewiß nicht vergessen werden. Zum Besuche dieser merkwürdigen Quelle lud uns der Commandant Köhler ein, der am nächsten Tage mit seinem Schiffe eine Lustparthie dorthin machen wollte. Als aber Alles am folgenden Morgen nach Kairo und Alexandrien drängte, gab ich die Parthie auf.

Dieser folgende Morgen übertraf an drastischem Drängen Alles, was ich in der Art erlebt habe. Wir bildeten einen förmlichen Exodus! — Nun, von Ismaila nach Suez war die Wanderung auch nicht

schlecht; aber ein bedeutendes Gros der Heuschrecken war längs des Kanals gefahren mit allen zu Gebote stehenden Mitteln. Der Rückweg dagegen konnte nur per Eisenbahn gemacht werden, die von Suez über Ismaila nach Zagazig geht, und sich dort nach Masr und Scanderieh aus einander zweigt.

Der urzuständliche Bahnhof, — ein Billetausgabezimmer und eine Gepäckkammer, — alles Andere ist unter blauem Himmel —, wimmelte von Leuten, d. h. wir gingen im Sande spazieren. Langsam erschienen einige Beamte, die einen Extrazug nach Masr schickten. Nach einer Stunde sollten auch wir nach Alexandrien geschickt werden, so daß wir gemüthlich erst noch Suezkaffe trinken konnten und noch einmal das wunderbare: Land und Meer des alten *jam suf*, des Schilfmeeres überblickten, von dessen Schilf keine Spur mehr zu sehen war.

So verging die Stunde! Aber jetzt war die Geschichte erst recht schlimm geworden. Es war keine Ordnung, keine Aufsicht. Ich ließ mein Gepäck in den Packwagen von Alexandrien legen und sah die Effecten von verschiedenen Reisegenossen unserer Alexandriatour in denselben Wagen gepackt werden, so daß ich glaubte sicher zu sein. Alles warf sich ohne Billet in die Wagen, Damen und Herren; — die Damen drängten sich durch die Thüren, die Herren durch die Fenster; die Unordnung überstieg wirklich

alles Maaß. Ich konnte nur noch einen Stehplatz unter dem vorspringenden Dach eines Waggons gewinnen, wo schon fünf Mann standen. Mit beiden Händen mußten wir uns festhalten. Und so sollte man vom rothen Meer nach dem Mittelmeer fahren!

Was aber eine kleine Zuvorkommenheit nicht thut! Am Morgen von Ismaila traf ich eine Gesellschaft von Deutschen aus Rußland, die sich in Odeffa eingeschifft hatten, um direkt nach dem Suezkanal zu gehen. Vor dem Präfecturgebäude lernten wir uns kennen, und ich schenkte einer Dame ein ganz kleines Metallbild eines Apis, welches ich an den Pyramiden eingeschachert hatte, damit sie doch, falls die Gesellschaft nicht nach den Pyramiden käme, ein Andenken von dort hätte. Dieselbe Gesellschaft saß drinnen im Wagen, und rückte freundlichst so zusammen, daß ich mich noch bei ihr auf eine Ecke aufhängen konnte. Nachdem wir so einige Stunden zusammengepackt gefessen, gehangen, gestanden hatten, ging der Zug wirklich fort hinaus in die Wüste, an der, wenn man sie nur einigemal gesehen hat, gar nichts zu sehen ist. Manchmal steht ein Stationshaus im Sande, ein unbegreifliches Phänomen! Einmal sahen wir die „bitteren Seen“ flimmern! Wie schrecklich muß die Täuschung sein, wenn ein Karawanenzug auf so einen bit-



teren Wüstensee trifft, und ihn für süßes Wasser hält! —

Ziemlich dicht neben dem schon oft angedeuteten Süßwasserkanal läuft die Eisenbahn; und schon in der Gegend des Serapiums scheint eine Art Leben zu erwachen zwischen Ismaila und den bitteren Seen, welches Leben dann bei Ismaila selbst ein entschiedenes Dasein bekundet, aber eben auch nur von dem einzigen Wasserfaden, der aus Gosen hergeleitet ist, abhängig in seiner ganzen Existenz.

Aufenthalt in Ismaila war gar nicht. Vom Tinsahsee geht die Bahn, die von Suez nach Ismaila ja natürlich nördlich führt, ganz rein westlich. Auch bleibt Ismaila ganz weit ab östlich von dem Verbindungspunkt der Bahn liegen, und hat eine, wenn auch nur kurze, doch immer besondere Abzweigung. Ismaila ist nun einmal die Hafenstadt, die Seestadt, die Marinestation des Suezkanals, und der Landweg mittelst der Bahn ist nur eine Nebensache. Ja, im Interesse der Suezcompagnie liegt es natürlich ganz besonders, daß Ismaila möglichst gar keine Landverbindung habe, da ja jeder einzelne Passagier, der vom Mittelmeer nach Suez durch den Kanal gelangt, zehn Francs zu zahlen hat.

Von Ismaila westlich ist anfangs noch Wüstenboden vorherrschend. Dann aber schimmert ein grüner Streifen, ein wirklich erquickender Anblick, aus

der Erde heraus. Hier beginnt das Land Gosen, hier lag Ramses; — nach wenigen Minuten, nach einer Viertelstunde, einer halben Stunde ist man in dem gesegneten Delta, oder doch im Nillande östlich vom Arm von Damiette, im Bereich des alten pelusischen Nilarmes, und nun trieft Alles von Segen, von Vegetation, von Ueberfluß. Ein ununterbrochener Garten ist links und rechts die ganze von Kanälen und Gräben durchfurchte Gegend, eine Saftfülle, die sich mit Worten gar nicht sagen läßt. — Wenn man aber zurückdenkt an die Wüstenscenerien auf der Landenge von Suez, wenn man sich die schreckliche Einöde vor Augen führt, welche Jacob und seine Söhne und sein ganzer Stamm, diese beni Jacob, zu durchpilgern hatten, um nach Egypten zu kommen, und wenn man dann diese Gartenwonne vom östlichen Nilland sieht, da begreift man es, wenn der Stamm Wurzeln faßte, und viel Aeste trieb, und ein großes Volk ward, und sich noch lange zurücksehnte nach den Fleischtöpfen Egyptens!

Wir kamen nach Zagazig, dem Orte, wo das alte Bubaste lag. Hier schieden sich die Eisenwege nach Kairo und Alexandrien. Um den wirklich entsetzlich gemischten Zug auseinander zu sondern, bedurfte es vieler Zeit und vieler Mühe, bis das Experiment gelungen schien. Da aber entdeckten wir. — oh Graus! daß die Gepäckwagen ganz promiscue die Effecten der

Passagiere aufgenommen hatten. Egypten wollte es es nicht glauben; mit Gewalt fast mußten die Züge zurück gehalten werden, bei welcher Gelegenheit der ganze Zug Menschen ganz besonders dem Generalpostdirector Stephan, dessen Energie und unerbittliche Strenge wirklich Wunder that, seinen Dank darbrachte. Er ließ unter Gottes freiem Himmel den ganzen Schwindel auspacken. Jeder Passagier mußte seine Sachen an sich nehmen. Und nun wurden auf das Positivste die Gepäckwagen nach Masr und nach Scanderieh bezeichnet. Unter jedes Passagieres Augen wurden dann seine Effekten hineingepackt und endlich die Wagen zugeschlossen. Jetzt wurden die Züge neu rangirt, und nachdem wir einige Stunden im Freien zugebracht, und uns das Land Gosen, eben meine ganze Schwärmerei, gründlich angeschaut hatten, fuhr der Menschenknäuel, welcher in so engem Zusammenhang die wunderbarsten Tage zusammen verlebt hatte, auseinander, die Meisten, um sich im Leben nicht wieder zu sehen.

Jetzt kamen aber die unangenehmen Folgen unserer Verzögerung zum Vorschein. Mit wüthendem Hunger kamen wir nach dem großen Nilübergang vom Ben-Ha. Hier hatten die Passagiere eines von Kairo kommenden Zuges die für uns telegraphisch bestellte und bereit gehaltene Mahlzeit aufgezehrt. Und man mußte sich mit einigen Resten von übrig geblie-



benen Speisen behelfen. Das war ein Malheur, das wenigstens etwas dadurch verbessert werden konnte, daß man nach dem zweiten Nilübergang, nach Kaffer-Siut, telegraphirte und ein Diner bestellte. Das zweite Malheur aber war, daß wir zwei Stunden warten mußten, weil ein Zug unterwegs war, dem wir nur in Ben-Ha ausweichen konnten. — Nun, Geduld überwindet Alles, und so ward auch das überwunden, der Zug kam und ging. Wir passirten den Nil, und durchliefen das Delta. Gegen 10 Uhr kamen wir denn endlich nach dem zweiten Nilübergang von Kaffer-Siut, und fanden vor Allem ein sehr hübsches Diner für die Eingeladenen des Khedive. Und nun, nach dem die berühmten orientalischen Feste zu Ende waren, sah man sich doch genöthigt, eine leise Controle wenigstens zu versuchen. Bei Tische fragten die Marquere sehr bescheiden jeden Einzelnen, ob er ein Eingeladener wäre, oder auf eigene Kosten reiste. Auffallend Wenige waren „Nichteingeladen“, die dann einige Francs, ich glaube zwei, — zu bezahlen hatten. Unter dem Rest waren nicht Wenige, die gar keine Eingeladene waren, und sich doch dafür ausgaben, da man Jedem auf sein Wort hin glaubte, und Niemand seine „Eingladung“, die wir nach ausgesprochenem Wunsche und zu unserm eigenen Vortheil immer bei uns in der Briefftasche zu führen hatten, vorzuzeigen brauchte. — Was aber damals in Egypten für Mißbrauch getrie-

ben worden ist mit der offenen Gaslichkeit, das läßt sich gar nicht in Worten fassen.

Nachts um 2 Uhr kamen wir denn endlich in Alexandrien an. Dort hatte es wie mit Mulden gegossen. Aus dem dicken Kalkstaub war ein Schlamm geworden, der gar nicht zu durchwaten war. Erst nach längerem Warten wurden wir von diversen Droschken befreit aus unserer langweiligen Lage, und fanden trotz der zu späten oder zu frühen Stunde Einlaß und Unterkommen in der schon öfter beregten angenehmen Weise des Hotels am Consulatsplatz, in welchem Hotel ich diesmal meinen Aufenthalt mit dem Wackersten aller Eingeladenen, dem Bildhauer Drake bekam in einem Zimmer mit Schlafgemach.

Wirklich etwas „ab“ von allem Erlebten schliefen wir in den Morgen hinein.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Von Alexandrien nach Brindisi.

---

Noch einmal sollten wir einige Tage der Fassung, der Sammlung genießen in Alexandrien, um an alle Erlebnisse, wenn auch noch so flüchtig, zurückzudenken. Aber an rechte Fassung, an rechte Sammlung war auch hier am Mittelmeer gar nicht zu denken. Noch immer neue Reisende kamen zum Vorschein. In Kairo sollte großer, fürstlicher Schlußball im Casr el Nil sein am 22. November. So gingen denn ganze Schwärme zum Bahnhof, um zum Nachmittag in Masr zu sein, und Abends den Staatsball daselbst mitzumachen. Da nun augenblicklich kein Dampfschiff für die Rückreise nach Europa fertig lag, so gingen sogar noch einige von den „Eingeladenen“ und Suezfestleuten nach Kairo zurück, grade als ob man Alles, aber auch Alles, bis auf den Boden austrinken müßte.

Und unermüdllich bot die egyptische Gastlichkeit sich dar, Allen gerecht zu werden! Man begreift so etwas nicht



Denen aber, welche ernsthaft daran dachten, nach Europa möglichst bald zurückzukehren, — und zu denen gehörte ich in erster Linie — war ein Dampfschiff nach Marseille und eins nach Brindisi in Aussicht gestellt, so wie sich 60 Eingeladene für einen der beiden Häfen mit Bestimmtheit zusammengefunden und vereint haben würden.

Und nun fanden kleine Intriguen statt; es war eine Parthei Marseille, eine Parthei Brindisi. Jede suchte aber der andern die Partheigänger zu entziehen, ohne daran zu denken, daß eine Entschlußlosigkeit in dringenden Zeitverhältnissen das Allerschlimmste ist. — Endlich hatten sich 55 Köpfe für Brindisi zusammengefunden. Aber Colucci-Bei, der ausgezeichnete Gouverneur von Alexandrien, durfte nicht von der ihm ein für alle Mal aufgetragenen Zahl 60 abgehen. Und als wir ihn einmal etwas dringend ersuchten, bat er uns förmlich darum, nur noch zwei oder drei Tage die orientalische Gastfreundlichkeit zu ertragen, wofür er uns aber auch mit dem schönsten Schiff der ägyptischen Marine fortschicken wollte. Dafür wurde er aber auch einmal sehr scharf gegen einen jungen Heißsporn, der sich ohne eine bedeutende Stellung einzunehmen, in etwas fassungloser Weise gegen den Gouverneur benahm. Ich bemerke das hier ausdrücklich; denn man hat später in den Zeitungen einige

Anekdoten erzählt, um mit ihnen zu beweisen, daß man am Ende der Suezfeste in weniger freundlichem Ton, als man die Gäste empfing, sie wieder los zu werden versucht habe. Wenn irgend etwas Unfreundliches begegnet sein sollte, der hat es gewiß durch Hochmuth und Unverschämtheit selbst hervorgerufen. Die gastliche Güte, Geduld und zuvorkommende Aufmerksamkeit Egyptens gegen Europa ist im wörtlichsten Sinne des Wortes endlos und unermülich gewesen. Dagegen ist manche Unverschämtheit Europas in Egypten so grell aufgetreten, daß sogar die Kunststreitergesellschaft in Kairo eine bekannte unverschämte Persönlichkeit mittelst einer Farce persiflirte und an den Pranger stellte, so daß die egyptische Polizei das berittene Aristophanische Stück verbieten mußte.

Mannigfaltige Besorgungen beschäftigten uns vielfach in Alexandrien. Die originellste Besorgung meinerseits war die Besorgung eines Reisepasses. Zwar hatte ich von Lübeck bis Assuan keinen Paß gebraucht. Die Christenwelt und die Mohammedanische Polizei hatte mich nirgends angehalten. Aber ich hatte den Plan, von Brindisi einen Abstecher nach Neapel und Rom zu machen, und für Rom brauchte man damals noch einen Paß. Ich hielt in Alexandrien die Paßgeschichte für einen Scherz, sah aber später

ein, wie recht ich gethan hatte, mich von Alexandrien aus mit dem Document versehen zu haben.

Wenn wir nun auch in Alexandrien nicht müde wurden, Dieses und Benes noch einmal zu sehen, wenn es auch eine Freude war, noch einmal zum Schluß des egyptischen Aufenthaltes am Fuß der Pompejussäule zu stehen und das herrliche Tableau von Land und Meer zu überblicken, so freuten wir uns doch von Herzen, daß wir am 25. November Morgens im Hotel de l'Europe die Einladung bekamen, uns am Nachmittag drei Uhr nach dem Hafen zu begeben, um uns dort nach Brindisi einzuschiffen. Schnell wurde noch der Rest der Besorgungen und Einkäufe abgemacht, um zwölf Uhr das letzte höchst lebhafteste Frühstück eingenommen, bei welchem ich im Stillen die Pharaonen aller Dynastien, zumal der gegenwärtigen, die uns Alle so freisinnig eingeladen, so verschwenderisch bewirthe hatte und nun so gütig wieder heim sandte, leben ließ. Wie groß die Rechnungen waren, die wir dem trefflichen Khedive zum Bezahlen hinterließen, mögen die Götter wissen.

Um drei Uhr schifften wir uns ein. Unser Schiff lag im äußeren Hafen. Nach wenig Minuten waren wir installirt.

Unser Schiff hieß *Maar*, ein vollendetes Prachtschiff von 126 Metres Länge, also ungefähr 380 Fuß lang. Es trug 6 messingene und 2 größere Bronze-Kanonen



und eine aus Matrosen und einigen Soldaten gemischte Besatzung. Das Fahrzeug war uns als Yacht des Erbprinzen bezeichnet worden, und wirklich war es einer so hohen Bestimmung nicht unwürdig. Denn außer einem prächtigen Verdeck und dem ganzen höchst eleganten äußern Zuschnitt waren seine innern Accommodationen außerordentlich schön. Der große Hauptsaal mit vier Tischen bot überreichlich Platz, ja noch einmal so viel Platz, wie wir occupiren konnten, und auch die Schlafkabinen, jede mit zwei Betten, waren für eine Schiffsgelegenheit sehr bequem. Die Wände des Salons bildeten Spiegel mit Zwischenarbeiten von Mahagoniholz, kleinen Marmorsäulchen und blauweidenen Gardinen, mit welchem hübschen Puz alles Weitere im Schiff im vollsten Einklang stand.

Der Kommandant nannte sich Frederigo-Bei, offenbar ein Dalmatiner, eine kurze gedrungene Figur mit einem entschlossenen Gesicht, wie Jemand der seine Pflicht kennt und thut, aber auch von Jedermann verlangt, daß auch er seine Pflicht thue.

So machte unsere ganze Reiseausicht den allerbesten, und zugleich den allervornehmsten Eindruck. Nur fehlte Eins noch, und gerade das, was wir, die wir uns einmal eingeschifft hatten, am meisten und dringendsten wünschten, — die Abreise. Der Rest der Passagiere kam; freilich fehlten uns noch drei Mann an den fünf Duzend, mit denen wir abreisen

sollten; doch glaubten wir gar nicht, daß die Sache so genau genommen würde.

Aber ganz genau ward sie genommen. Statt zu heizen, um noch am Abend in See zu gehen, ließ Frederigo-Bei die prächtige lange Dampfjacht in Flaggen schmuck und Hafeparadestaat setzen, weil der Kaiser von Oesterreich zu seinen Schiffen zurückkehrte.

Nun, das Alles sah prächtig aus. Die mächtig weite Rhede von Alexandrien lag voll von großen Kriegsschiffen, ein fluthendes, wallendes Meer von Flaggen und Wimpeln aller Nationen! Man hätte sich nach Suez zurückversetzt glauben können, wenn nicht hier vor Alexandrien Alles, die Meeresfläche, die Stadt, die Menge und Größe der Schiffe unendlich viel größere Dimensionen gezeigt hätte. Es war ein herrliches, majestätisches Bild; wir weideten unsere Augen daran, lange, bis Sonnenuntergang; nur fehlte immer noch das Beste, — die Abreise. Als nun aber bei untergehender Sonne alle Flaggen und der ganze Hafenspomp gestrichen wurden, und noch immer kein Rauch aus unsern Schornsteinen steigen wollte, da mußten wir uns darein fügen, heute bestimmt nicht mehr abreisen zu sollen, eine Ueberzeugung, die eine unangenehme Verstimmung hervorrief, wenn auch dazu kein Grund war.

Es ward dunkel. Und nun begann eine wunder-

bare Hafenillumination. Die rings umherliegenden Fre-  
gatten stellten mit einer Unzahl von Laternen ganz  
die Form der Schiffe dar. Masten, Raen, Wanten,  
Kanonenluken und Schanzkleider, Alles war durch eine  
Perlenschnur von Lichtern sichtbar gemacht. Und da  
die einzelnen großen Schiffe bis ziemlich weit in die  
Ferne hinauslagen, und selbst im Hafen die größeren  
Gebäude illuminirt waren, so machte diese Abschieds-  
beleuchtung einen wahrhaft fecnartigen Eindruck.  
Der fliegende Holländer, hätte er eine ganze Geister-  
flotte um sich versammeln können, würde nie eine  
solche Pracht damit haben entwickeln können, wie die  
Rhede von Alexandrien sie entwickelte. Es schien  
wirklich, als hätte sich die meerleuchtende Fläche des  
tropischen Oceans abgelöst von der Tiefe, und schwebte  
frei in der Luft. Dazu war auf einigen Schiffen  
noch Abendmusik, und die Töne durchschallten har-  
monisch das herrliche Nachtgemälde. —

„Aber der Wastel tirolte umsonst!“ Wir hätten  
statt der tausend Hafenlichter und der weichen Melo-  
dien lieber den dunkelsten Abend auf der See und  
das harte Blasen des Windes um uns gehabt, wenn  
wir uns nur auf dem Heimweg befunden hätten.  
Selbst das ermuthigende *Cras ingens iterabimus  
aequor* wollte nichts helfen.

Wie freudig sprangen wir indeß am Morgen  
dieses *Cras* aus unsern Betten, die ihre Proben vor-



trefflich bestanden hatten; denn kein Einziger von uns hatte etwas zu klagen; wie freudig eilten wir auf das Verdeck, weil unser Schornstein und die Dampfventile laut renommirten. Aber wieder Irrthum! Zwei ganz nahe Dampfboote waren im vollen Aufbruch begriffen, und gingen prangend vor unsern Augen in See; und aus unsern eigenen Schornsteinen stieg kaum ein heftischer Rauch auf. Freilich waren einige Anzeichen, einige Zurüstungen zu einer Abfahrt auch auf unserm Mastr unverkennbar, aber der kleine Tumult legte sich wieder, der Rauch ward dünner und dünner; in großer Seelenruhe ging der Kommandant auf dem Verdeck auf und ab. Je prächtiger sich die Morgentinten des Osthimmels entwickelten, je lauter das ganze Leben um uns ward, gerade als ob der ganze Hafen ausbrechen wollte und in See gehen, desto ungeduldiger schlugen unsere Rückzugsherzen, desto fataler ward die Stimmung.

Da hatte ein Franzos von bekanntem Wissenschaftsnamen und angesehenener Stellung die Unvorsichtigkeit, dem Kommandanten zu sagen, er möchte doch endlich ausbrechen. Der Dalmatiner ward bleich, — er schien seinen Ohren nicht zu trauen. Kalt fragte er den Franzosen, wer er wäre. Jener gab seine Stellung etwas anmaaßend kund! „Gut, antwortete der Officier, ich bin der Kommandant vom Mastr, und gehe in See, wenn ich meine Ordre be-

komme! Und so lange warten Sie auch und geben mir keinen Befehl.“ Der Franzos drohte an Land zu gehen und sich zu beklagen. „Gehen Sie, sagte höhnisch der Befehlshaber, aber wenn Sie eine Sekunde nach dem Aufhissen der Treppe kommen, lasse ich Sie nicht mehr an Bord.“ Und damit schloß die fatale Scene.

Glücklicherweise fuhr eine fürstliche Person durch den Hafen. Ueberall hißte man Flaggen, überall salutirte man; ja ein norddeutsches Kriegsschiff und eine große türkische Fregatte, die hart neben uns lagen, bombardirten uns so zu sagen ins Gesicht, daß uns Hören und Sehen verging. Und da, oh Wunder, — kam in einem Boote mit den drei noch fehlenden Passagieren, welche als Nachzügler von Kairo sich noch eingefunden hatten, die Ordre zur Abreise für den Bai.

Durch das eine Wort: Abreise, schien ein Sturm von Thätigkeit, Leben, Eile, Ueberstürzung beinahe, durch den ganzen Masr zu fahren. Die Anferwinde ging rasch; die Schornsteine entwickelten dichte Qualmmassen, der zischende Wasserdampf fuhr mit immer größerer Hefigkeit aus dem Ventilrohre; das ganze Schiff zitterte geheimnißvoll unruhig vom Kiel herauf. — Bei der großen Länge des Masr aber, welche ihn verhinderte, in engen Räumen einen Bogen zu machen, mußte das Schiff von der seitlich

liegenden egyptischen Fregatte her mit dem Bugspriet seewärts geholt werden. Als das geschehen, wurden die Treppen und das letzte Boot aufgehißt. Nach einigen Minuten einer gewissen feierlichen Spannung gab der Bei ein Zeichen und das herrliche Fahrzeug dampfte westlich. Nach wenigen Minuten schon verließ uns der Lootse, und der nach Nordwest eingeschlagene Cours mit einem leisen Wogen des Schiffes verrieth uns, daß wir uns in See befanden; es war elf Uhr Vormittag.

Und nun wir in See gegangen waren, wurde es uns schwer, uns von dem Anblick des langsam ferner tretenden, langsam in das Meer zurücksinkenden Alexandriens zu trennen. War der Anblick von Land und Meer, von Hafen und Stadt uns bei unserm Ankommen vor sechs Wochen wunderbar großartig erschienen, so mußte ein noch viel mächtigeres Bild davon uns beim Scheiden zurückbleiben in der Erinnerung. Von der Gründung der Stadt her bis in die von uns erlebte Neuzeit hatte die Metropole des großen Alexanders nie solche Macht, solche Herrlichkeit, solche Weltbedeutung vor sich, um sich, in sich gesehen, wie wir sie beim Scheiden vor uns ausgebreitet sahen.

Und was hatten wir von jenem Freitag unseres Ankommens, am 15. October, bis zu dem Freitag unserer Abfahrt am 26. November, was hatten wir in diesen sechs Wochen nicht Alles erlebt! Eine ganze



Weltgeschichte war an uns vorbeigewandelt mit ihren großartigsten Erscheinungen und Thatfachen! Eine ganze Kulturgeschichte, eine wunderbare Kunstwelt hatte uns ihre geheimnißvollen Heiligthümer aufgeschlossen in unendlicher Fülle! Und dazu hatte die Gegenwart nicht nur ihre imposantesten Leistungen uns vorgeführt, sondern sie hatte auch in jeder Woche, an jedem Tage, oft Minute um Minute die reizendsten Märchen um uns herum gewebt, in denen uns das sonst so Riesenhafte bis zur Zierlichkeit klein und anmuthig, das Unbegreifliche ganz natürlich, das Unerhörte ganz selbstverständlich vorkam. Hundertmal hatten wir mit den Patriarchen des alten Testaments im freundschaftlichsten Verkehr gelebt, hundertmal waren wir mit den ersten christlichen Eremiten in die Thebaica hinausgezogen, wenn auch Keiner von uns als Anachoret dort geblieben war. Und bei all diesen Mythen und Märchen hatte uns die an das Unbegreifliche grenzende Gastfreiheit des Rhedive wie ein unsichtbarer, aber immer gegenwärtiger, immer helfender Kobold zum vollsten, unbefangenen Genuß verholfen, ohne daß dieser Gnom Dank oder Vergeltung beanspruchte!

Ja, es war eine großartige Schöpfung des Rhedive, so einen Völkertongreß ins Leben zu rufen, und demselben die größten Werke des grauen Alterthums, das größte Werk der neuen Zeit vor Augen zu führen. Und was man auch für dankbare Herzen von Egyp-

ten mitnehmen mochte, genug danken für diese sechs Wochen im Orient wird nie Jemand dem Herrscher von Egypten können.

Noch war es ziemlich lebhaft von Schiffen um uns, als wir zu unserm ersten Mittagßfrühstück in den Salon hinabstiegen. Als wir aber wieder hinauf kamen auf das Verdeck, war es einsam um uns geworden! Nur der Leuchthurm von Scanderieh war noch zu erkennen, nur das Kapital der Pompejusssäule schwebte noch wie ein Phönix über dem Meereshorizont. Dann sank auch das in die Fluth hinab, und aus war das wundervolle Märchen von Egypten, vom Nil, von Masr, Theben, Philä, — aus das Märchen von Ismaila und vom rothen Meer, das vom Riesensphinx am Rande der Wüste und von den ewigen Pyramiden der vierten Pharaonendynastie. —

Mit 13 Knoten Fahrt durchschnitten wir das Meer beim schönsten Wetter. Doch wurden am Abend die Bramraen gestrichen; denn wir kamen nördlicher, und dem November ist selbst im Mittelmeer nicht zu trauen. Vor Dunkelwerden noch holten wir die beiden Dampfboote ein, die einige Stunden vor uns die Rhede von Alexandrien verlassen hatten, und sahen sie noch im letzten Abendschimmer vergebens sich anstrengen, mit dem Masr das weite Wasserfeld zu durchrennen. Wir ließen sie hinter uns und eilten hinüber zu europäischen Meeren.

Nach einer stillen Nacht brachte uns ein leicht umflorter Morgenanbruch mit dem 27. November einen anmuthigen Seetag. Vollkommen einsam war es um uns; die Wasserfläche schien sich kaum zu regen. Gerade das Wetter war es, unter welchem die Gattin des Ceyx nach Ovids Erzählung, auf dem Wasser schwimmend mit dem Neste als verwandelte Halcyone, ihre Eier unbesorgt ausbrüten kann, dasselbe Wetter, mit welchem Arion auf seinem musikalischen Delfhin nach Corinth und zum Periander zurückschiffte. Hatte doch Keiner von uns Allen in der Nacht daran gedacht, das seitliche Glasfenster seiner Kabine zu schließen oder gar zuzuschrauben. Kein Schwanken des Mastr hinderte uns auch nur im Geringsten im Ankleiden, Frühstück, Umhergehen. Letzteres vor Allem war köstlich. Der Mast bot den herrlichsten Spaziergang von der Welt. Nicht nur die Länge des ganz freien Berdeckes machte einen imposanten Eindruck, sondern auch die Breite war äußerst bedeutend, so daß das ganze Schiff den Ausdruck einer gewissen Wichtigkeit hatte, und eben deswegen auch sehr still auf der See lag. Es zeigte einerseits die Ordnung eines Kriegsschiffes, untermischt andererseits mit dem orientalischen far niente, was auf dem Mittelmeer gewiß verzeihlich ist; doch lag nichts Hemmendes in der submartialen Haltung. Wir gingen, saßen, standen umher, wo wir wollten, und hatten überall den freisten Spielraum,



so daß das weite Verdeck eigentlich leer aus sah, trotz der 60 Passagiere. Alles ging viel ordentlicher zu, als auf dem *Möris* von Marseille, und beide Schiffe waren, schon weil der *Masr* vielmehr seine Kriegsschiffsstellung herauskehrte, und ein ununterbrochen freies gleichliegendes Verdeck hatte, gar nicht mit einander zu vergleichen. Höchst originell sah auch das Gemisch in der Kleidung der Besatzung aus. Vollkommen bunter Orientalismus fraternisirte mit der Theerjacke, und wenn der Wachposten antreten mußte unter Trommelschlag und Pfeifenklang, so sah das doch gar zu komisch aus. Daß das Schiff aber bei solchem stillen Wetter 13—14 Knoten ohne Unterbrechung lief, war gewiß eine unschätzbare Tugend von demselben.

Dieser Geschwindigkeit verdankten wir es, daß schon um halb elf Uhr des Morgens die Insel *Randia* zum Vorschein kam in Anfangs noch fernem, aber doch gleich gewaltigen Umrissen, die schnell schärfer und bestimmter zum Vorschein kamen, weil es schien, als ob wir unsern Cours gerade auf die Insel richteten. — So bekamen wir denn nach unserm Mittagsfrühstück bis in die späte Nacht hinein ein Seeschauspiel, wie es in solcher kühnen Schroffheit der Küste, in solcher leichten Bewegung der Fluth nur im Mittelmeere vorkommen mag.

Vom Vorgebirge *Matala* an befanden wir uns in

der nächsten Nähe der Küste. Der reinste Sonnentag lag über Land und Meer. Wunderbar klar, scharf und zackig hoben sich die Kalksteinwände der Insel aus der Fluth empor, immer höher und höher ein Joch das andere überragend bis über 7000 Fuß himmelwärts. Blendende Farben entstanden auf den gewaltigen Felswänden von den reflectirenden Sonnenstrahlen. Und dann wieder unmittelbar zwischen den nackten Massen, und oben auf ihren luftigen Häuptern, wo nur immer eine Vegetation sich anklammern kann, dieses reizende, saftige Grün trotz des spätherbstlichen Novembers! Waldparthien waren zu erkennen, oft wirkliche Anpflanzungen, hie und da ein Haus oder deren mehrere zu einer kleinen Ortschaft zusammen gruppiert, dann wieder ein lothrecht niedersteigender Abgrund von einigen tausend Fuß Tiefe. Ganz oben auf den höchsten Kuppeln und Spitzen, die manchmal in anscheinend messerscharfe Gräthe auslaufen, lag der reine Schnee und bildete einen unaussprechlich anmuthigen Gegensatz zu der Vegetation auf den Felsen und ein rechtes Extrem in unserer Erinnerung an die Palmen von Alexandrien, die wir noch vor vier und zwanzig Stunden gesehen hatten.

So die ewig starren Felsmassen unmittelbar aus der ewig beweglichen Fluth herausragend, so die lieblichste Vegetation über den todten Steinmassen sich

hinziehend, so über dem grünen Lebensbilde der unbesfleckt weiße Schnee hingelagert, und über dem Ganzen der von einzelnen Wolken durchschiffte blaue Himmel, — ja es war ein schöner Nachmittag unter Kreta, und jede Stunde bot neue Scenerien; hinter jeder Felsecke sprangen urplötzlich neue Formen hervor; an jedem umschifften Kap zeigten sich andere Färbungen und Gestaltungen.

Wir fuhren zwischen Kreta und der kleinen Inselgruppe von Gozzo hindurch. Als wir gegen Sonnenuntergang uns den westlichen Vorgebirgen der Insel näherten, fing es aus Nordwest an zu wehen. Losgerissene Wolkenmassen jagten hastig und regellos umher auf den höchsten Höhen, und brachten entzückende Lichtbilder in den Strahlen des scheidenden Hyperion auf dem Grün und dem Schnee, auf den Felsen und auf dem Meer hervor. Als es aber dämmerte und Abend ward, brannte oben im Gebirge ein Feuer, wahrscheinlich von Ziegenhirten angefacht, welche dort oben dicht unter dem Himmel ihre Sennhütte haben mochten. Noch bis spät in die Nacht hinein sahen wir den rothen Schein vom Wachtfeuer der muthigen Kandioten, die kurz vorher vor der Areopag des europäischen Christenthums keine Gnade gefunden hatten, sondern nach heißem Kampfe, ungeheuren Opfern und vielem vergossenen Blute unter das



Joch des verfallenden Türkenthums zurückkehren mußten.

Unwillkürlich dachte ich an die feurige Cephalonierin vom Bord des Möris, als wir nach Alexandrien fuhren, — an die anmuthige Frau, die in ihrer Lebhaftigkeit gar nicht genug Worte des Spottes, des Hohnes und der Rache gegen alle europäische Diplomatie und Staatsweisheit finden konnte. Ob sie Recht hatte in ihrem Feuereifer oder die alten Rätthe Europas in ihrer kalten Berechnung, muß ich unentschieden lassen. —

Der Zugwind aus Nordwest, der uns am berühmten Krioumetopon begrüßt hatte, und unsere Fahrt allerdings etwas hemmte, ließ uns eigentlich eine etwas ungemüthliche Nacht befürchten. Bis Mitternacht war es allerdings etwas unruhig und besonders etwas kalt. Doch fiel keine Störung oder auch nur geringe maritime Unbehaglichkeit vor. Vielmehr sollten wir, als eben der Morgen des 28. November anbrach, noch einmal einen Sonntag von so wunderbaren Reizen erleben, wie er mir nur in den glücklichsten Momenten und an den schönsten Küsten meiner Lebensseefahrt vorgekommen ist.

Es war still und feierlich im Himmel und auf der Erde, denn es war Sonntag, der erste Adventssonntag des Jahres. Spiegelflar ging die Sonne auf. Wunderbar blau lag seitlich hinter uns die

Insel Cerigo, aber noch viel wunderbarer blau seitlich vor uns der hoch aufsteigende Peloponnes, das echte, alte Griechenland, zunächst das Kap Matapan und der tief in das kühne Land einschneidende Bujen von Kalamata oder Corou. Das blaue Kolorit der Scenerien läßt sich nicht beschreiben; Meer, Himmel und Land schwammen förmlich in blauem Duft. Und wenn ich nicht schon einmal, bei der Erinnerung an die Insel Madeira, das Wort aus meinem „Anson“ ausgerufen hätte:

So hoch dein Himmel und so tief dein Meer,

So blau in blau sind beide hingegossen, —

ganz gewiß würde es mir beim Anblick dieser wunderbaren Peloponnesfarben in den Sinn gekommen sein.

Sinnend und staunend ließen wir all die Formen und Farben langsam an uns vorbeiziehen. Und wer sollte in diesen Gewässern nicht mit besonders dankendem Auge dort fern nach Osten hinblicken, wo das alte Hellenenthum sein Lacedämonisches Schwert führte? Wer nicht mit Begeisterung die nächste Küste beschauen, wo an der Bucht von Modon und Navarino das mit dem Tode ringende Griechenland befreit und zum Leben geweckt ward? Die Schlacht von Navarino! Eine meiner wonnigsten Knabenerinnerungen war der Tag von Navarino! — Navarino war das alte Phlos; hier wohnte er selbst einst, Nestor, er, der alte Zecher, der drei Menschenalter sah! Hier schlug Demosthenes

die Spartaner zur See, wurden die Venetianer von den Türken geschlagen, hier schlugen sie hinwiederum die Türken, um dann wieder von ihnen geschlagen zu werden, so daß Navarino recht ein blutiger Zankapfel war zwischen Christen und Türken schon in älteren Zeiten. Und da sollte es ächt klassisch werden in Griechenlands Auferstehungsperiode. Die Hellenen, diese παιδες των Ελλήνων meiner Cephalonischen Freiheitsmänade, eroberten es 1821, und ich weiß noch meine Knabenfreude damals, — aber auch meinen Knabengrimm, als es 1825 wieder verloren ging. Damals sammelten wir Schillinge und Sechslinge in der Schule für Griechenland, und bekamen einmal Maulschellen dafür. — Da wollte es Gott, daß fast ganz gegen ihren Willen, wenigstens beim Ausbruch der Schlacht ohne eine bestimmte Absicht, die Admirale Rigny (Frankreich), Haiden (Rußland) und Codrington (England) am 20. October Nachmittags drei Uhr die Seeschlacht von Navarino begannen und nach wenigen Stunden den furchtbarsten Sieg davon trugen. Keine Schlacht hatte seit der Schlacht von Leipzig so den ganzen Norden erschüttert, wie diese; keine Nachricht so die Christenheit gepackt, wie der Sieg von Navarino! Wir Schulbuben waren außer uns, — es war der Tag meiner höchsten Begeisterung, — und Griechenland wurde frei! So ward uns wenigstens gesagt, bis wir älter werdend bemerkten, daß Europa



eine traurige, infame, niederträchtige Farce spielte und mit Entziehung eines kleinen Ländchens dem „kranken Mann“ zur Krücke, zum Liniment, zum Heftpflaster und zur Bandage diente, weil man sich um die Erbschaft nicht einigen konnte. Einen einzigen Ritter hatte Europa damals, den Kaiser Nicolaus; aber was wußte damals, was wußte noch später, im Krimkrieg, dieses waschlederne Europa von der Begeisterung eines echten Kreuzfahrers, dem das Herz gebrochen ist vor Unmuth, vor Zorn und Gram über die politische Niederträchtigkeit von England und Frankreich und von dem kleineren Staatengefindel, welches sich zu Gunsten unseres Erbfeindes, des Türken, befangen ließ, und zu einem Judas Ischarioth ward?

Mein Gott, wie kam ich denn nach der Krim?  
— Unterdeß ist auch die Gegend von Modon und Navarino passirt, und wunderbar spielt die Mittags-sonne auf den blauen Felsenhöhen von Messenien, Elis und Arkadien! Da rennt der Nasr fast schnurgrade auf eine Art Insel los, ein Ding so klein, daß es kaum ein Duodezfort und einen Leuchtthurm tragen kann. Das ist Stamfano, grade mitten zwischen Zante und Navarino, in der That nur ein Verdacht von einer Insel. Hart, ganz hart schifften wir daran vorbei, und hätten uns mit den Leuten zurufen können, wenn nur welche zu hören und zu sehen gewesen wären. Aber keine Seele ließ sich erblicken, wie wun-

berklar auch die Sonne den kleinen Punkt beleuchtete. Uebrigens liegen dort zwei Inselchen neben einander, die bei den Griechen Strophades genannt wurden, und den Harpyien zum Wohnsitz gedient haben sollen. Die berühmteste dieser Harpyien war die Podarge, welche sich mit dem Erfinder der Draisine vermählt und mit ihm das Velocipède gezeugt zu haben scheint. Zum Andenken an dieses merkwürdige Epithalamium mag wohl das Leuchtfeuer auf den Strophaden brennen.

Nun kam noch Zante dicht an uns heran, Cephalonien rückte näher, so daß wir die schmale, tiefe Bucht von Argostoli schon erkennen konnten, — aber die Nacht überfiel uns, und nur in Gedanken konnten wir noch weiter nördlich nach dem Lande der Phäaken schauen, oder nach dem hinter Cephalonien liegenden Lande des klugen Königs Odysseus.

Einmüthig gestanden wir uns am Abend auf dem Mars, daß wir keinen schöneren Sonntag beim Hin- und Herfahren von Egypten erlebt hätten, als diesen 28. November zwischen dem „Schaafskopf“ von Kreta, dem Vorgebirge Krioumetopon und der Insel auf welcher die schöne Nausikaa ihre Gewänder wusch und Ball spielte.

Wir gingen sehr spät auseinander, weil wir durchaus, wenn auch nur in dunkeln Umrissen, Korfu sehen wollten, welches mir schon einmal in seiner hochaufsteigenden Pracht erschienen war im Jahre 1857, als

ich auf der Fregatte Novara unter österreichischer Flagge aus dem adriatischen Meer kam. Doch mußten wir uns, ohne eine Spur der steilen Insel entdeckt zu haben, zu Bette legen. —

Eine etwas verbrauchte Berliner Redensart wirft die Frage auf: „Was thue ich so früh in Potsdam?“ Sie schien wirklich in der Nacht vor dem 29. November auch auf dem Meer die Parole zu sein. In meinem Bett konnte ich fühlen, daß die Maschine weniger heftig arbeitete und unsere Schraube sich weniger schnell drehte. Offenbar hatte der Kommandant nicht zu früh in Brindisi sein wollen. — Als ich beim Anbruch des Tages aus meinem kleinen Kabinenfenster sah, passirten wir eben das äußerste Südostkap von Italien, Santa Maria di Leuca und liefen in die Straße von Otranto ein, mittelst welcher das adriatische Meer in das Mittelmeer einmündet. Doch hatte sich der Himmel stark bedeckt, und das schöne Wetter von Egypten, der reine Himmel vom Peloponnes hatten uns vollkommen in Stich gelassen. Erst nachdem wir auf der Breite von Otranto waren, gelang es uns, einzelne Vertlichkeiten genau zu erkennen. Besonders kennzeichnete sich der spitze Thurm des hochliegenden Lecce, welcher weit hinaus auf die See den Schiffen am Tage zur Orientirung dient.

So näherten wir uns denn dem Ziel unserer Reise, dem Hafen von Brindisi. Bald erkannten wir die



Stadt im Hintergrunde einer hübschen Bucht. Ein Lootse kam, um unserm Mastr den Weg zu weisen um eine flache, aber weit in die See hineinspringende Felsenkette herum, wo man dann auf eine weite, und doch schon ziemlich geschützte Rhede einläuft, die endlich in einen Außenhafen übergeht, an welchem sich mancherlei Arsenalanlagen und Schanzen befinden, und sich bestimmt die allerausgezeichneten Anstalten treffen lassen, um Brindisi zu einem höchst bedeutenden Welthafen zu machen. Hier kommen die Gesundheits- und Zollvisitationen an Bord. Zuletzt läuft man zwischen zwei wirklich etwas dicht neben einander hingehenden Steinbollwerken in den Binnenhafen ein, der sehr eng ist, aber den ungemeinen Vortheil hat, daß selbst bedeutende Schiffe unmittelbar am Quai anlegen können, und die Waaren vom Straßenpflaster aufgenommen und direct in die Fahrzeuge geladen werden.

Da schieden wir denn von unserm guten Mastr, dem schönsten Schiff, auf dem ich je gefahren bin, überhaupt einem der schönsten Schiffe oder vielleicht das schönste, das ich je gesehen habe. Die Reise war unbedingt die beste, die ich gemacht habe. So schnell die Fahrt, so prachtvoll das Wetter, so geräumig die Accommodationen, so splendide die Bewirthung, — und so großartig, so wunderschön, so ächt klassisch die Scenerien. Innerhalb zweiundsiebzig Stunden

erlebten wir das herrliche Bild von Alexandrien mit seiner Rhede voll von Fürstenschiffen und dem buntesten Gewimmel von Fahrzeugen aller Kategorien, — sahen wir das imposante Kreta aufstauen, um uns an seinem Anblick fast einen ganzen Tag zu weiden, denn die Insel ist an 36 Meilen lang, — umschifften den blauen vielgestaltigen Peloponnes mit den ionischen Inseln, — landeten in Italien! Egypten, Griechenland, Italien innerhalb drei Tagen, — innerhalb zweiundsiebzig Tagen die Schauplätze der drei größten Kulturperioden der alten Welt!

Man braucht nicht sentimental zu werden, man braucht nicht in profuse Exclamationen auszubrechen, wenn man so ans Land springend in Brindisi der letzten sieben Wochen gedenkt. Am neunten October von Marseille fort, den ganzen Nil hinauf bis über den ersten Katarakt hinaus, bis in Nubien hinein, — dann Ismaila und Suez am fernem rothen Meer, — und am neunundzwanzigsten November in Brindisi! — Je ruhiger und besonnener man darüber nachdenkt, sich das Gesehene und Erlebte vergegenwärtigt, sich den geistigen, den ungeheuren Gewinn anschaulich macht, den man daraus gezogen hat, desto höher müssen Freude und Begeisterung über das Erlebte den Erlebenden heben, und ihm sagen, er habe als einer der bevorzugtesten Sterblichen genug erlebt, um den Rest seines ganzen Lebens darüber

nachzudenken, und auszusprechen: Ja, das war eine große, eine schöne, eine herrliche Zeit im Orient, und ich habe sie mit erlebt, mit durchgemacht!

Zunächst mußten wir uns mit der Dogana, dem Zollamt von Brindisi abfinden, was uns ungemein leicht fiel, da die Zollofficianten, vor deren Lokal wir ans Land gestiegen waren, unsere Reisezwecke wußten, und uns nur zum Schein visitirten. Dann gingen wir mit unseren Effecten zum Bahnhof hinaus, um dieselben unterzubringen. Gegen Abend ging der Courierzug nach Norden fort. Aber über Eins wußte man uns keine Aufklärung zu geben, was auch für uns eine delicate Sache war, auf die ich gleich zurückkomme. Erst wollen wir einen Gang durch die Stadt machen.

Brindisi, das alte Brundisium, ist bekanntermaßen eine alte Stadt, welche von den Kretern gegründet, von Lakoniern erweitert, von Römern großgemacht, von Venetianern besessen, einer der größten Plätze Unteritaliens ist, und schon bis auf 60,000 Einwohner gehabt haben soll. — Als bekannter Uebergangspunkt nach Dyrhachium und Griechenland hatte es von jeher eine Hafenwichtigkeit. Hier endete die via Appia, hierher zog sich der größte Theil des Römerverkehrs mit dem ganzen Orient, wozu die sichere, vielgliederte Hafenbildung ganz von selbst einlud. Doch ließ man den Hafen verfallen, und die Stadt verkommen,



die bis auf 6,000 Einwohner zusammenfank und einem alten Kirchhof gleich.

Und dieses Kirchhofsansehen hat die Stadt noch, so wie man sich vom Hafen abwendet. Zwar ist auch am Hafen, — der Binnenhafen ist sehr klein, und mag nicht viel über zwanzig Schiffe fassen —, kein großes Leben; doch sieht man einige Menschen, die dort ziemlich unnütz umherstehen oder sich stellen, als thäten sie etwas. Auch mehrere größere Gebäude erblickt man, natürlich unvermeidliche Hotels und Restaurants; aber man braucht nur die nächste Nähe des Wassers zu verlassen, so befindet man sich in so engen Gassen, vor so antiken Häusern, daß man glauben möchte, man wäre noch immer in der alten Römerstadt, in welcher Virgil starb, und zu welcher Horaz seine originelle Wanderung machte. Viele Spuren haben auch die Venetianer gelassen, doch scheinen die Straßen in Bezug auf die Breite ganz unverändert geblieben zu sein. An Kirchen und Klöstern fehlt es natürlich nicht; auch trifft man viele Heiligen abgemalt an den Wänden in der unschönsten Form. Ich betrachtete eine Darstellung evangelischen Ursprungs auf dem Weg nach der Eisenbahnstation, die so unschön war, daß ich meinte, wer in Brindisi zuerst ans Land stiege, um Italien als Wiege der Malerei kennen zu lernen, müßte diese Windelversuche in Brindisi abschreckend finden. Virgils Sterbehaus wird noch gezeigt. Der

römische Dichter hat, wie es scheint, sehr schlecht logirt in Brundisium. Das Haus ist dicht bei der hohen Maaßterssäule, welche den Ausgang der via Appia bezeichnet. Es standen ihrer ursprünglich zwei Säulen auf dem kleinen Platze, der etwas hoch liegt, und gleich in die Augen fällt, so wie man nur im Binnenhafen ist. — Die Aussicht von dieser Stelle aus ist wundervoll.

Daß beim genaueren Eingehen in die Einzelheiten von Brindisi gewiß außerordentlich vieles Interessante aufsteht, läßt sich mit Bestimmtheit voraussetzen. Aber der Totaleindruck ist ungemein klösterlich, todt, enge und befangend. — Nach der Bahnhofseite, südlich von der Stadt, stehen noch die alten, kolossalen Steinmauern der alten Festung. Ein prächtiges altes Wappen ist von Karl dem Fünften herkommend, was mich an ein ganz gleiches erinnerte über dem Gewölbesthor der Festung Gibraltar. Beide deuteten die fines Imperii Romani, d. h. des römisch-deutschen Reiches an, als es noch dem Papst fromm zu Füßen lag, des ungeheuren Weltreiches von Karl dem Fünften, in dem die Sonne nie unterging.

Neben diesem alten Steingeröll, auf dem statt der Batterien jetzt ein Kloster steht, macht der noch furchtbar urzuständliche Bahnhof einen ziemlich bejammernswerthen Eindruck. Offenbar ist er nur provisorisch. Auch sind es nicht die Baulichkeiten, die man vermißt.

Man vermißt die Straße dahin, man vermißt alles Leben am Bahnhof, man kann ihn, obwohl er ganz allein auf einem miserablen Felde steht, gar nicht finden; denn Niemand hält das Ding da draußen in der unzugänglichen Einöde für einen Bahnhof.

Und doch, doch hat diese ächt römisch-katholische Klosterstadt, dieser schiffsleere Hafen, diese undefinirbare Bahnhofseinöde eine unermessliche Zukunft vor sich, seitdem man den Suezkanal gebaut hat, und Brindisi seinen Schienenstrang besitzt. Ganz Europa findet in Brindisi, wenn auch die Bahn noch bis Otranto weitergeführt ist, den südöstlichsten Anschluß seiner Eisenbahnnetz, und den kürzesten Dampfschiffsweg von dort nach dem Oriente. Von England und Frankreich geht der Eilzug über den Mont-Cenis durch Italien hindurch in kürzester Fahrt am adriatischen Meer entlang nach Brindisi. — Gerade vom Norden kommend münden zahlreiche Schienenstränge aus Deutschland gegen Baiern hin und übersteigen den Brenner, um dann in dieselbe Bahn auszumünden. Und von Nordosten her überwindet die kühne Bahn vom Semmering auch dort die Alpenkette, und verbindet sich über Triest-Venedig mit derselben Schienenstraße, so daß Marseille und Triest an Brindisi schon eine Concurrrenz haben, die für die Dampfschiffahrt gar nicht zu unterschätzen ist, und bereits so sehr sich geltend macht, daß England schon jetzt seine haupt-



fächlichsten Posten für Ostindien über Brindisi schießt. Legt man ein Lineal auf die Weltkarte, so kann man ziemlich gerade einen Bleifederstrich von London nach Aden am Ausgang des rothen Meeres ziehen, um London-Brindisi-Port-Said-Suez in ihrer ununterbrochenen Dampfverbindung zu schneiden.

Wenn Italien diese merkwürdig günstige Lage auszubenten weiß, so ist die Zukunft von Brindisi trotz Marseille und Triest gesichert. Gerade wie Alexandrien aus einer verfallenen Schuttstadt wieder auferstanden ist zu einem Hafen ersten Ranges, als Schlüssel und Eingang zum Südosten, so wird Brindisi wieder groß werden als Welthafen und Verkehrsweg nach und von dem Nordwesten, ein wirkliches italienisches Alexandrien. — Was dazu noch fehlt an Schifffahrtsgelegenheiten, läßt sich Alles machen, weil die Natur Alles gegeben hat.

Wie schon oben angegeben worden, sollten wir mit dem Schnellzuge gegen Abend abreisen. Hier entstand nun der für uns Alle delicate Punkt, nach dem wir nach all der wirklich unbegreiflich verschwenderischen Gastlichkeit in Egypten nicht fragen mochten, und den wir doch bedenken mußten.

In unseren Einladungen waren wir nach Paris gerufen, um von dort weiter nach Egypten geschafft zu werden, wie wir das ja gesehen haben. Ähnliches war für Brindisi angedeutet worden; man konnte aus

den Einladungen verstehen, daß die über Brindiji reisenden Gäste noch von der Gastlichkeit des Khedive auf der italienischen Ostbahn bis in Frankreich und Deutschland hinein spedirt werden sollten. Da nun in Abwesenheit des Bahnhofschefs nichts Positives hierüber im Bahnhof zu vernehmen war, und ich doch einen Abstecher nach Neapel und Rom machen wollte, so nahm ich mir ein Billet nach Neapel über Foggia, und gab meinen Koffer auf die Gepäckkammer.

Je näher nun aber die Stunde der Abfahrt heran rückte, desto lebhafter ward die Frage, ob auch bei der Rückkehr in das Herz Europas hinein wir auf Rechnung der egyptischen Regierung spedirt werden würden, ventilirt, und ward zuletzt selbst unangenehm laut besprochen. Geradezu verlangt konnte die freie Reise nicht werden. Auch war Niemand da, der im Namen des Khedive die Entscheidung hätte geben können. Da erschien denn endlich noch in der letzten Stunde der Kommissair vom Masr mit dem Bahnhofsinспекtor, und nun erhielten die Reisenden nach Paris ihre Reise bis dahin belegt. Die Norddeutschen erhielten ein Billetheft bis — Bamberg, denn so weit ging die Verbindung der italienischen Eisenbahnen, das Billet erster Klasse zu 200 Frs. Mit der größten Freundlichkeit nahm man mein Neapelbillet zurück, und der Bahnhofschef gab mir ebenfalls, als einem „Eingeladenen“ mein Buch nach Bamberg.

Er meinte, ich könnte bestimmt in der Nacht in Foggia, wo die Bahn nach Neapel von unserer officiellen Ostbahnroute abzweigt, ein Billet nach Neapel nehmen, von Neapel nach Rom gehen, von Rom nach Ancona, — das natürlich auf meine Kosten —, und dann von Ancona mein Bamberger Buch weiter benutzen. Das war aber so wunderhübsch, daß ich dem Mann für seine Invention danke, und mich somit der Fraction: Neapel-Rom unserer Masr-gesellschaft anschloß.

Es kamen noch verschiedene Passagiere aus Brindisi zum Bahnhof; auch ein Zug von Beamten in Gallauniform. Und als wir nun nach deren Bedeutung forschten, fand es sich, daß der österreichische Staatskanzler Graf Beust mitten unter uns war. Wahrscheinlich hatte ihn ein österreichisches Schiff in Brindisi abgesetzt, denn natürlich war er auf dem Masr nicht gewesen.

Nun dankten wir noch dem Kommissair vom Masr herzlichst. Er sollte unsern Dank an Egypten mitnehmen, zunächst an den wackeren Colucci-Bei, den Gouverneur von Alexandrien, der mit seinem Versprechen, uns das beste Schiff seiner Flotte zu stellen, wenn wir nur etwas Geduld haben wollten, so vollkommen Wort gehalten hatte. — Schon am folgenden Morgen sollte das Fürstenschiff zurückkehren nach Alexandrien. Es war wirklich nur für uns sechszig



Brindisipassagiere in See gegangen, die letzten Reste  
der Eingeladenen vom Möris aus Marseille!

Wann sehen wir uns, Brüder,  
Auf einem Schiffein wieder?

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Atemzüge in Neapel.

---

Große Scene männlicher Rührung auf dem Bahnhof von Foggia um Mitternacht war das erste Ereigniß nach unserer gemeinsamen Abreise von Brindisi. Wir hatten die 35 Meilen zwischen den beiden genannten Orten im Dunkeln zurückgelegt. In Foggia wurden die Reisenden für Neapel aus dem gemeinsamen Zuge ausgesondert; und der directe Zug für Norditalien brauste nach einer sehr drastischen, von Vielen kaum bemerkten und von Manchen sehr indifferent erlebten Abschiedsscene vorwärts. Unser kleiner Rest, — die größere Hälfte unserer Reisegesellschaft ging direct weiter —, ward in den bereit stehenden Neapelzug eingepackt. Doch fehlte es an Platz. Einigen von uns gab man einen ganz nagelneuen Waggon, der aber gar nicht an den Zug angehängt worden war. Glücklicher Weise bemerkten wir den kleinen Uebelstand, der aber doch, wenn wir überhaupt mitkommen sollten,

recht wesentlich war, und so wurden wir noch als Anhängsel zum Train dem Zuge beigegeben.

Von Foggia hatten wir ungefähr 27 Meilen bis Neapel, von welcher Distanz eine gute Strecke querdurch den Appenin führte. In dunkler Nacht war nichts zu erkennen, aber doch einmal etwas sehr Merkwürdiges zu hören. Es schien mir, daß wir in einen Tunnel einliefen, in welchem die Schnelligkeit des Zuges bedeutend nachließ. Doch mußte ich mich getäuscht haben, denn das Tunnelgeräusch dauerte sehr lange, wollte gar nicht wieder aufhören. Endlich schienen wir doch wieder ins Freie zu gelangen, und ich glaubte mich geirrt zu haben.

Da entwickelte sich plötzlich ein nächtliches Abenteuer um uns, eine vollkommene Brigantenscene der originellsten Art. Der Zug hielt. Eine Menge Fackeln flammten, — „Aussteigen“ hieß es; ein buntes Volk wimmelte umher, eine Reihe von Wagen mit unruhigen Pferden und den pittoresksten Kutschern standen bereit, Alles und Alle röthlich angestrahlt von Fackeln und Wachtfeuern. Wir wurden in ein großes Bretterhaus geführt, und fanden uns in einem höchst urzuständlichen Wartesalon, in dem man vor allen Dingen Essen und Trinken bekommen konnte.

Der nächtliche Ueberfall hing einfach so zusammen, daß eine Strecke der Bahn Foggia-Neapel nicht fertig war, und etwa eine Meile Chaussée über die Apeni-



nen in Wagen gefahren werden mußte, welche nun an jener provisorischen Station bei Ariano, zwischen Bovino und Benevento, bereit standen. Das Umladen des ganzen Eisenbahntains nahm viel Zeit in Anspruch, und gönnte uns vollkommen Muße, uns in der ersten Frühstunde auf unbestimmte Zeit satt zu essen. Ich erkundigte mich nach jenem Tunnelgeräusch, und erfuhr von einem Schaffner des Trains, daß wir wirklich einen Tunnel von drei Kilometer Länge und noch darüber, passirt wären.

Endlich wurden wir, immer zu vier Mann, aus der vermeintlichen Banditenherberge herausgerufen und in den bereit stehenden Wagen gepackt, wobei man so gewissenhaft zu Werke ging, daß nach jedem vierten Mann die Barackenthür immer wieder geschlossen wurde. So ging die Einschiffung per Achse außerordentlich gut und schnell ohne alles Gedränge vor sich. — Und siehe da, als wir Alle verpackt waren, und das Zeichen zum Aufbruch gegeben ward, ließ sich auch schon das Morgenroth gewahren, und die lange Wagenkette stürmte vorwärts.

Ein köstlicher Anblick, eine wundervolle Scenerie! Die gut angelegte und gehaltene Chaussée führte ziemlich steil auf und nieder über, auf und zwischen den nur mit ganz spärlichen Gras bedeckten Bergen hin, die eben deßwegen rattenfahl erschienen. Nirgends war ein Baum, ein Anbau zu sehen; nur einmal tra-

fen wir ein armes Dorf. Die Wagen schienen oft in den Abgrund fahren zu wollen, aber die auf den Thieren selbst reitenden Betturini hatten ihre Pferde, drei in einer Reihe vor den Fuhrwerken gespannt, vollkommen in der Gewalt, und ergötzten sich und uns mit Zurufen und Peitschenknallen! Ganz wie Fra Diavolo sahen die meisten jungen Banditen aus in ihrer kleidsamen Bergtracht, — farbige Jacken mit vielen blanken Knöpfen, rothe oder blaue Westen und besonders ein breitkrämpiger Hut, und unter demselben meistens ein treuherziges Gesicht. So jagten die Gesellen mit Lärm und Lust durch den Alpeninn auf und nieder, und bereiteten uns, ohne daß sie es merkten und wußten, einen wahren Genuß. Oft, wenn wir um eine Bergecke biegend uns umsahen und die nach-eilenden Wagen hinter uns eben an solcher Ecke zum Vorschein kommen sahen, so war das ein Anblick, zu dem nur noch ein wirklicher Fra Diavolo gehörte, um eine Brigantenscenerie vollständig aufgeführt um sich zu haben.

Vor einer kleinen Station S. Spirito endigte die hübsche Morgentour. Dort beginnt die Bahn wieder und wir stiegen in die bereitstehenden Waggons des Zuges nach Neapel, ich besonders zu diesem Abstecker attachirt an den trefflichen Architecten Franzius aus Berlin und auf das Beste harmonirend mit ihm, so daß ich mit großer Freude an ihn zurück denke.

Und nun entwickelte die Fahrt in sonnigem Morgenstrahl einen prächtigen Reiz. Die Bahn folgt dem vielfach gewundenen Thal eines kleinen Flusses, der sich in den Volturnus ergießt. Es ist ein ewiger Wechsel in der Scenerie. Buchten und Schluchten öffnen und schließen sich; weichansteigende Berge wechseln mit den wildesten Klippen und nacktesten Gesteinsmassen, deren Auftreten in solchen Massen, deren Nähe bei solcher lieblichen Fruchtbarkeit man gar nicht zusammenreimen kann.

Und wirklich zum Bezaubern sind diese Thäler, diese weichen Abhänge unter den schroffen Felszerklüftungen; selbst noch am Ende des November erkennt man ihren Charakter, — Fruchtbarkeit mit Schönheit innig vermählt, — wie diese Kombination sich schon an jeder Ulme zeigt, in die sich die Rebe mit inniger, ephewartiger Anschmiegung hoch hinauf rankt und dem Dichter dessen bekanntes *vites maritane ulmis* ganz von selbst zuruft. Oder von Baum zu Baum gezogen hängen die Weinstöcke frei schwanfend in der Luft, hängen herab aus den Baumkronen, legen sich wohl auch manchmal, wie unsere Brombeergesträuche, über kahle Steinblöcke hin, während der Boden unter ihnen von reinem Grün, spätem Gemüse, oder für das nächste Jahr aufgehenden Cerealien, — so scheint es wenigstens —, segenverkündend überzogen ist. An sonnigeren Abhängen treibt die Olive ihr stilles be-



scheidenes Wesen, während drüber hin dunkelhauptige Pinien malerisch sich abheben vom kahlen Boden, und in einer gewissen Einsamkeit stehend dem nordischen Fremden Heimathsklänge herab wehen. — Kläusen, Klöster, kleine Städte oder doch Ortschaften erscheinen bald links, bald rechts, bald auf steiler Höhe, bald am Thalabhang, nie aber im Grunde gelegen; denn der Fluß ist, das sieht man auf den ersten Blick, trotz seiner augenblicklichen Kleinheit, ein sehr gefährlicher Nachbar, der bei jedem Gewitterregen auf seinem langen, vielgewundenen Weg aus dem Apennin heraus gewiß rasend rasch aufschwillt und das Thal durchwüthet. Das beweisen schon verschiedene Brücken, namentlich einige alte, deren mächtige, fast plumpe Bogen hoch über den Bach sich hinwölben. Manchmal ist der Mittelbogen des starken, aus ganz schmalen Backsteinen aufgebauten Viaductes, der damit wohl seinen altrömischen Ursprung zeigt, eingestürzt; und da hat denn die Genügsamkeit unserer Zeit einen höchst dürftigen Zwischenbau von Holz hineingepfuschert, der den Eintagsfliegen einer kümmerlichen Gegenwart genügt, so lange er nicht unter ihnen zusammenbricht.

Aber wie sollte ich nicht vor Allem des Anblickes von Benevento gedenken, dort drüben halb hoch gelegen und noch höher sich hinausstreckend an das Gebirge, das alte Beneventum der Römer, nachdem es vorher

Maleventum geheißen hatte, denn es war schwer hinein zu kommen, — schon vor 13 Jahrhunderten ein Herzogthum, welches ans Meer gehend Salerno und Capua mit beherrschte, — dann vielfach von Kirchenversammlungen eingenommen und von Kirchenfehden heimgesucht! Seine einstige Größe verkündet es noch heute herab von seiner hohen Warte. Trajans Triumphbogen ist sein Stadthor, ein Schloß und neunzehn Klöster sein Ruhm, ein echtes Fulda oder Bamberg des Südens, wenn sich dieser Süden mit irgend etwas vergleichen ließe.

Immer weiter, immer großartiger wird die Welt. Einmal thut man einen Blick in endlose Weite, aus deren dampfenden Gewölk der Vesuv herausragt, — einen Augenblick nur, und wieder schließt sich das Thal. Weiter unten ist es von einem Meisterwerk der Baukunst überbrückt, dem Aquäduct von Maddalone welcher in drei Etagen übereinander die Höhe von 180 Fuß erreicht, und das nahe Caserta mit Wasser versorgt, gewiß einer der großartigsten Bauten des vorigen Jahrhunderts.

Die Wasserleitung von Caserta in Maddalone! Maddalone und Caserta! — Diese wonnige Pracht muß man sehen, um sie ahnden, auffassen und begreifen zu können! Um die Pracht förmlich neckisch werden zu lassen, macht die Eisenbahn hier einen Schneckengang von Langsamkeit, von Biegung, von

Tunnel, — man weiß wirklich gar nicht was man sieht, wohin man sehen soll, — genug, daß man die beiden Städte im seltsamsten Wechsel übersieht am Ausgange des Thales, und daß in der Ferne der Besuch den poetischen Hintergrund bildet.

Maddalone und Caserta! Beide zusammengenommen ein Paradies, — jedes einzelne für sich ein Paradies, — Maddalone am Gebirge liegend, ein buntes Chaos von Stadthäusern und Landhäusern, Kirchen, Gärten und weithin sich dehnender Landschaft, — Caserta mit seinem ungeheuren Schloß, welches in seiner Hauptfront 240 Fenster, und in seinen Seitenflügeln 200 Fenster zählt, ein ganzes Kastell, eine Art von Stadt ist es, so prachtvoll gelegen zwischen seinen endlosen Alleen in Mitten seines Parkes, daß man unwillkürlich an Versailles erinnert wird. In diesem Palast, wenn das ungeheure, in seiner etwas fahlen Einheitslichkeit vielleicht kalt erscheinende Gebäude (eine Art Masra oder Eskurial) sich mit dem Namen befriedigt, ist das bekannte Theater mit fünf Rängen, dessen Hintergrund sich öffnet, und den vollen Blick in die Landschaft hinaus gewährt.

Verläßt man mit diesen herrlichen Abschiedspunkten den Apennin, das Thal des Volturnus oder seiner Zuströmung, welches Thal bis über Benevento hinauf wirklich zu dem Entzückendsten gehört, was man nur schauen kann auf Erden, so rollt man lang-



jam, sehr langsam, zum Verrücktwerden langsam durch das „Ackerland“ auf Neapel los, — wir haben zu den vier Meilen ungefähr drei Stunden gebraucht, doch mag die sorgfältige Bodenkultur, der ewige hochrankende Weinbau, die dunklen jungen Pinien, Orangengärten und Vorbeerbosquets den Unmuth etwas mildern, daß man so spät ankommt in Neapel, d. h. gegen Sonnenuntergang, während wir spätestens um Mittag hätten dort sein müssen.

Doch man ist in Neapel, findet im Albergo di Roma ein angenehmes Zimmer; das Meer rauscht; offen liegt die Bucht da; drüben lacht die Stadt Sorrent, la souriante, und man ist glücklich in dem Gedanken, einige Tage hier am Wasser mit den Lazzaroni umher faullenzen zu dürfen, bevor man an die Arbeit und den Winter des Nordens zurückkehrt.

Riesce impossibile all' immaginazione de figurarsi quanto sia bella Napoli da qualunque parte la si esami. Essa ad una felicità di situazione unisce una dolcezza di clima, una fertilità straordinaria ed una bellezza tale, che il motto antico „Vedi Napoli e poi mori“ non lo si trova si tanto esagerato.

So beginnt in einer kleinen Beschreibung di Napoli von P. E. Sacchi auf Seite 32 die Beschreibung della città, und ihr aspetto e topografia. Und wirklich Neapel, diese Stadt des Gefindels, der Kanaille läßt

an Anmuth, Majestät und Naturpracht Alles hinter sich, was man an großen Städten, — und Neapel hat ungefähr eine halbe Million Einwohner — nur auf dem Erdenrund finden mag. Und ich möchte jedem Menschen wünschen, nur einmal Neapel sehen zu können, selbst wenn er dasselbe erlebt, was ich in den ersten Stunden meines Aufenthaltes daselbst erlebte, und nie wieder vergessen werde.

Ganz Neapel schwamm in Jubel und Entzücken am Tage meiner Ankunft, am 30. November. Dem König Victor Emanuel war ein Enkel, der präsumtive Kronprinz, geboren, und zwar in Neapel selbst geboren, und dieses Geburtsfest sollte nun ganz besonders begangen werden. Was seit dem Morgen schon Alles an Festlichkeiten begangen worden war, kann ich nicht sagen, aber auf der Toledostraße sollte am Abend eine Monstre-Illumination sein, zu welcher ich mir das Terrain vorher einmal ansehen wollte.

Bekanntlich steigt Neapel amphitheatralisch von seinem schönen Golf empor an einem Höhenzug. Die Hauptstraße, die vom Ufer, oder zunächst vom Palastplatz, Largo del Plebiscito nach oben emporsteigt und endlich den höchsten Punkt Capodimonte erreicht (nachdem sie vorher den Namen gewechselt hat) ist die Toledostraße. Sie ist unbedingt die Hauptstraße zwischen der oberen und unteren Stadt. Vor allen Dingen muß man aber nicht an die Hauptstraße irgend

einer andern großen Stadt denken. Die Toledostraße ist schmal, unschön, unerquicklich, nirgends auch nur im geringsten großartig. Indes ist sie nun einmal die Hauptstraße, und als solche mußte sie am 30. November figuriren und dem Volksfest Raum geben.

Allerdings waren die Zurüstungen dazu wunderhübsch. Fahnendrapirungen und alle nur erdenklichen Illuminationsapparate an den Seiten, über den Köpfen der Menge Lampen in bunten Farben, manchmal in unbegreiflicher Weise in der Luft schwebend, versprachen einen feenhaft reizenden Abend. Auf den Balkons und an den offenen Fenstern saßen und standen die neapolitanischen Damen, von denen eigentlich keine eine schöne Erscheinung war, wenn auch alle in Kleidung und Haltung den besten Willen zeigten, recht schön zu sein, und einen wohlthuenden Eindruck auf die Vorübergehenden zu machen.

Aber diese Vorübergehenden bemühten sich nicht, diesen wohlthuenden Eindruck zu erwidern. Zwar war das Publikum, das sich auf den Trottoirs bewegte, gemessen und leidlich anständig. Dagegen war die schmale Fahrbahn der Mitte von einer Horde, einer Bande invaded, für die ich keinen Ausdruck, keine Worte finde. In Trupps von 20, 40, 60 Köpfen zogen blasse, schmutzige Burschen schreiend und drängend auf und ab. Oft hatten sie sich Arm in Arm untergefaßt, und marschirten heulend gegen die Menschheit an,



die ihnen auch scheu und höflich auswich. Was aber nicht auswich, wurde über die Seite gedrängt oder zur Umkehr gezwungen. Noch viel toller und infamer trieben sie den Unfug, als es leicht an zu tröpfeln fing. Sowie ein anständiger Mensch seinen Regenschirm öffnete, umheulten sie ihn mit ihrem heiseren Geschrei: Umbrella, umbrella! und der Arme mußte nur Gott danken, wenn er ohne Mißhandlung schnell seinen Regenschirm verbergen und sich selbst in eine Nebengasse hinein verziehen durfte. Der Skandal ward gegen die Dämmerung so arg, daß ich jeden Augenblick fürchtete, es möchte Mord und Todtschlag von diesem Gesindel ausgeübt werden, dessen Physionomie man wirklich Alles zutrauen konnte. Prächtig costümirte Gensdarmen standen zwar überall umher, überragt von ungeheuren Hüten. Aber kein Mensch kümmerte sich um Ordnung oder Unordnung, so lange kein Messerstich vorfiel. Alle Gemeinheit, alles Heulen schien diesem Lumpenpack erlaubt zu sein; es war eben das souveräne Volk, das Volk des Plebisjats, das Volk, das so einstimmig: Italia una gequäckt hatte, und dessen Ovationen mit Garibaldi und den Rothhemden Idolatrie getrieben hatten.

Ich hatte wirklich nicht an solche Art des Lazzaronismus gedacht, als ich poetisch angehaucht vom Anblick des Vesuvus, von Ischia und Capri, von der ganzen Neapelsituation, von dem Hotel Roma

nach der Toledostraße gegangen war, — hatte auch noch nicht den Muth aufgegeben beim Hinaufwandern der Straße, die mich, weil sie oben einsamer wurde, bis nach Capodimonte hinaufführte. Aber beim Rückweg hatte sich die Springsluth dieses stinkenden Schlammvulkans hoch aufgestaut in der Straße, und ich, oben angekommen, wußte keinen anderen Weg zurück. So mußte ich denn, langsam und hart an der Häuserreihe mich hinbewegend, den ganzen Patrioten-schwarm an mir vorbei heulen lassen, dankte Gott, daß ich endlich wieder auf den Plebiszitplatz ankam und das Ufer der heiligen Lucia erreichte, wo mein Hotel lag, und versöhnte mich, wenn auch nur langsam, an der wohl besetzten Table d'hote wieder mit Neapel. Man tröstete mich damit, daß ich Neapel gerade im unglücklichsten Moment, am Nachmittage eines Volksfestes, kennen gelernt hätte, denn das Volk wäre nun einmal neapolitanisches Volk, und würde immer so bleiben.

Meinetwegen! Aber nach solchem Kennenlernen eines Volkes kann ich doch nur sagen, daß ich in der alten und in der neuen Welt nichts auch nur annäherungsweise von so gemeinem Gefindel getroffen habe, wie in Neapel.

Wie aber könnte ich genug reden und sagen von dem folgenden Tage! — Am Morgen früh schon traf ich mit dem trefflichen Franzius zusammen, der sich

im Hotel de Russie einlogirt hatte, und nun eben auf dem Quai der heiligen Lucia saß und zeichnete. Man braucht nur aus der Thür zu treten in Neapel, um von dieser herrlichen Welt, von Land und Meer entzückt zu werden. — Doch das Entzücken kann man in jedem Handbuch, in jedem Skizzenbuch lesen. Den wunderbaren Golf von Neapel kennt ja jedes Schulkind auswendig; und kaum möchte man in einer cultivirten Stadt noch einen Menschen finden, der nicht ein Bild vom Vesuv angesehen und lebhaftes Interesse dafür gefühlt hätte, von der „Stummen von Portici“ gar nicht zu reden und der berühmten Barcarole: „Ihr Freunde, seht es strahlt der Morgen!“ — Drum lassen wir all diese herrliche Scenerie für den Augenblick stehen und liegen, und betreten ein Heiligthum, von dem man gar nicht genug reden kann, und wirklich lange nicht genug geredet hat, so daß es mich, wie kaum etwas auf meiner ganzen Reise, überraschte, fesselte und mir fortan unvergeßlich bleibt.

Und dieses Heiligthum ist das Musee-Nazionale oder Palazzo degli Studi, in seiner jetzigen Form recht eigentlich das Product der Italia una, zwar schon früher existirend, aber seit 1860 ganz neu umgestaltet und täglich sich neu gestaltend und anwachsend ins Wunderbare durch die wirklich providentiell erscheinenden Fundgruben Pompeji und Herfulanum aus denen Alles, was zu Tage gefördert wird, in



diesen Kunsttempel hineinwandert, und dort aufgestellt wird.

Wenn man die lange Toledostraße ganz hinaufsteigt und noch längs der hochliegenden Piazza del Mercatello weiter geht, so findet man dort als eine vorspringende Ecke den Museumspalast liegen, und in demselben die herrlichsten Produkte der alten Kunst, von denen ich nur einige kaum nennen darf in Mitten ihrer unzähligen Begleiter.

Da finden wir zuerst Wandgemälde und Mosaikarbeiten aus Pompeji und Herkulanum, im ganzen über 1600 Nummern, die größtentheils früher im königlichen Palast von Portici waren. — Die Sculpturen füllen an 12 Hallen und Räume. Ein anderer Saal enthält unschätzbare Broncesachen. Von antiken Glasachen finden sich aus Pompeji, Herkulanum und Stabiä 4000 Stücke, von Terracotta in den mannigfaltigsten Benutzungen über 6000, unter denen sich allein an italienisch-griechischen Vasen 1400 befinden. An Gold- und Silberantiken sind über 2000 in der Sammlung, die Münzsammlung geht in das Unermeßliche. Dagegen besitzt die Bildergalerie nur 900 Gemälde, aber 18000 Kupferstiche, und ein egyptisches Museum. Wirklich, hier ist vom Sammelsinn, von fürstlicher Munificenz, und ganz besonders durch die ernste Fügung der Providenz aus den eben genannten untergegangenen Städten so viel Kunst, so ungeheuer

viel Kunst zusammengebracht worden, daß man sich in der Menge gar nicht zurecht finden, vor dem Ueberfluß kaum zum Genuß kommen kann.

Reizend sind, um aus den angeführten Sammlungen Einiges zu nennen, natürlich vor Allem die berühmten dreizehn „Tänzerinnen“ aus Pompeji und die *venditrice di amori* aus Herkulanum, — und besonders das wunderbar schöne und ganz merkwürdig erhaltene Mosaikbild der Schlacht zwischen den Griechen und Persern (Alexanderschlacht) aus dem sogenannten Hause des Fauns, (Pompeji Nr. 105) und als Prachtmosaikstück ebenfalls die sich beißenden Hähne.

Aber nun die Statuen! Diese Fülle, diese ewige Schönheit, dieser Marmoradel! Was soll ich da zuerst nennen, was am meisten hervorheben, was als das Schönste preisen? Götter und Menschen ringen um den Preis, römische Imperatoren und Männer der einfachsten Bürgertugenden, Venusstatuen und edle Matronen, Musenbildsäulen und Amor mit Bacchus!

Noch heute, wo die edelsten Formen jenes Museums in großen, außerordentlich schönen Photographien vor mir liegen, treten sie alle wieder vor meine Augen, diese imposanten Kunstreihen, diese reichen Gruppen, diese dicht gedrängten Ketten des Marmoredelgesteins, so dicht gedrängt, daß es bei der photographischen Aufnahme nicht einmal gelang, einen Gegenstand

allein in das Bild zu bringen; man mußte auch links und rechts davon etwas mitnehmen, eine Büste, eine Gewandfalte des Nachbarn. Und wenn man nun gar auf ein größeres Bild sieht, welches einen Längseinsblick in eine Halle gewährt, so staunt man tief auf über die Fülle und Pracht, die man, — ich schäme mich dieses Bekenntnisses nicht — gar nicht vorher wußte, gar nicht kannte in dieser wunderbaren Zusammenstellung und Fülle.

Wahrhaft mächtig sind die Statuen römischer Imperatoren aufgefaßt, so besonders eine sitzende Kolossalstatue des Kaisers Claudius (Augustus?), der Körper fast ganz nackt, nur hier und da leicht mit der Toga überworfen, im Haar ein Lorbeerkranz, die Linke erhoben, — das ganze männliche kraftvolle Bild ein ächter Jupiter tonans; es stammt aus Herkulanum. — Als ein wuchtiger Krieger steht Julius Cäsar da im reich verzierten Waffenrock, die Toga lose hinten hinunterhängend; der kleine Kopf auf dem breiten Thorax giebt ihm ein kolossales Ansehen. — Noch reicher gewappnet ist Lucius Verus, der Panzer mit schön gewölbter Arbeit besetzt und unten in fein ausgearbeiteten Schuppen 'auslaufend; doch verräth der sauber frisirte Kopf und Bart und die ganz niedrige Stirn nebst einem gemachten Majestätsausdruck in Miene und Haltung den mittelmäßigen Stutzer. — Außerordentlich ähnlich mit diesem ist das



Standbild eines Marcus Olconius, in Pompeji gefunden, ganz derselbe Panzerschmuck, ganz dieselbe Haltung, ganz dieselbe Behandlung der wegfallenden Toga; aber der Kopf des Olconius ist ein tüchtiger Characterkopf voll von Ruhe, Ernst und Willenskraft und somit gewiß ein höchst gelungenes Portrait.

Unter den äußerst zahlreichen Büsten von berühmten Männern hebe ich besonders das edle Haupt des Antonius Pius hervor, eine ausgezeichnete Arbeit voll von Kraft und Sicherheit. So ist auch eine Brutusbüste voll von Energie aber auch voll von tiefem Ernst, welcher sich in der behelmten Büste eines Hannibal zu einem wehmüthigen Schmerz steigert. Die häßlichste Liebenswürdigkeit aber liegt in einer Sokratesbüste, oder Sokratesherme, mit griechischer Inschrift, offenbar dem Beginn der Apologie des Sokrates, welche Büste von der lebendigsten Wahrheit ist.

Dieser ehrlichste aller Philosophen führt mich zu einer Statue, die den ehrlichsten aller Menschen, und was noch mehr sagen will, die den ehrlichsten aller Staatsmänner darstellt, zu der Statue des Aristides. Eine so edle Ehrlichkeit, so bescheidene Ruhe, so nachsichtige und vergebende Freundlichkeit ist wohl nie in Marmor ausgedrückt worden wie hier, wie in diesem togaumhüllten Athener. Mich zog das edle Standbild wegen seiner offenen Wahrheit ganz wunderbar

an. Und zu meiner Freude erfuhr ich später, daß Canova diese Statue ganz besonders hoch schätzte, und sogar drei Punkte auf dem Fußboden des Standortes angemerkt haben soll, von wo aus gesehen sie ihren hohen Werth ganz besonders hervortreten ließe. Es war mir das wieder einmal ein Beweis, wie das Edle, das den Meister entzückt, auch den unkundigsten Laien fesselt und zur Bewunderung hinreißt.

Fast möchte ich auch von einem weiblichen Aristides im Neapelmuseum reden. Es findet sich nämlich aus Herkulanum stammend eine ganze Familie in vier vollendeten Standbildern im palazzo degli Studi vor, Balbus Vater und Sohn in zwei trefflichen Reiterstatuen, eine Tochter und die alte Mutter Viciria. Alle vier verrathen ein gewisses reiches Ansehen, und so mag Balbus wirklich der reiche Consul aus Gades sein, der erste Ausländer, der je in Rom Consul geworden ist. -- Die Viciria ist eine herrliche kräftige Gewandstatue in einfacher grader Stellung. Ein langes Untergewand hüllt von oben bis unten den Körper ein ohne den Ausdruck von Gesundheit und fast Derbheit zu verstecken. Ueber dem Kopf ist ein langer Marmorschleier fast madonnenartig geschlagen und von den Armen um Schultern und Oberkörper gewickelt und dann noch bis unter das Knie herabhängend. Nur die Fußzehen, die herabhängende linke Hand und die das Gewand auf der Brust zu-

sammenfassende Rechte nebst dem Antlitz sind unbedeckt. Das Antlitz blickt mit einem entschieden frommen Dankesausdruck nach oben zu den Göttern, von denen die alte Dame, deren sauber geordnetes Haar selbst im Marmor silbergrau zu sein scheint, so unendlich viel Gutes empfangen hat. Man könnte die edle Statue als eine S. Anna auf jeden christlichen Altar stellen.

Das Letztere kann man aber von einer Fülle von Veneres Cupidinesque im Museum nicht sagen; doch sind auch unter diesen „Heidenbeeßern“, wie ein alter Kommentator des Kornelius Nepos den Congreß der Olympier bezeichnet, herrliche Statuen und Büsten. — Ein unübertrefflich schönes, stolzes Mädchen ist die farnejsche Juno, ein reizend schmollender Hochmuth zuckt um die leicht sich wölbenden Lippen. Ein Aeskulap ist fast wie der ruhende Herkules nach seinem Kampf mit dem nemäischen Löwen behandelt. Zwei lichtstrahlende Gestalten, der Jüngling Bacchus und der Knabe Amor, zu einer herrlichen Gruppe zusammen geschoben, können in jugendlicher Anmuth dem Apollo von Belvedere den Rang ablaufen, es sind wirklich zwei verklärte Menschenkörper. Ich kann eine andere Bacchusstatue, die wohl als farnejscher Bacchus bezeichnet wird, nicht schöner finden, wenn sie auch mehr männlichen Jünglingsausdruck an sich trägt. — Am meisten erinnerte mich Canovas Perseus im Vatikan



an die schöne Bacchus-Amorgruppe in Neapel, ja man möchte sie von Canova selbst gemeißelt glauben.

Von dem „farnesischen Stier“ brauche ich nur den Namen zu nennen, um eine der berühmten Marmorarbeiten Neapels bezeichnet zu haben. Ein großartiges Kunstwerk ist es gewiß, aber auch ein großartiges Kunststück, in dem mir bei aller Bewegung in der Gruppe doch auch in einzelnen Motiven derselben eine gewisse Steifheit unverkennbar erscheint. Freilich aber sind, wo so viel geboten wird wie in dieser bis ins Unbegreifliche zusammengesetzten Gruppe, auch wundervolle Schönheiten im Uebermaaß vorhanden, und fast wäre man es der Kunst schuldig, eine so gewaltige Arbeit, — die höchste Wuth eines Thieres, die straffste, männliche Kraft von jugendlichen Athleten, die zusammenbrechende weibliche Anmuth und eine gewisse schadenfrohe Grazie der zuschauenden Göttin, — ganz allein in einem Kunsttempel betrachten und studiren zu lassen, denn recht eigentlich eine Studie ist die Gruppe, — oder, wenn man das Heterogenste mit einander vergleichen kann, wenn man Marmor und Musik in einem Athem aussprechen darf, ein marmornes Melodrama, eine versteinerte Symphonie, deren Viertelheiligkeit ich eben angedeutet habe.

Fast eben so berühmt ist die „farnesische Flora“, eine Statue, 12 Fuß hoch, mit wundervoller Gewan-

dung, wie denn überhaupt das Kapitel: Frauenge-  
 wandung in antiker Form in Neapel studirt werden  
 kann. Die große Euterpe des Museums ist ja etwas  
 Wunderbares von Faltenwurf, so daß man kaum nach  
 dem so edeln Mädchenkopf schaut. Und ist die Thalia  
 aus Herkulanum etwa weniger prächtig gewandet, wenn  
 auch ein ganz anderer Faltenwurf die hoch aristokra-  
 tische Gestalt einhüllt und vom Knöchel bis zum Hals  
 birgt? Unendlich lieblich ist hier noch der Gegen-  
 satz zwischen der Larve in der Hand des Mädchens  
 und dem schönen griechischen Kopf, der so genial  
 auf dem Halse sitzt. — Ich möchte unsere Frauen-  
 welt einmal herausfordern, sich so schön zu drapiren  
 wie diese beiden Musen, — freilich würden unsere  
 Mädchengestalten sich etwas heftig ausnehmen in  
 solchen Imperatorengewandungen der Schönheit.

Eine kleine reizende Isis dürfen wir auch noch  
 schnell ansehen mit Krug und Sistrum in den Händen.  
 Sie soll in einer der beiden Nischen des Isis-tempels  
 von Pompeji gefunden sein, sieht aber so modern aus,  
 daß sie entweder ungemein geschützt gestanden hat,  
 oder überarbeitet worden ist nach ihrer Auferstehung.  
 Eine gedrungene Diana in ihrer Nähe mit subdia-  
 phanem Gewande macht einen eigenthümlichen Eindruck  
 worüber die Gute selbst etwas zu lächeln scheint. Doch  
 ist sie eine herrliche Gewandstatue für einen warmen  
 Sommertag.

Nun betreten wir den Saal der berühmten Venus Callipygos. Die Göttin, wenn solche Auffassung noch irgend einen Anflug von Göttlichkeit hat, gehört gar nicht in das Gebiet der Kunst hinein, und man sollte sie fortnehmen, denn sie ist durch und durch frivol. Schön dagegen ist wirklich die etwas üppige Anadyomene von Pozzuoli, sowie eine Venus, welche nach Art der mediceischen Venus gearbeitet ist.

An der einen Seite desselben Saales hocken zwei Venusstatuen fast in ganz gleicher Stellung, die eine von einem etwas täppischen Knaben, Eros vielleicht verfolgt. Diese letzteren besonders, leider aus einem etwas grauen Marmor gehauen, ist ein ungemein gesuchtes Kunstproblem. Die ganz gewandlose Venus hat in ihrem Niederhocken eine so gänzliche Isolation der, wenn auch fast in einander geschlungenen Extremitäten, eine so lose Biegung des Oberkörpers und des nach dem kleinen sie eben ergreifenden Verfolger sich umschauenden Hauptes, daß man wirklich erstaunen muß über die so glückliche Ueberwindung der gesuchtesten Schwierigkeiten.

Mit Uebergang des allbekannten Farnesischen Herkules und seines Gegenstückes des mädchenhaften Träumers Antinous will ich mit der edelsten Gruppe schließen, die ich im Museum fand, mit der Venus von Capua, die dem kleinen Amor eine Vorlesung hält.



Nichts Edleres als dieser wunderbar schöne Frauenkörper mit dem sinnigen Haupte und dem ermah- nenden Ernst im feinen Antlitz! Bis zu den Hüften und fast bis unter dieselben hinab ist die Venus un- bekleidet. Die Arme sind ergänzt, der linke ist em- porgehoben, der rechte gegen den Knaben hinabgestreckt, der lauschend auf die Ermahnung der Mutter das lockige Haupt etwas hinten übersenkt, und den Daumen der rechten Hand der Mutter zeigt, weil ihn eine Biene gestochen hat; denn so in dieser Zusammen- stellung, in dieser Ergänzung finde ich in der Gruppe von Venus und Amor Anakreons: 'Ἐγὼς ποτ' ἐν ποδοῖσι auf das Anmuthigste in Marmor übersetzt. Unmöglich kann Jemand, der die holde Sculpturpara- phrase aus dem Anakreon genau untersucht, denselben Gedanken von sich abweisen. —

Von den Hüften nach unten ist die Statue, die den linken Fuß kaum bemerkbar auf einen Helm ge- setzt hat als Anspielung auf den Mars und das welt- besiegende Element der Frauenschönheit, wundervoll drapirt, so daß wir in der Venus von Capua ein vollendetes Meisterstück sowohl in der Dar- stellung der Körperform als auch in der Heraus- bildung des Faltenwurfes besitzen. Dazu ist der Adel des Gesichtes so ganz besonders herrlich, und die Ermahnung, der Sohn möge nicht mit dem Edel- sten, was es giebt, mit der Frauenliebe kindisches Spiel

treiben, scheint eben bittend und leicht zürnend von den schönen Lippen geflossen zu sein.

Unter den Broncestatuen hat sich der betrunkene Faun, oder vielmehr der tanzende Faun aus Pompeji und aus demselben Hause, in welchem die prachtvolle Alexanderschlacht in Mosaik sich fand, den größten Namen erworben. Und doch sind in dem Broncesaal zwei nach meiner Ansicht unendlich größere Meisterwerke. Das eine ist der „ruhende Merkur“ der leicht und lose auf einer Felsenspitze sitzt, und sinnend hinausschaut mit seinem Schelmengesicht, etwa als ob er nach dem Argus lauschte und seinem Entschlummern, um ihm den Kopf abzuschlagen, oder als ob er nachsänne über einen delicatesen Auftrag, den Jupiter ihm gegeben. — Das Andre ist der „Giocatore del disco“, ein schlanker Knabe, der eben seinen Discus geworfen hat, und vorübergebeugt und mit haschender Hand nachschaut, wohin sein Spielzeug gefallen ist. Schlankheit der Formen, natürliche Stellung des Körpers, die eben in Vorwärtsschreiten übergehen soll, und reizende Unbefangenheit des Gesichtes mit dem leicht gewellten Haar auf dem Haupt machen diesen Discuswerfer zu einem vollendeten Meisterwerk. Der kleine Mann ist so aus dem Leben gegriffen, daß man über ihn lachen muß, und ihn gar nicht genug anschauen kann.

Aber genug von diesem Museum und seinen

Schätzen! Wir müssen nun auch einmal einen Ueberblick von Neapel selbst gewinnen.

Wo das herrliche Neapel sich nach Südwesten längs seiner Bucht hinzieht und eben unter der dichter gegen das Meer sich hindrängenden Höhe verschwinden will, streckt sich das eigentliche westend der Stadt hin, die sogenannte Chiaja, der Quai, der Rajen, eine breite Esplanade, die einerseits von palastartigen Häusern eingefasst ist, andererseits von einem prachtvollen langen, wenn auch nur schmalen Garten, dem öffentlichen Spaziergang, flankirt wird, villa Reale genannt, gegen dessen Außenseite dann die See anbrandet. Das Ganze bildet einen Corso zum Spazierenfahren, eine Promenade zum Lustwandeln, wie sie in der Welt keine zweite Residenz zu bieten hat, wobei noch das Eigenthümliche zu bemerken ist, daß die weiter fortlaufende Straße ihren Weg durch den Pausilippo hindurchnimmt.

Ehe diese Chiaja in die berühmte Pausilippogrotte einmündet, zweigt sich eine langsam aufsteigende und sich längs der Höhe unter dem weltbekannten Fort Sanct Elmo hindurchziehende Straße, der Corso Vittorio Emanuele nach Nordosten ab, von welcher abwärts blickend, — denn sie hat nur einzeln stehende Häusergruppen, und bietet überall die freisten Ausichten und Durchblicke — man Neapel recht eigentlich unter sich entstehen und anwachsen sieht. Bei jeder



Ecke, auf jeder Windung dieses Corso gestaltet sich die Stadt unten schöner und schöner, bis man zuletzt die hoch gegen Capodimonte anschwellende Häuserfluth und das Meer und den Himmel vollständig mit dem Auge durchschweifen kann. So gelangt man allmählig auf die Höhe, und zwischen wunderbar schönen Villen und Gärten hindurch zuletzt nach dem alten massigen Fort von Sanct Elmo selbst, welches wir in seinem soldatischen Theil unberührt lassen. Dagegen treten wir in das Kloster Sanct Martino ein und durchwandern seine stillen Korridore, namentlich den Gang um seinen Mittelhof, einen ächten Klosterkirchhof, wo friedlicher Todeschlummer mit prunkendem Marmor feltjam abwechselt. Ganz am Ende öffnet der Führer eine Thür, und man steht auf einem Balkon einige hundert Fuß fast lothrecht über der Stadt, dem hervorspringendsten Punkte von ganz Neapel.

Nein, es ist wahr! Il motto antico „Vedi Napoli e pai mori“ non lo si trova si tanto esagerato! Dieses: Siehe Neapel und dann stirb! hat nichts Uebertriebenes in sich, selbst nicht einmal, wenn man im Anfang des December Neapel sieht.

Da liegt tief unter uns Neapel, die in ihren Schönheitslinien unergründliche, unererschöpfliche Parthenope, die Stadt, von der die Einbildungskraft so gern träumt, und die doch in ihrer Wirklichkeit jegliches Fantasiegebilde hinter sich läßt! Da steigt das Häuser-

chaos mit seinem bis hier herauf noch hörbaren Menschengetümmel unmittelbar zum Meer nieder; da drängt sich das Meer so schönbusig gegen das Gestade heran; da hebt sich der Vesuv so herrlich jen Himmel; da senkt sich der Himmel so segentriefend hernieder zur Erde, auf welcher, wie weit auch Belaubung mangeln mochte, dennoch all die Pinien, die Myrthen, die Lorbeerern, die Orangen grüntem, dunkelgrün wucherten, und im dichten Laube der letzteren die Goldäpfel überall erglänzten. — Sogar Schmetterlinge umflatterten uns auf der Höhe. — Und wo die reizend ansteigende Uferbildung sich zwischen dem Vulkan und dem Meer durchzieht nach Südost, nach Süd und nach Südwest, da hebt sich höher und höher der Boden; über den lieblichsten Städten ragt die blaue Masse der Landzunge hervor, auf deren Nordwestrand Castellamare und Sorrent liegen, bis denn endlich das steile Capri nur wenig getrennt vom Festlande, die herrliche Scenerie nach Süden abschließt. Nach dem Nordwestrand der Bucht werden wir gleich nachher einen Blick thun können.

Was der mächtigen Scenerie ihren Hauptreiz verleiht, ist der wundervolle Gegensatz zwischen Leben und Tod, zwischen Aufbau und Vernichtung. Gerade nach der Richtung, in welcher Herculanium, Pompeji und Stabiä liegen, die vom Ausbruch des Vesuvs so gräulich vernichteten Städte, gerade da, wo der gegen

den Vulkan sanft anschwellende Boden fortwährend in Gefahr zu sein scheint, noch einmal überschüttet zu werden, grade da hat sich ein Kulturteppich, eine Lebensfülle, ein ganzes Meer von Anmuth verbreitet, wie man es nirgends wieder findet. Da Portici mit Resina vor dem vernichteten Herculanium! — Da das immer bedrohte Torre del Greco! Da Torre dell'Annunziata mit dem untergegangenen Pompeji! Da die reizende Guirlande von Castellamare bis Sorrent! Und das sind keine Dörfer, das ist keine armelige Romantik von Fischerhütten und Bauerhäuschen! Portici, eine gute Meile von Neapel hat 11,000 Einwohner, Resina 12,000; Torre del Greco, eine gute Viertelmeile weiter, hat deren über 9000. Dann kommt  $\frac{5}{4}$  Meilen weiter Torre dell'Annunziata mit 16,000 Bewohnern und Castellamare, auf den Trümmern von Stabiä, mit 20,000 Köpfen. Auf geradem Wasserwege mag es bis nach Sorrent 4 Meilen sein. — So wohnen denn an diesem Theil der Bucht allein in den Städten 75,000 Menschen, von welchen Städten nur Sorrent aus dem Eruptionsbereich des Vesuvs herausliegt, in welchem 79 Jahre v. Chr. die drei Städte untergingen.

Doch das genirt die leichtsinnigen Fliegen von Neapel nicht. Rundherum um den Vesuv ist die ganze gelind ansteigende Gegend durch Willen und Bienen zu einem Paradies umgeschaffen. Und von



einer Höhe gesehen, wie vom Kloster San Martino sieht das Land aus wie ein schwellender bunt durchwirkter persischer Teppich. Zwischen Meerestoben und Vulkanseruptionen, zwischen Lavablöcken und Weingärten, neben dem Schutt untergegangener Städte und auf den Feldern über diesen Städten, und selbst noch im gelinden Hagel von Asche und Bimstein jubelt und jauchzt das Leben von Menschen und Thieren überall hin, gedeiht selbst noch am Abhang des Vesuvs die edelste Rebe Neapels!

Fährt man dann jenseits des Forts von S. Elmo hinab zur Ebene und zu dem Golf von Bajä, wo Pozzuoli liegt, so hat man auch auf dieser Seite eine herrliche Landschaft, über welcher sich vor allem das Kloster von Camaldoli auf kühner Höhe erhebt und einen schönen Anblick gewährt.

Bevor man hier den Meeresstrand erreicht, kommt man an einen Tunnel im Berggrücken, dessen bedeutende Länge man mit einem Führer und mit Lichtern durchwandelt. Er mündet hoch über einer ganz einsamen von schroffen Wänden eingefassten Bucht, an welcher ein Vorsprung die Klippe Virgils heißt. Hier lag einst eine römische Villa, ich glaube vom Sejan. — Die Stelle athmet eine wilde, furchtbar einsame Romantik, und ist doch wunderbar schön. Kehrt man von dort zurück, so blickt man nieder auf die ganz

kleine Insel Nisida, die mit stattlichen Bauten, unter diesen auch ein Quarantainelazareth, ganz bedeckt ist. Wunderbar diaphan erscheint von oben gesehen das Meer, wie denn hier von jeher berühmte Badeplätze waren. Prächtig wird dieser Golf von Bajä im Westen vom Kap Misenum eingefasst. Hinter diesem erhebt sich das vom Meer umfluthete Procida, und endlich die herrliche Insel Ischia, in ihrem Monte Epomeo 2500 Fuß hoch anschwellend, einem ruhenden Vulkan, wie denn auch dieser Theil der Neapelbucht, Bajä und die Gegend von Pozzuoli, durchaus vulkanisch ist. — Am Außenstrand aber, wo das Meer donnernd Brandung über Brandung an die Küste hinauf schleudert, lag das alte Cumä, wo Aeneas, nachdem ihm sein Palinurus vom Deck gespült war, mit Thränen in den Augen landete. Wer gedenkt nicht der lebhaftesten Worte des Virgil:

„Nudus et in sicca, Palinure, jacebis arena!“

Sic fatur laerymans, classique immittit habenas,

Et tandem Euboicis Cumarum adlabitur oris!“

wenn er so von der Höhe herab auf die Gegend schaut, wohin der pius Aeneas fato profugus gelangte und der Stammvater eines Heldenvolkes ward.

Leider konnten wir Pozzuoli selbst nicht besuchen. Der Weg wendet plötzlich ab vom Meer und geht durch eine fruchtbare Ebene grade gegen den Fuß des Höhenzuges des Pausilippo. Ehe man sich darauf

gefaßt macht, fährt man in die schmale, lange Tunnelstraße ein, die fortwährend beleuchtet werden muß. Diese Fahrstraße ist etwa 20 Fuß breit und gegen 50 Fuß hoch; die Länge mag 2—3000 Fuß betragen. Die Richtung ist schnurgerade, so daß im Februar und Oktober die sinkende Sonne gerade hindurch scheint. Die Straße ist eine sehr lebhafteste Verkehrsstraße, da sie, wie schon angedeutet, die halbe Million Menschen von Neapel mit Pozzuoli (10,000 E.) in Verbindung bringt!

Hat man sie zurückgelegt, so trifft man noch an der Wand die Grabstätte Virgils und befindet sich plötzlich wieder in Neapel, am Ende der Chiaja, wo der Corso Vittorio Emanuele unter dem Fort von S. Elmo sich emporwindet. — Wir hatten eine herrliche vom schönsten Wetter begünstigte Fahrt gemacht.

Am folgenden Morgen sollte uns eine Excursion in entgegengesetzter Richtung nach Pompeji bringen. Aber schon am Abend fing es an zu wehen, und in der reizenden Villa Reale war es, als ich dort noch etwas umherwandelte, ziemlich kalt, so daß selbst das vornehme neapolitaner Publikum, welches in den elegantesten Equipagen auf der Chiaja umherfuhr, recht frostig und prosaisch aussah, und namentlich die Damenwelt keinen jener Reize entwickelte, womit sie sonst auf dieser berühmten Corsofahrt glänzen soll.



Zimmer heftiger ward der Südwestwind. Schon in der Nacht hörte ich, da unser Roma-Hotel dicht am Wasser lag, das Donnern der Wogen, und viel Geschrei auf der Gasse. Und wirklich hatte sich, als der Morgen kam, ein Schauspiel entwickelt, das den Neapolitanern selbst unerhört zu sein schien. Ein wilder Sturm geißelte Land und Meer. Am Himmel wurden dicke Wolkenmassen aus der See über die Stadt weg nach Nordosten gepeitscht. Das nach Südwest ganz offen daliegende Meer rollte mächtige Wogen donnernd an das Ufer; die Wellen schlugen bis in die Straße, in welche man schon am frühen Morgen die Boote hineingeschleppt hatte. Verschiedene Bojen waren von ihren Ankerplätzen losgerissen und auf den Quai geworfen worden; eine Brigg schien ihrem Beispiel folgen zu wollen, und eine große Fraction der edeln neapolitaner Einwohnerschaft wartete mit freudiger Spannung auf das Schauspiel, ein Fahrzeug auf dem Pflaster der Stadt Schiffbruch leiden zu sehen.

Unter hartem Unwetter erreichten wir den Bahnhof. Dicht vor demselben ist der große Marktplatz, auf welchem die „Kapetingische Unthat“ im Jahre 1268 den Conradin von Hohenstaufen mit dessen Freund Friedrich hinrichten ließ, und wo Masaniello 1647 seinen Aufruhr anzettelte. Alle drei, die hingerichteten Prinzen und der Dictator von Portici, lie-

gen in der hart am Markt sich befindenden Carmeliterkirche begraben.

Mitten in einem Banditenwetter fuhren wir ab. Die Bahn folgt dem Seeufer ganz unmittelbar, sodaß die Wellen oft an den Damm und die Waggons hinanspritzen. Die Brandungen waren wirklich mächtig und donnerten Stoß auf Stoß. In Portici hatte man die Fischerfahrzeuge in Menge auf das Land geflüchtet; was noch auf dem Wasser lag, flog wie ein Federball auf und ab, und selbst in dem kleinen, recht künstlich angelegten Hafen schlugen die Boote vielfach an einander.

Aber an der Bucht von Neapel ist es immer schön, selbst wenn sie graufarbig und schmutzig aufkocht, wie ein Höllenspfuhl. Und so sah es denn wundervoll aus, wie die Schaummassen wüthend gegen all' die Tuffsteinmassen, Basaltklötze und Lavablöcke, die sich hier dem Meer in chaotischer Unordnung entgegengedämmt haben, empor leckten und züngelten. So in der romantischsten Fahrt dahin brausend zwischen dem tobenden Meer und dem schweigenden Vulkan, der besonders zwischen Portici und Torre del Greco einen tief-ernsten Anblick gewährt, wenn er auch nicht speit, sondern nur mit den tief hängenden Wolken sein Spiel treibt, erreichten wir das Stationshaus von Pompeji, denn wirklich liegt Pompeji als ein beliebter Vergnügungsort an der Eisenbahn.

Hier wandert man durch einen Garten und betritt ein Wachthaus, wo man sich ein Eintrittsbillet löst für Pompeji und damit zugleich einen militärischen Begleiter bekommt. Das ist eine ungemein zweckmäßige Einrichtung. Man erhält damit für eine höchst billige Abgabe einen kundigen Führer und ist aller weiteren Zudringlichkeiten überhoben. Natürlich ist auch die Absicht bei dieser Einrichtung, daß nicht, wie das hundert mal schon geschehen ist, Fremde sich an Pompeji vergreifen und plündern, was ihnen grade gefallen könnte.

So betritt man eine Art von Rasenumwallung und befindet sich so unmittelbar vor Pompeji, in Pompeji, daß man wirklich ganz erstarrt dasteht. — Zunächst glaubt man vor einer weit ausgedehnten Brandstätte zu stehen, in der man freilich keine Feuer-spuren, namentlich keine angebrannten Balken mehr sieht. Am allerwenigsten empfängt man den Eindruck, daß das eine verschüttete Stadt gewesen sei. — Besonders muß man die Vorstellung, die ich immer selbst bis dahin gehabt habe, daß man in eine Art von halb-  
 unterirdischer Welt hinabsteigen müsse, um in Pompeji zu sein, ganz aufgeben. Pompeji liegt in ganz offenem Felde da, und wird eben so hell vom Tage beschienen, wie jede andere Landstadt. In seinen engen Straßen, in seinen eingefallenen Häusern und deren aufgeräumten Gemächern ist es eben so sonnig,



wie in jedem Dorf; man begreift wirklich nicht, wie die ganze Stadt jemals vollständig verschwunden sein könnte, und kann nur dann dieses seltsame Verschwinden für möglich halten, wenn man sich vorstellt, daß die Gebäude wohl alle nur sehr niedrig gewesen sind. — Selbst die Tempelbauten müssen nicht hoch gewesen sein; sie machten mir dazu noch den Eindruck, als ob etwa Zerstörung und Einsturz vielmehr noch von dem Erdbeben herstammte, das sechszehn Jahre vor der Verschüttung die Stadt großen Theils vernichtet hatte, als von dem ungeheuren Auswurf des nahen Vulkanes.

Nun, dem sei, wie ihm wolle, das taghell und offen daliegende Pompeji macht einen eigenthümlichen Miniatureindruck. Nichts ist weit, nichts ist breit, nichts ist hoch, nichts ist eigentlich großartig, wenn wir nicht etwa das große Theater, die Basilica u. s. w. ausnehmen. Die Straßen sind schnurgerade, aber unendlich eng; in der Mitte ist eine Fahrbahn, auf beiden Seiten ein wirkliches Trottoir, aber Alles etwas sehr sparsam dem Raum nach. Auf dem Fliesenpflaster erkennt man noch die Wagengeleise.

Wenn man so, — und ich folge da immer meiner Impression — von allem Eindruck von Großartigkeit abstrahiren muß beim Durchwandern von Pompeji, so wird man hoch erquickt und begeistert von dem Reiz und der Anmuth, die sich in diesen

kleinen Häusern, in diesen beschränkten Gemächern, in diesen unbedeutenden Zwischenhöfen, in diesen Gärtchen von wenigen Schritten Länge überall aufthut. Da ist fast jede Wand hübsch einfach übermalt und die Uebermalung mit einem sauberen Rand umgeben. Alle Augenblicke entdeckt man eine hübsche Verzierung, eine gemalte Kränze, eine kleine Figur, eine naive Humoreske, einen Schmetterling, eine Blume; — Mosaikseinlegungen erscheinen als Hauptpassion, und Mosaikarbeiten, die man aus Pompeji in verschiedene Museen gebracht hat, z. B. die schon besprochene Alexanderschlacht, sind zum Theil die großartigsten Kunstwerke. Man zeigte uns eine noch nicht gar lange aufgefundenene Brunnennische, die wirklich wundervoll gemacht ist, und zu den bedeutendsten alten Mosaiken gehört. —

Von den wundervollen graziösen Frescomalereien Pompejis, die man geschickt hat ablösen und in das Museum von Neapel hat bringen können, brauche ich hier gar nichts zu sagen, sie sind zu berühmt, zu oft abgebildet, als das nicht Jeder, der sich überhaupt einmal um Pompeji bekümmert hat, sie kennen sollte, — diese reizenden muscicirenden Tänzerinnen, die an Anmuth Alles übertreffen. — Und was dabei das Merkwürdigste ist, man blickt zwischen all diesem Reiz, dieser Anmuth mitten hinein in das römische Leben einer Landstadt in ihrer vollsten Naivität, in ihrem einfachsten bürgerlichen Gewande. Wir erblicken die

ganze Scenerie zu jedem Lustspiel von Plautus und Terenz, wir sehen die Barbierstube und die Weinkneipe und noch ungenirtere Locale für die jungen römischen Bummler, so recht das: *Salax taberna et vos contuberniones* des Dichters. Aber wir sehen auch die edlen Räume und Gärtchen mit Marmorstatuen der vornehmen Gesellschaft, der Staatsmänner, der Gelehrten, der reichen Kaufleute. Man blicke z. B. nur hinein in das Haus, in den Hofraum des *Vucretius* mit den hübschen *Hermen*, den kleinen *Bildsäulen*, mit der *Mittelnische* zum *Brunnen*, mit all den kleinen reizenden *Niedlichkeiten*, — oder man mache nur einen *Besuch* beim *Herrn Proculus*; da zeigt er uns gewiß sein *Wandgemälde*: *Achill* mit den *Töchtern* des *Ulymedes*, vom *Ulysses* überrascht, — sein *Urtheil* des *Paris*, — *Ariadne* und *Bacchus*. Wie glänzend muß es nicht beim *Pansa* ausgesehen haben! Wie reizend ist nicht das *Peristyl* im Hause der *Quästoren*! Es war ja Alles eine *Pracht*, eine *Kunst* neben der andern, — *Architectur*, *Sculptur*, *Malerei*!

Und nun diese prächtige *Basilica*, dieser *Venustempel*, das *Forum*, der *Isistempel*! Diese unzähligen *cannellirten Säulenschäfte*, diese *Pfeiler* und *Nischen*! — Ueberall, allüberall in den *eingestürzten Hallen* der *Götter*, in den *verödeten Wohnungen* der *Menschen*, überall hat die *Schönheit*, in welcher *Form*



und Farbe auch nur immer, ihre Spuren, ihre vollendeten Werke zurückgelassen! Und wohl mußte ich mir inmitten dieses Kirchhofes zurufen: Was für ein Volk war doch das, daß es überall nur das Schöne um sich duldete!

Und doch liegt etwas Furchtbares über diesem Harabat-el-Madsouneh Süditaliens. Nirgends lag solche Geistergewalt auf mir, wie im großen Theater von Pompeji, dem Amphitheater, welches, ganz östlich am Stadtende, noch eigentlich keinen Straßenzusammenhang mit dem bisher ausgegrabenen Stadttheil hat, denn nur die westliche, besonders südwestliche kleinere Hälfte ist bis jetzt ausgegraben. Dieses elliptische Amphitheater, aus dem wirklich eben erst die Zuschauer fortgegangen zu sein scheinen, konnte gegen 20,000 Menschen fassen. Zwei schräg absteigende Zugänge führten hinein in den Raum; an sieben und neunzig Stellen konnte man eintreten in die Zuschauerränge. Drei Gänge führten in die Arena, einer für die Gladiatoren, einer für die wilden Thiere, deren carceres noch vollständig stehen, — einer zum Fortschaffen der Todten. Die Frauen hatten oben ihre Ränge, hinter denen sich eine Reihe von gesonderten Logen befinden. Die zwanzig tausend Menschen aber, die nicht da sind, um den Kampf von Menschen gegen Menschen zu sehen, und um zu applaudiren, wenn die Bestien Slaven oder Ver-

brecher zerrissen, — eben die machen einen unheimlichen Eindruck. Hinter dem Amphitheater ragt der Vesuv, der furchtbar schweigende, heraus, — ich dachte an die last days of Pompeji und die Scene in diesem Circus, während welcher Pompeji's Untergang beginnt.

Diametral diesem großen Theater entgegengesetzt, im Nordwesten der Stadt ist eine Todtenvorstadt, in der sich ein Grabmonument an das andere anreihet. Das dahin führende Thor ist das Herkulanische. Hier ist auch links am Wege der Platz, wo die Todten verbrannt wurden. Ganz am Ende dieser Todtenstadt liegt noch eins der größten Häuser Pompejis, das des Arrius Diomedes, wahrscheinlich eines großen Weinhändlers; ein großer Keller zieht sich schräg unter das Haus hinunter, dessen Gewölbe noch fest ist, doch stand Wasser in demselben, so daß wir es nicht ganz durchwandern konnten.

Nach dieser westlichen Stadtseite hinwärts liegen auch die warmen Bäder, in denen ein prachtvolles Tepidarium mit all seiner reichen Ausschmückung noch ganz wohl erhalten ist, und einen ganz gemüthlichen Salon abgeben müßte. —

Doch genug von Pompeji! Nicht einmal halb ist die Stadt wieder ausgegraben. Welche ungeheure Ausbeute wird noch unter dem Ackerlande der andern Hälfte zu finden sein! Der Senator Fiorelli, der die

Ausgrabungen in Pompeji seit 25 Jahren leitet, hat in einem Bericht über seine Thätigkeit von 1846 bis 1866 das ungeheure Resultat melden können, daß er in dieser Zeit seiner Thätigkeit 25,874 verschiedene Gegenstände aufgefunden habe, allein an Münzen 9831 Stücke. So wie man nur gräbt, so wird auch gefunden. Und so sahen wir denn auch in einem Verschluß eine erst kürzlich ausgegrabene kleine Venus aus schneeweißem Marmor stehen, ein anmuthig abgerundetes halb kindliches Mädchen, und dabei so merkwürdig conservirt, daß man glauben möchte, die Statue hätte eben die Werkstatt des Bildhauers verlassen.

Beim Zurückkehren aus der Stadt vor 1800 Jahren besahen wir uns noch eine prächtige Sammlung von Kunstsachen und Nachahmungen pompejanischer Funde, Gemmen, kleine Mosaikarbeiten, geschliffene Lavagegenstände u. s. w., die dort den Besuchern zum Verkauf angeboten werden. Man muß offen gestehen, daß diese Sachen für die Feinheit der Arbeit und für die Klassicität des Verkaufsortes Pompeji ungemein billig erschienen.

Im Hotel „Diomedes“, nicht in dem am nordwestlichen Ende von Pompeji, sondern in einem am Stationsgebäude liegenden Restaurant erfrischten wir uns, und kehrten nach Neapel zurück, denn bei dem stürmischen Wetter mit obligaten Regenschauern und



selbst der Kürze der Tage war an ein Hinaufreiten auf den Vesuv, wie wir es von Pompeji aus vorhatten, um über Torre del Greco zurück zu kehren, absolut nicht zu denken, abgesehen von einer gewissen Gefahr von Seiten des Gefindels auf dem Lande, welches in winterlichen Zeiten und einsamen Gegenden sein Räuberhandwerk bis in die Nähe von Neapel treiben soll.

Ein ungeheurer Regen machte es uns fast unmöglich, vom Bahnhof nach dem Hotel zu gelangen. Unbarmherzig gemißhandelt von aller nur denkbaren Ungunst der Witterung kamen wir nach Hause, und restaurirten uns gründlich im Hotel Roma.

Und da gönnte mir denn ein freundliches Schicksal eine einsame, gemüthliche Abendstunde in meinem Zimmer, um noch einmal Neapel an meiner Seele vorbei wandern zu lassen. Ich that es vor einer Reihe von schönen Photographien, die ich mir aus der deutschen Buchhandlung von Detken und Rocholl am Plebiscitplatz noch schnell im Halbdunkel geholt hatte. — Mit diesen Bildern zog mir noch einmal die edle Kunstsammlung in ihren Hauptgestaltungen, die ganze Gegend um die Bucht, Pompejis zertrümmerte Säulen an der Seele vorbei.

Nur Athemzüge darf ich meinen kurzen Besuch von Neapel nennen, wenige kurze Athemzüge gar nur im Spätherbst, im hereinbrechenden Winter. Aber

dort im Süden ist kein eigentlicher Winter mehr. Die edelsten Bäume verlieren dort ihr Laub nicht einmal, und die Orange hört nicht auf zu blühen und Früchte zu tragen.

Der nächste Tag, an dem wir nach Rom reisen wollten, gönnte uns noch einige Lichtblicke abwechselnd mit rauheren Windstößen. Das Volk am Ufer beschäftigte sich damit, seine Boote wieder flott zu machen, und die Schreierei des schachernden Tages trieb sich wieder umher auf dem Quai und dem Markt. — „Warum schreit das Volk so, und rennt?“ das fiel mir urplötzlich ein. Und wahrhaftig, nirgends trifft die vom Dichter selbst hinzugefügte Antwort so den rechten Fleck, wie in Neapel. Ein ungeheures Proletariat scheint mir die ganze Volkswirthschaft zu sein, und ich möchte eigentlich den Volkskern jedes Landes, den Mittelstand auch von Neapel kennen lernen. Diese Lazzaroni sind es gewiß nicht.

Unter einem prasselnden Hagelschauer führen wir dann zum Bahnhof hinaus und befanden uns bald auf dem Wege nach Rom.

Zuerst ging es wieder nach Caserta, welches wir diesmal von der Rückseite zu sehen bekamen; dann erreichten wir Capua, an dem gar nichts zu sehen war. Doch soll die Kathedrale sehr schön sein, und sonstige bedeutende Baulichkeiten sich vorfinden. —

Das alte Capua Hannibals ist es übrigens nicht mehr; das liegt eine ziemliche Entfernung vom heutigen Capua und soll noch eine bedeutende Ruine bilden. Ob das jetzige Capua mit etwa 10,000 E. noch irgend einen Reiz auf einen fremden Barbaren ausüben kann, weiß ich nicht. Es liegt ziemlich insipide in der Fläche, und hat eine fatale Berühmtheit wegen seines unge-  
sunden Klimas und seines schlechten Trinkwassers. —

Bald aber wird die Gegend längs der Bahn bewegter und wirklich reizend. Drei Meilen schon von Capua liegt halb am Gebirge, das jetzt zu beiden Seiten des Schienenwegs sich in den anmuthigsten Contouren hinzieht, Teano mit hübschen Kirchen, ja fast nur aus Kirchen bestehend, ein Nest voll katholischer Romantik, welches mich wieder an unser Fulda erinnern könnte, wenn es nicht so reizend auf und ab umher hinge im Gebirge, und ein noch viel größeres Dolee far niente, ein ächtes Italienisches, an sich trüge, als das heffische zu zeigen im Stande sein würde. Einige geistliche Herren, die hier einstiegen und einige andere, die ausstiegen, brauchten viele Zeit, so daß sie mich den sichern Schluß machen ließen, es möchte in Teano wohl keine große geistige Regsamkeit sein, zumal keine schnell fortschrittliche. Und angehaucht von dieser Eigenschaft schien auch unser Train sich in langsamerer Bewegung geistigen Betrachtungen hinzugeben, so daß wir uns die nächste Einfassung der Bahn, oft wunder-



hübsche Bergparthien und reizende Felsmassen, gemüthlich ansehen konnten.

Diese Gemüthlichkeit und behagliche Beschaulichkeit steigerte sich aber bald zu lebhafterem Interesse und längeren Aufblicken und Nachsinnen, als wir in der Ferne links vor uns ein großes, prächtig auf hoher Bergspitze prangendes Kloster erblickten, welches uns dann, weil die Bahn hier zwischen den Bergen einen großen Bogen macht, zur Rechten trat, und von uns einige Minuten vom Haltepunkt St. Germano aus betrachtet werden konnte.

Das Kloster ist wohl eins der ältesten, reichsten und bedeutungsvollsten in der ganzen Klostergeschichte. Es ist der berühmte Monte Casino, schon 530 vom heiligen Benedict gegründet, und mithin die Stamm- burg der Benedictiner, — recht eigentlich eine Wart- burg für die katholischen Wissenschaften, deren Werth in einer Zeit der Dunkelheit, Barbarei und Unwissen- heit wir gar nicht hoch genug anschlagen können. Ist doch auch die Arzneiwissenschaft von hier aus, verbunden mit dem berühmten Salerno, bedeutend gefördert, oder doch wenigstens vor dem gänzlichen Verschwinden ge- rettet worden. In seiner höchsten Blüthe zählte der Monte Casino, auf dessen Höhe sonst ein Apollotempel lag, 15,000 Benedictinerklöster. Der Orden hat in den 13 Jahrhunderten seines Bestehens 15,700 nam-

hafte Schriftsteller, 4000 Bischöfe, 1600 Erzbischöfe, 200 Cardinäle, 24 Päpste und 1560 kanonisirte Heilige hervorgebracht. — Wer sich mit der Geschichte der Manuscripte und der älteren Buchdruckerei beschäftigt, wird dem gewaltigen Orden, wenn er sonst vor den Anfeindungen der Klostereinrichtungen gar nichts Gutes gehabt haben sollte, das nie abstreiten können, daß er durch Besorgung der zahlreichsten und gewissenhaftesten Manuscriptarbeiten und dann Bücherausgaben, eine tief eingreifende culturhistorische Bedeutung habe für alle Zeiten. Und damit finde ich den mir eben aus der Feder geschlüpften Ausdruck, Monte Casino sei recht eigentlich eine Wartburg für die katholischen Wissenschaften, vollkommen gerechtfertigt. Ja, wenn ich nicht irre, so hat sogar die Italia una bei ihren vexationen der Klöster und der Kirche es nicht gewagt, Hand an den Monte Casino zu legen, sondern hat ihn in seinem Fortbestehen und seinen Rechten belassen. Bald nach dem Kloster folgt das kleine, und doch so alte, so merkwürdige Aquino, der Geburtsort des Centurio von Syene, des bissigen Juvenal, und des Thomas von Aquino, jenes immensen, schlagfertigen Scholastikers, des doctor universalis aus dem ganz nahe gelegenen Roccasecca. — Und da wir nur einmal an der Wiege von bedeutenden Männern stehen, so sei es mir vergönnt, an das

weiter östlich hinein in das Gebirge gelegene Arpinum zu erinnern, wo zwei auf den Wogen ihrer Sturmeszeit mächtig einherziehende Männer, wenn auch ganz verschiedenen Schlates, geboren sind — Marius und Cicero!

---



## Vierzehntes Kapitel.

### Streifzüge durch Rom und Rückkehr nach Lübeck.

„Halt! Und Regimenter fesselt das starre Kommando,  
Lautlos steht die Front!“

oder wie die Worte eigentlich heißen mögen. — Lautlos blieb die lange Front des Zuges stehen, und wir harrten der Dinge, die da kommen sollten, und die nun auch außerordentlich langsam kamen. Wir waren in Ceperano.

Ceperano! Ifoletta und Ceperano bilden, oder bildeten damals die neapolitanisch-pontificale Gränze, und wurden schrecklich bewacht von der päpstlichen Mauth und der päpstlichen Polizei gegen Schmuggelei und Garibaldianer. — Unsere Koffer wurden in einen Saal gebracht, nachdem uns vorher ein Gensdarme unsere Pässe abgenommen und dafür Empfangscheine nebst Ansprüchen auf einen Paß in Rom gegeben hatte. Die Ceremonie dauerte außerordentlich lange und es begann zu dämmern, als wir langsam weiter dampften. Gern hätten wir noch etwas gesehen von dem altklassischen Römergebiete, aber es dunkelte sehr schnell und ward vollkommen Nacht, eine Neumondsnacht im December, die

mir unter der Regierung des Papstes recht wie eine egyptische Finsterniß vorkam, während uns im Oriente gar oft der Vollmond, immer aber doch der türkische Halbmond sein mildes Licht zugestrahlt hatte. Im vollen Dunkel hörten wir die klassischen Namen Lavinia und Albano auf zwei Stationen aussprechen, und eine kleine Stunde darauf blickten wir durch die öde Nacht und über einer öden Fläche hin, die auch nicht das Geringste erkennen ließ, viele Lichte schimmern, die in dem feinen seit einer Stunde niederrieselnden Regen irrlichtartig sich bewegten und uns hätten Glauben machen können, wir wären in die Pontinischen Sümpfe hineingerathen. Da nun aber der Zug keine Miene machte weiter zu gehen, und auch die ausgestiegenen Passagiere nicht wieder kamen, kam ich auf den schlauen Gedanken, zu muthmaßen, wir möchten wohl in Rom angekommen sein. — Und wirklich wir waren in Rom! Wirklich fanden wir unsere Koffer in einem langen Saal auf dem Tisch stehen, und ohne daß man uns um unsern Glauben fragte, ließ man uns abziehen.

Vor der Thür des Bahnhofs sah es schaurig aus, und wer da nicht weiß, daß der Bahnhof von Rom unmittelbar an den ungeheuren Thermen des Diocletian angränzt, also in einer ganz abgelegenen Gegend liegt, der hätte immer noch nicht den Glauben an die Pontinischen Sümpfe aufgegeben. — Eine Droschke nahm

uns auf, um uns nach dem Hotel della Minerva zu bringen. — Vergebens lauschte ich auf der Schneckenfahrt hinaus, ob ich nicht irgend etwas Römisches, etwas Großartiges entdecken könnte, — aber umsonst. Die Einöde löste sich in enge, schmutzige Straßen auf; einige Leute mit Regenschirmen sahen grade aus wie unsere Spießbürger im Norden, und als wir nun endlich auf einem kleinen Platze vor einem Gewölbeingang still hielten, und einige garçons und ein Hausknecht in Rock und Hosen ohne eine Spur von Sagum, Tunica oder Toga erschienen, und unsere Sachen in Empfang nahmen, da fand ich den ersten Eindruck von Rom höchst alltäglich. Ehe ich aber ins Haus hineinging, warf ich einen Blick auf den Platz. Und siehe, mitten auf dem Platz stand ein großer Elephant mit einem Obelisken auf dem Rücken, seitlich von beiden eine Kirche. Das ist gewiß das wunderlichste Triumvirat, womit Rom je einen Fremden begrüßt hat.

Im Hotel della Minerva schien Alles vollgepfropft von Menschen zu sein. Und das hatte seinen besondern Grund. Das berühmte Concil, das schon so lange am Horizonte der katholischen Kirche wie eine Wetterwolke umhergezogen war, sollte im Anfang des December aufgeführt werden. Von allen Weltgegenden waren die Kirchenfürsten zusammengeströmt, um ihre Rolle zu spielen; — von den fernsten Zonen



waren Priester, Mönche und Touristen aller Färbungen herbeigekommen, um das geistliche Schauspiel zu sehen, und zu bewundern. Hatte ich doch sogar in Alexandrien schon zwei Bischöfe aus Neuhollland und Tasmanien, der Right Rev<sup>d</sup> Dr. Murphy, bishop of Hobart Town, und den R. R. James Quinn, D. D. bishop of Brisbane, kennen und sehr hoch schätzen gelernt, als zwei humane, unterrichtete und ächt christlich gesinnte Männer. So war denn auch das Minerva-Hotel bis unter das Dach angefüllt mit Geistlichen, vom Erzbischof bis zum einfachen Pfarrer, und wir hätten doch nicht so leicht noch ein Unterkommen gefunden, wenn nicht eine freundliche Intervention schon vor meiner Ankunft im Hotel stattgefunden hätte, welche mir Gelegenheit giebt, hier mit Dank und Hochachtung eines alten Freundes zu gedenken, den ich mir vor vielen Jahren in Rio de Janeiro erworben habe.

Dieser Freund ist der Bildhauer Ferdinand Pettrich aus Dresden, der schon früh durch die Gnade des vorletzten Königs von Sachsen nach Rom gekommen, und dort fünfzehn Jahr Thorwaldsens Schüler gewesen war, er und Bissen in Kopenhagen hochgeschätzt von dem alten Meister. Er hatte sich mit einer Römerin verheirathet, und war von Rom nach Washington gegangen, um dort auf dem Kapitol verschiedene Bildhauerwerke zu machen; der ehrenvolle Auftrag er-

weckte ihm Neider und einen Messerstrich, dessen Wiederholung er dadurch am sichersten zu entgehen glaubte, wenn er von den vereinigten Staaten fort nach Brasilien ginge. So kam er mit ehrenvollen Empfehlungen nach Rio de Janeiro, wo er bald an dem Minister José Clemente Pereira einen eifrigen Beschützer und an dem Kaiser Pedro II. einen hohen Gönner fand, welcher dem fremden Künstler im Schlosse der Stadt selbst ein Atelier einräumen und seine jugendliche Statue in Marmor von Pettrich ausführen ließ, während der genannte Minister ihn ebenfalls mit Arbeiten, namentlich für die beiden schönen eben fertig werdenden Heilanstalten, die Misericordia und das Irrenhaus, reichlich versah, welchen Arbeiten dann der Kaiser, als der Minister, ein eminenterer Mann, eben gestorben war, noch die Anfertigung der Statue des Staatsmannes hinzufügte. — Zuletzt hatte Pettrich noch ein großes Werk, einzelne Statuen und eine Reihe von großen, kühnen Basreliefs aus dem Leben der nordamerikanischen Indianer in Gyps angefertigt, und eine Statue von diesen, den „sterbenden Tecomsee“, in Marmor prachtwoll ausgeführt (jetzt auf dem Kapitol in Washington). Er war dann mit seiner Familie und seiner Kunst über England nach Rom zurückgekehrt, und hatte dort seinen bleibenden Wohnsitz genommen. Wie er schon früher zu Thorwaldsens Zeiten die beiden Engel auf dem Seitenaltar in der

Kirche S. Maria dei Angeli zu machen gehabt hatte, so ward ihm der ehrenvolle Auftrag, das Grabdenkmal des Cardinal Pacca anzufertigen, ein Werk, worauf die deutsche Kunst stolz sein kann. Endlich ließ der Papst Pettrichs Indianer in einem großen Saal des Lateranpalastes aufstellen, und verstand es mit der ihm innewohnenden Humanität, des deutschen Künstlers alte Tage in Rom vor Sorgen sicher zu stellen.

Von Neapel aus hatte ich dem lieben brasilianischen Freunde geschrieben, — und nun war er im Minerva-Hotel gewesen, hatte mir ein Zimmer reserviren lassen, und seine Adresse hingelegt. — So bekamen wir denn noch ein, zwar vier Treppen, d. h. 115 Stufen, hochgelegenes, aber doch sehr nettes Zimmer, und fühlten uns außerordentlich gut aufgehoben, vorläufig beim gemüthlichsten Abendessen, bei dem wir also gleich unsere Pläne für den kommenden Tag machten.

Und dieser kommende Tag war unsern kühnsten Plänen wundervoll günstig. Als der Morgen anbrach, konnte ich unsere Fensterthüren weit aufmachen, denn aus dem Unwetter von gestern war ein weicher sonniger Herbsttag geworden, und ich konnte unter dem Läuten und Bimmeln der römischen Morgenglocken von unserer hohen Warte aus einen großen Theil des Häusermeeres übersehen.



„Advena, quaeque vides, qua nuuc est maxima Roma,  
Silva nemusque fuit!“ —

So sang schon der Elegiker in der Blüthezeit Roms!  
Und was sollte nun so ein Ankommender vom De-  
cember 1869 sagen, wenn er die maxima Roma  
unserer Zeit vor sich liegen sah, wie mußte er sich  
nicht begeistert fühlen vom geistlichen Rom, wo Mit-  
welt und Vorwelt so mächtig zu ihm reden in dem  
einzigem, einfachen Gedanken schon, daß er eben in  
Rom ist.

Wir machten uns zum Ausgehen fertig und tra-  
ten hinaus auf den Platz mit seinem wahnsinnigen  
Elephantenobelisken und seiner Kirche. Was soll doch  
nur die tolle Verbindung, und wie kommt die Minerva  
mit einer katholischen Kirche, mit einem Elephanten,  
mit einem Obelisken zusammen? Wir müssen uns  
doch wenigstens darnach umsehen, uns doch einmal  
darnach erkundigen. Und da erfahren wir Folgendes:

Pompejus baute hier nach seinen asiatischen Sie-  
gen der Minerva einen Tempel, welcher mit dem al-  
ten Rom zusammenfiel. Auf demselben Tempelfunda-  
ment baute die spätere Zeit die Kirche Santa Maria  
sopra Minerva. Ganz in der Nähe fand man einen  
kleinen Obelisken, zu dessen Aufrichtung der große Ber-  
nini beauftragt wurde. Der war eben von einer  
Reise durch Frankreich zurückgekehrt, wo man ihn „wie

einen weißen Elephanten“ angestaunt hatte. So machte sich der gewaltige Baumeister mit Anspielung auf jene Gafferperiode selbst ein Monument. Er selbst stellte den weißen Elephanten vor und ließ den Obelisken auf seinen Rücken setzen, damit das Publikum recht etwas zu gaffen hätte. Und am Ende sind die Gegenätze nicht anders, als die Mauern des Minerventempels mit der Marienkirche. — Und dazu war unser Hotel auch eine Schicksalshumoreske. Aus einem römischen Palast der Conti ist ein Gasthof gemacht worden.

Ja, wohl darf ich das Alles Schicksalshumoreske nennen, ohne mit Anspielung des Wortes leichtsinnig zu erscheinen. Wenn man in Rom, dem ewigen, dem schönen, dem göttlichen, himmlischen etwas anderes als erstaunt, entzückt, jubelnd und jauchzend sein könnte, wenn man sentimental dort sein wollte und über die ungeheure Schicksalstragödie jammern, nun da hätte man viel, viel, unendlich viel zu jammern: „Seine Tempel, seine Hallen, seine Götter sind gefallen“. Da müßte man darüber weinen, daß die Stadt der Cäsaren, die Zeit der Cäsaren, die Bauwerke der Cäsaren hingesunken wäre, und dürfte dann gar nicht bemerken, was die lange Kette der geistlichen Cäsaren geschaffen hat, — da müßte man die Baumeister des Pantheons und des Colosseums aus den Gräbern zurückwünschen, und hätte kein Recht, keinen Anspruch auf einen Bramante, auf einen Buonarotti, auf einen

Bernini! Und alle römische Kultur, alle römischen Gottheiten, wie wir sie auch immer ansehen, entschuldigen oder verehren mögen, haben ja doch in Rom, grade am meisten in Rom, der ewig unerschöpflichen Quelle des einzig Guten, des einzig Wahren, des einzig Ewigen Platz gemacht, dem Christenthum, dem in Rom auch der äußeren Form nach triumphirenden. — Ja, eben dieser Sieg des Christenthums in Rom über Rom, mag daran sich an Auswuchs auch angehängt haben, was da wolle, dieser wunderbare Sieg neben dem Besiegten, auf dem Besiegten, dessen Zeichen überall hoch ragen, dieser Sieg, der die Monumente der Besiegten schonte, pflegte, ausbaute und noch fortwährend überwacht, er gerade ist es, der so erwärmt, so feurig anregt, so glühend empfinden macht in der ewigen Roma, und so ewig heiße Sehnsucht nach der herrlichen Stadt, dieser eigentlichsten urbe dell'orbe, angefaßt erhält im Herzen dessen, der sie einmal durchwandert, sie einmal angestaunt hat.

So ist es mir wenigstens, dem Protestanten, in Rom ergangen. Es war auch mein Rom, das aus dem Evangelium, aus dem Sieg der christlichen Kirche hervorgegangene Rom, mag uns auch seit einigen Jahrhunderten der Generalstab dieses geistlichen Roms etwas verkehrt, unklug, eigensinnig und tyrannisch veressen auf seinen Satzungen vorkommen. Und welcher Fraktion ein nach Rom kommender Chri-



stenmensch auch angehören mag, wenn er sich nicht ganz besonders als Christ in Rom gehoben fühlt, wenn er gar darum jammert, daß das klassische Alterthum so dem neuen Weltlicht trotz seiner Streiflichter hat Platz machen müssen, so verdient er gar nicht Rom überhaupt betreten zu haben und ein Christ zu sein.

Darum hat mich auch nirgends in Rom die wunderbare Fusion der Alterthumsmonumente mit den christlichen Monumenten verlegt. Nirgends habe ich mich daran gestoßen, wenn heidnische Form christliche Bedeutung und Bestimmung annehmen mußte. Ich fand die Verehrung unseres Gottes, des alleinigen und einzigen, im Pantheon vollkommen schön und begeisternd; und als ich den heiligen Paulus statt des Antonin, und den heiligen Petrus statt des Trajan auf den beiden berühmten respectiven Säulen paradiren sah, fand ich das allerdings originell und höchst naïv, — war aber nicht im Geringsten skandalisirt darüber.

Und so ging es mir denn zunächst mit der Marienkirche auf dem Minerventempel neben unserm Hotel, wenn ich auch unwillkürlich an die Lusjaden des Camoens denken mußte, in denen Gama von der angeflehten heiligen Jungfrau nachdrückliche Hülfe empfängt durch die Venus und deren reizende Hofdamen.

Da wir nun aber einmal vor der einfachen Fagade

der Santa Maria sopra Minerva stehen, wollen wir einen Blick hineinwerfen. Ja, fast prallt man zurück, wenn man noch keine römische Kirche sah. Von dem Marmorestrich streift das Auge an Marmorssäulen empor zum blauen mit goldenen Sternen geschmückten Gewölbe! Von allen Seiten, aus allen Kapellen, durch alle Vergoldungen hindurch prangen die herrlichsten Meisterwerke der italienischen Malerei hervor, eines Cippi, Muziano und anderer. Dort jener kräftige Gotteskämpfer in Marmor ist Michelangelos Christus, uns fremdartig erscheinend, aber der Meister konnte in der Kraftfülle seines Genius nicht anders arbeiten. — Dazu ist die Kirche auch eine großartige Todtenstätte. Unter dem Altar liegt die heilige Katharina von Siena; eine ganze Reihe von Päpsten hat hier Ruhestätten und prangende Denkmale. Unter den Steinen verschiedener Kardinäle trägt der des Cardinal Bembo, jenes edeln, hoch ausgezeichneten Gelehrten, den besten Namen. Alte Adelsgeschlechter mit berühmten Personen sind ebenfalls vertreten, Künstler u. s. w. Um die herrliche Kirchenhalle herum dämmern prächtige Glasmalereien.

Da bleibt freilich kein Andenken an die Minerva. Und doch! Die Kirche ist die Klosterkirche des mit ihr zusammenhängenden Dominikanerklosters, und hat die berühmte Bibliotheca Casanatensis im Besitz, an gedruckten Büchern die erste Bibliothek Roms, recht

eigentlich ein literarisches Heiligthum der klugen Minerva.

So bildet denn Kirche und Kloster eine ganze Welt von Kunst, von Wissenschaft, von Vergangenheit und Gegenwart, ein Pantheon im edlen Sinne des Wortes. Und doch, wie wenig spricht man von Santa Maria sopra Minerva, wenn von Rom die Rede ist!

Vielleicht ist die nächste Nachbarschaft Schuld daran. Kaum hatten wir dem Elephanten Bernini's den Rücken gewandt und die nächste Ecke des Platzes umgangen, so gelangten wir auf die Piazza de la Rotunda, auf dessen Mitte sich wieder ein Obelisk erhebt, an dessen Seite aber auch die herrliche Rotunda, das Pantheon steht, jener imposante Rundbau des Agrippa, welcher von allen Römerbauten am unverletztesten auf uns gekommen ist. Eine wundervolle Colonnade von 16 Säulen, Monolithen aus rothem Granit von 35 F. Höhe und über 4 F. Durchmesser, welche entschieden aus Egypten sind, und lebhaft an die, wenn auch mehr als doppelt so mächtige Pompejusssäule in Alexandrien erinnern, bildet das Vestibulum zu der jetzt christlichen Kirche, an deren Rundwand Altäre, Säulen und Denkmale angebracht sind. Alles Licht fällt von oben durch eine Mittelöffnung der Kuppel, wodurch eine imposante Wirkung hervorgebracht wird, — aber das Pantheon muß man sehen es läßt sich nicht beschreiben, sondern nur andeuten



in seinen edeln, einfachen, großartigen Verhältnissen. Wie ein so mächtig weiter Rundbau, dessen flache Gewölbskuppel noch dazu eine Oeffnung von 28 Fuß Durchmesser hat, nicht in sich zusammenstürzt, ist wirklich ein Räthsel. Dieses Meisterwerk der alten Architectur, als Kirche Santa Maria ad Martyres genannt, enthält unter seinen ausgezeichneten Gräbern auch die Grabstätte Raphaels in der dritten Nische links vom Hauptaltar dem Eingang gerade gegenüber, dessen Epitaphium der Cardinal Bembo in folgendem Distichon abfaßte:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci  
Rerum magna parens et moriente mori. —

Nicht nur als römisches Bauwerk ist das Pantheon so alt, sondern auch als christliche Kirche. Denn schon im Jahre 607 am 14. Mai ward es von Bonifaz IV. von „ogni nefanda gentilità“ gereinigt, wie ein alter italienischer Schriftsteller sagt, facendo trasportare da vari cimiteri 28 carri di ossa di SS. Martiri, le collocò sotto l'altare maggiore, onde fu detto S. Maria ad Martyres. Und nun strömten so ungeheuer viele Andächtige zu der Rotunde, „che tal volta nascevano gravi inconvenienze. Denn hier wurde den Hinzuwallfahrtenden ebenso viel Ablass ertheilt, als wenn sie nach Jerusalem gepilgert wären, — Alles die Folge der 28 Blockwagen voll Gebeinen der heiligen Märtyrer.

Nicht so glücklich wie dem Pantheon ist es einem nahen Heiligthum des Neptun oder Mars gegangen an der Piazza di Pietra, welches sich aber wohl als die Basilica Antonina herausstellt. Im Vorbeigehen auf dem Wege zu meinem alten Freunde Pettrich in der Via San Basilio bei der Piazza Barberina sahen wir die seltsamste Komposition, die je die Baukunst erfinden konnte. Dreizehn mächtig hohe schlanke kannelirte korinthische Säulen, die das Alleinstehen nicht mehr hatten ertragen wollen, waren in die hohe Wand eines gewöhnlichen Hauses der Jetztzeit hineingezogen worden, und bilden damit die „Landdouane“, wieder eine ächte Schicksalshumoreske. Wo man geht und steht, sieht man in Rom diese architectonischen Anachronismen im tiefsten Frieden durcheinander gewachsen.

Raum hatten wir Zeit, im Vorbeigehen die Säule des Antonin, oder richtiger Marc Aurels, anzusehen, auf der Piazza Colonna, wo auch ein schöner Brunnen ist. Hier thaten wir den ersten Blick in den berühmten Corso, jene lange von Palästen und vornehmen Häusern, von Hotels und Prachtladen gebildete, leider aber schmale Straße, die schnurgrade vom Hauptthor Roms, der Porto del Populo durch die ganze Stadt, fast bis zum Kapitol hindurch führt. Sie ist die eigentliche Pulsader der Stadt, und ist auch lebhaft durch den Verkehr zu Fuß und zu Wagen,

hat aber doch, schon wegen der meistens ziemlich dunkel gehaltenen Farbe der römischen Häuser, kein brillantes Ansehen. Und ich glaube, daß ziemlich jeder Fremde, zumal wenn er London und Paris oder gar Petersburg kennen sollte, sich beim Betreten des Corso, von dem er so viel gehört hat, entschieden sehr getäuscht fühlen wird, wie denn überhaupt römische Straßen, in denen die heutigen Quiriten wohnen, mich an nichts mehr erinnern, als an die Altstadt von Wien und selbst Dresden.

Auf dem fernen Wege zu meinem bildhauenden Freunde fiel uns besonders ein Bauwerk auf, welches in seiner Art wirklich Alles hinter sich läßt, was mir vorgekommen ist.

Von den vielen großartigen Wasserleitungen, die einst die 1400 Brunnen des alten Roms speisten, sind noch drei in vollem Gange. Die eine von diesen, die Aqua Virgo des Agrippa, heute Acqua Vergine, mündet nicht gar weit östlich vom Corso auf einem kleinen Platze an der Seite des Palastes der Herzöge von Poli, wo sich mehrere Straßen kreuzen. Der dort angelegte Brunnen ist die Fontana di Trevi.

Wenn man sich diese Fontana di Trevi vorstellen will, so muß man vor allen Dingen den Gedanken an einen häuslicherischen Brunnen ganz fallen lassen. — An die hohe Seitenfaçade des genannten



Palastes lehnt sich eine hinten geschlossene, also nur drei Nischen bildende Porta triumphalis an, von vier korinthischen Säulen getragen, in verschiedene Felder getheilt, mit Basreliefs und Inschriften geschmückt. In der Mittelnische ist ein Neptun auf einer Muschel, allegorische Figuren ihm zur Seite. Eine bunt durcheinander geworfene Menge von Travertinfelsen bilden eine schräge Fläche vor dem Triumphbogen und sind unten von einem weiten Marmorbecken eingefasst. Unter und vor dem Neptun braust eine üppig schwellende Wassermasse hervor, die von Fels zu Fels geworfen eine Menge von großen und kleinen Cascaden bildet, und nach ihrem kurzen brausenden Lebenslaufe wieder verschwindet. Das Wasser ist das köstlichste Trinkwasser, von dem der ganze Stadttheil sich Leben und Frische holt. Trotz eines gewissen Roccocostyles ist dieses Posidonium, — denn es ist ein wirklicher Tempel Neptuns —, ein rechtes Prachtstück von Rom, ein ewig plauderndes, rauschendes, tobendes Wassermärchen, bei welchem jeder Vorbeigehende, und wäre er noch so grämlich und hartföhllich, gewiß stauend und freundlich angeregt wenigstens einen Augenblick verweilt.

Förmlich verjüngt hatte ich mich im weit umher gebauchten Wasserdunst der poetischen Cascade, als ein junger Mann auf mich los rannte, mir um den Hals fiel, und in freudigster Erregung meinen Namen

ausrief. — Ja, wahrhaftig, ich hatte in 14 Jahren entweder gar nicht gealtert, oder die Wasser di Trevi hatten mir soeben das *longum aevi humani spatium*, wie Tacitus 14 Jahre nennt, von der Stirn fortgespült, — der junge Mann, der mich überfiel, war einer der Söhne meines alten Pettrich, der mich mitten in Rom so sicher erkannt hatte, daß er auch keinen Augenblick an meiner Identität zweifelte. Nach einer eilenden Wanderung erreichten wir bald das Studio in der Via San Basilio, wo der Alte mit drei Söhnen seine edle Kunst trieb.

Wenn man einen alten Freund, mit dem man manchen Lebensernst, manche Lebensfreude getheilt hat im fernen Welttheil, ganz unverhofft einmal wieder sieht, so ist das gewiß eine Freude, wie es nicht leicht eine andere geben mag. Und so freuten auch wir uns unseres so eigenthümlichen Zusammentreffens, nachdem wir uns in Rio de Janeiro vor 14 Jahren Lebewohl für immer gesagt hatten. Bei mir aber mischte sich ein Schmerz in die Freude. Mein alter transatlantischer Freund war nicht nur 71 Jahre alt geworden, also recht alt, sondern seine sonst so biedere Seele litt an einem nagenden Uebel, sie machte sich religiöse Bedenken. Nie habe ich das Sprüchwort, man solle den Teufel nicht an die Wand malen, so handgreiflich bewahrheitet gesehen, wie in dem Studio Pettrichs und in der Seele Pettrichs. In überspru-

delnder Künstlerlaune hatte er schon früher einen sitzenden Mephistopheles modellirt, der eine entschiedene Berühmtheit erlangt hat. Die Figur machte auf Alle, die sie sahen, einen gewaltigen Eindruck, z. B. auf den alten König Ludwig von Baiern, als er zum letzten Mal in Rom war. Er hatte den Teufel bei Pettrich gesehen. Als er wiederkam, rief er schon von draußen dem Künstler zu: „Pettrich, hängen Sie Ihren Teufel zu, ich kann ihn nicht aushalten!“ Und Pettrich schien ihn selbst psychisch nicht ertragen zu können. Zwar machte er ein milderndes Gegenstück dazu, die Versuchung dieser Welt, — zwar stellte er ein versöhnendes Princip zwischen Beide, ein Agnus Dei, — aber Pettrich litt seitdem unter religiösen Zweifeln, unter einem religiösen Druck; er war entschiedener Katholik geworden. Und statt daß mein sonst so fröhlicher Alter weise wie König Salomo geworden wäre, rang und büßte er, wie der König Wiswamitra; und da ich kein Wasischta war, der ihm die Ruh der Zufriedenheit hätte zeigen und gewähren können, mußte ich ihn gewähren lassen.

Einer der Söhne erbot sich, uns nach Zeit und Kräften zum Wegweiser in Rom zu dienen. Und wenn wir auch dem fleißigen Bildhauer nicht zumuthen wollten, uns Tage lang zu führen, so war uns doch seine Begleitung für die eine oder andere Stunde sehr



erwünscht. Dafür muß ich ihm noch hier meinen besten Dank sagen.

Zunächst zeigte er uns seine Nachbarschaft; denn in Rom ist in jeder nächsten Nähe etwas zu sehen. Wir gingen zu den nahen Thermen des Diocletian, wo wir am Tage zuvor, — denn dort liegt der Bahnhof von Rom —, angekommen waren.

Die Thermen Diocletians waren die größten Warmbäder Roms, ja sie waren überhaupt das größte Bauwerk der alten Stadt, wenn wir vielleicht das Colosseum ausnehmen. Gerade wie zum Colosseum 30,000 Juden Steine backen und zusammenschleppen mußten, wurden zum Bau der diocletianischen Thermen 40,000 Christen verbraucht; denn die Thermen bildeten mit ihren kühnen Rundgewölben ein nach einem geordneten Plane erbautes Stadtviertel, in dessen weitem Tepidarium mehr als 3000 Badesessel standen, — eine ganze Population zu gleicher Zeit sich baden konnte.

Wunderbar hat auch hier die Macht der Vorsehung und der Zeit ihr ernstes Recht geltend gemacht. Einsam lagen lange die mächtigen Ruinen am Ende der ewigen Stadt, und sind endlich auch größtentheils dem Dienst des Christenthums zugewiesen worden, welches zu der Errichtung derselben Tausende von Opfern und Märtyrern hatte hergeben müssen. Während einige Gewölbe zu Magazinen benutzt worden

sind, haben andere eine edlere Verwendung gefunden. Aus einem Theil der ungeheuren Ruine ist eine große Wohlthätigkeitsanstalt gemacht worden; ein anderer Theil, eine eigenthümliche Rotunde, ist in eine Kirche des heiligen Bernhard von Clairvaux (S. Bernardo alle Terme) umgewandelt; und aus dem herrlichen Sepidarium, sowie es da stand und lag, hat das gewaltige architectonische Genie des großen Michael Angelo Buonarotti eine der interessantesten Kirchen Roms geschaffen.

Diese Kirche heißt Santa Maria degli Angeli. Nichts Mächtigeres kann man sehen, als das Querschiff dieser wunderbaren Kirche, drei aneinander sich reihende, außerordentlich weit spannende Gewölbe. Dieses Schiff ist über 300 Fuß lang und hat über 70 Fuß Spannung; es macht eine wirklich mächtige Wirkung. — Das imposante Gewölbe wird noch von den ursprünglichen 8 Granitsäulen des diocletianischen Baues getragen, deren Sockel freilich etwas unter dem Fußboden liegen, und deren Schäfte übermalt worden sind. Sie sind gegen 50 Fuß hoch und haben zwischen 5 und 6 Fuß Durchmesser, sind also schon als Monolithen bewundernswürdig. — Einige herrliche Bilder sind der Schmuck der Kirche, namentlich die Originale der großen Bilder, welche wir in Mosaik in der Peterskirche wiederholt finden, so das imposante Bild „Ananias und Saphira“ von Roncalli. Unter den

Gräbern findet sich das des Papstes Pius IV. und das des Salvator Rosa. — Mitten durch das Schiff ist eine Meridianlinie gelegt worden. Die beiden auf dem Altar des mächtigen Querschiffes, rechts beim Hineinkommen in die Kirche, stehenden Engel sind das ältere Werk meines Freundes Pettrich, von dem er mir schon in Rio de Janeiro erzählt hatte.

Ja, wundermächtig ist auch diese, dem Heidenthum und der römischen Cäsarenzeit abgewonnene Kirche, ein würdiges, wenn auch ganz anders gestaltetes Seitenstück zum Pantheon. Und wenn ich ganz offen stehen soll, Santa Maria degli Angeli hat mir einen noch imposanteren Eindruck gemacht, als das Pantheon. Das Pantheon müßte nimmer auf ebener Erde stehen! Das hat Niemand so bestimmt 'gefühl't und so großartig bewiesen, wie Buonarotti, in dem er es als Kuppel auf die Peterskirche setzte. Dort schwebt das Pantheon in seiner vollen Majestät als Schlußraum der mächtigen Kirche, von der wir gleich reden wollen. Santa Maria degli Angeli aber ist ein in sich ganz abgeschlossenes, ganz vollständiges Gotteshaus, wenn es auch in seiner eigenthümlichen architectonischen Verfassung etwas ganz Räthselhaftes hat, was mit Nichts zu vergleichen ist. Ich wenigstens habe nirgends eine Kirche, einen Tempel gesehen, der damit zusammengestellt werden könnte.

Trotz dieser gänzlichen Originalität des Gebäudes



aber kann man nicht umhin die heilige Jungfrau immer nur wie eine Hospitantin in ihrer „Engelskirche“ anzusehen. So wollen wir sie denn in ihrer ächten, legitimsten römischen Residenz aufsuchen, die wenige Minuten nur von den alten Bädern des Diocletian entfernt liegt, und unter den 80 Marienkirchen Roms die herrlichste genannt werden muß, wie denn schon ihr Name anzeigt: Santa Maria Maggiore.

Es ist das eine Eigenheit aller römischen Kirchen, natürlich die Peterskirche ausgenommen, diese Ausnahmskirche der ganzen Welt —, daß ihr Aeußeres, selbst ihre Fagade, außerordentlich wenig imposant aussieht, und fast in keinem einzigen Fall das vermuthen läßt, was sich dem Auge zeigt, sowie man nur den inneren Raum betritt. So macht denn auch die Vorderseite der größten Marienkirche Roms einen zwar großen, aber keineswegs mächtigen Eindruck und ganz besonders keinen kirchlichen Eindruck. Sie bildet zwei Portale über einander, das untere mit fünf Intercolumnien, das obere mit dreien. Nun ist aber zu beiden Seiten ein palastartiger Anbau bis zur vollen Höhe des Kirchenportales aufgeführt, und so mit ihm in Einklang gebracht, daß das obere Gesimse des ganzen Baues ein vollkommen zusammenhängendes, gleichartiges ist. — Bei solchem Anblick kann man die Bestimmung des Ganzen kaum errathen, und wenn nicht hinten ein Thurm, — der aber auch einem

Schloßthurm ähnlich sieht — und zwei Kuppeln sich über dem Dach erheben, so würde man St. Maria Maggiore für einen Palast mit einem etwas kirchlich gehaltenen Portal ausgeben können. Die große Säule vor dem Gotteshause mit dem bronzenen Muttergottesbilde auf der Spitze soll nach älteren Angaben aus dem Friedenstempel am Campo Vaccino, nach neueren aus der Basilica Constantins (eben daher) stammen. Auch dieses katholische Monument hat einen gewissen elegant weltlichen Anstrich.

Betritt man aber die Kirche, so hat man schon in der Vorhalle einen wohlthuenden Eindruck von den dortigen 8 Granitsäulen alten Ursprungs, die mich, wie alle Granitmonolithen in Rom, immer an Egypten erinnerten. Dieser wohlthuende Eindruck geht über in Bewunderung und Entzücken — der Ausdruck ist nicht zu stark, wenn man die Kirche selbst betritt. Der weite Raum wird durch zwei Reihen von schneeweißen ionischen Säulen und zwar Säulen von vollendeter Schönheit in drei Schiffe getheilt. Die Colonnade hat mir einen unauslöschlich tiefen Eindruck gemacht; ich wüßte sie auch mit Nichts zu vergleichen. Die Säulen sollen noch vom Tempel der Juno Lucina stammen, welcher ganz in der Nähe gestanden hat. Vor dem Hauptaltar stehen statt der Marmorssäulen Granitsäulen, welche oben mit Bogen verbunden sind, und in dieser Weise Durchgänge nach den Seiten bilden,

so daß sie keine störende Wirkung hervorbringen. — Die reichsten Mosaikearbeiten sind fast überall angebracht, zum Theil sehr alte, zumal auf dem Fußboden des Mittelschiffes, dessen Decke oben in reicher Vergoldung prangt. Dazu ist die Kirche mit herrlichen Denkmälern geschmückt, unter ihnen die Grabmonumente von mehreren Päpsten, und mit blendend schönen Bildern reichlich bedacht. Für gläubige Katholiken sind auch unschätzbare Reliquien vorhanden, sogar Reste der Krippe von Bethlehem. Den Hauptaltar bildet eine Porphyrtwanne mit einer Marmorplatte bedeckt, welche der Sarkophag des römischen Patriciers Johannes, des eigentlichen Gründers der Kirche, sein soll.

So ist denn das Innere von Maria Maggiore nach Form, Styl und Ausschmückung das Edelste und Großartigste was man nur sehen kann, — aber man muß es eben sehen. —

Wenigstens gedenken will ich noch des Obelisken, der hinter der Kirche steht, und der uns den Weg in die gerade Straße der „vier Brunnen“ zeigt, derselben vier Brunnen, von denen uns Göthe, oder vielmehr durch ihn seine Römerin, erzählt; die Aermste ward

„bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt!“

Der Platz ist als solcher kaum nennenswerth.



Eigentlich schneiden sich hier nur zwei Straßen, deren vier Ecken abgestumpft sind und Brunnen mit allegorischen Figuren bilden. Aber doch hat die so bescheiden aussehende Stelle einen eigenthümlichen Reiz. Nach allen vier Seiten hat sie einen hübschen Prospect, der nach drei Seiten — einen Obelisk zeigt.

Die alten Römer haben eine entschiedene Vorliebe für die Obelisk Egyptens gehabt. Sie haben über 40 Obelisk vom Nil nach der Tiber gebracht, von denen noch 12 vorhanden sind. Von den vier Brunnen aus sieht man davon drei aufrecht stehen, ein ungeheurer Luxus, wenn ich bedenke, daß ich in ganz Egypten nur in Alexandrien, Heliopolis, Luxor, Karnak und Philä Obelisk gesehen habe. —

Wir wollen den Obelisk nach Süden zum Wegweiser nehmen, der uns längs der Gärten des Quirinal zum Monte Cavallo führt. Seltsam, seltsam! Aber in Rom ist es nicht anders. Es ist nun einmal Alles seltsam. Der Quirinal ist einer der drei Paläste des Papstes, eine ganze Palastmasse mit reizenden Gärten und voll von den edelsten Kunstsachen, in kirchlicher Beziehung besonders, in welche das neue italienische Hofleben sich gar nicht hineinschiebt. Hier ward Pius VII. gefangen genommen, derselbe Mann, der seinen Gegner Camediante ins Gesicht hinein nannte. — So ist denn mit dem Quirinal ein Untergehen des Papstthums bezeichnet. Mit dem Obelisk

aber erinnern wir an die untergegangene egyptische Herrlichkeit, und das Wort Monte Cavallo macht uns mit Wehmuth des untergegangenen Hellas gedenken. Denn hier stehen die wundervollen mächtigen Statuen der Dioscuren mit den kühnen Rossen, welche man dem Phidias und Praxiteles zuertheilt, jene meisterhaften, großartigen, unbegreiflichen Griechenschöpfungen, welche so tausendmal nachgeahmt und aufgestellt in Museen, Palästen, Eingängen von Parks ein ganzes Kunstschaffen in dieser Pferde bändigenden Weise ins Leben gerufen haben. — Dazu gewährt der Monte Cavallo eine herrliche Aussicht. Man sieht, denkt, träumt, jauchzt und weint über Rom hinweg, und in Mitten der Herrlichkeit muß man dem alten Egypten, dem alten Griechenland, dem alten Rom, dem alten Papstthum zurufen: Deine Tempel, deine Hallen, deine Götter sind gefallen. Denn auch das Papstthum hat sich einer gar bunten Götterverehrung schuldig gemacht. Und in die Mitte dieser ungeheuren Mahnung an Vergänglichkeit siedelt sich jetzt ein neues Dynastengeschlecht an, und richtet in Rom ein Königshaus auf. — Nun: *Urbem Romam principio reges habuere*, so beginnt jener kleine römische Geschichtschreiber, den die Jugend mit fieberhafter Begeisterung als die erste Frucht von dem so sauer empfundenen mensa der Latinitätsstudien zur Hand nimmt, — nun ja: Die Stadt Rom hatte im Anfang Könige, —

warum sollte sie nicht noch einmal Könige haben am Ende? Aber doch ist der Anfang dieses Endes, der so begonnene Anfang des so beginnenden Endes ein Scandal, eine Impossibilität, eine Impietät, wie sie lange, lange nicht vorgekommen sind, immer noch die Ausläufer des depossedirenden rothhemdigen Garibaldianismus.

Das waren meine ersten drei Morgenstunden in Rom, ein ganzes Fluthenmeer von Größe, von Herrlichkeit, von Schönheit, — freilich alle vorher geahndet, schon seit Jahren, ja von Jugend auf zusammengeträumt und zusammengedacht, namentlich auf den Bänken unseres klassischen Lübecker Gymnasiums, — aber nun da in Wirklichkeit, in Wahrheit wie aus einem Guß da vor mir liegend, „oh wie fühlte ich mich in dem geistlichen Rom so begeistert!“ Das waren meine ersten Morgenstunden! Und doch hatte ich nur meinen alten Freund Pettrich aufsuchen wollen.

Jetzt aber wanderten wir quer durch die Stadt, um auch einmal das Volkstreiben zu erleben und in ihm nach der Peterskirche zu gelangen.

Das Volkstreiben in Rom! Ob das Concilstreiben, was in diesen Tagen seine Höhe erreicht hatte, noch ein besonderes Treiben war, kann ich ja nicht sagen; aber mir kam das Volkstreiben in Rom, zumal wenn ich an Neapel zurück dachte, außerordentlich wohlgeföhlet, und gutmüthig philiströs vor, und ich



will gern einen Theil der Rückſicht zuſchreiben, die man vor den Tauſenden von fremden geiſtlichen Gäſten hatte, und dem Einfluß zurechnen, den ſie wiederum auf das Volk ausübten. Geiſtliche aller Kategorien ſah man überall, ja Roms Bevölkerung mag noch nie ſo mit Geiſtlichkeit verſetzt geweſen ſein, wie bei Eröffnung des Concils. Aber doch leuchtete oder ſchimmerte auch aus der gewöhnlichen Volksmenge mir eine große Harmloſigkeit entgegen. Nirgends erſchien mir jenes fieberhafte Treiben, um zu verdienen, wie z. B. in London; nirgends dieſes Umherſtanzen, um ſich zu amüſiren, wie in Paris, — nirgends dieſes lotterbubenartige Nichtsthun oder gar die tückiſche Abſicht, Andere zu ſtören, wie in Neapel. — Die Leute gehen ſtill und unbefangen ihren Weg, ſind unendlich zuvorkommend, wenn man ſie anredet und nach einer Begrüßung fragt, und ſcheinen ſich an ihrer ewigen Stadt zu freuen. Nur muß man ſich nicht zu viel pikante volksthümliche Erſcheinungen im Hauſen vorſtellen. Daß man viele Geiſtliche und manche ſeltſame Ordenſtrachten ſieht, läßt ſich begreifen. Auch manche Hirtengeſtalten und Landleute ſehen gut aus. Unter den letzteren bewegen ſich oft hübsch coſtümirt kräftige Frauenerſcheinungen umher, ſchöne ſinnige Geſichter, der Oberkörper beſonders hübsch und ſittig drappirt. Ein Nieder endet ſchon unter den Armen; die oberen Formen ſind dann von

weitem weißen Gewand dicht umfaltet, ein flatternder weißer Ärmel ist über der Hand geschlossen. So bewegt sich der füllereiche Oberkörper elastisch und elegant beim Daherkommen, aber keine Erscheinung war sich dieser kräftigen Anmuth bewußt. Und dabei muß ich die Bemerkung machen, daß ich eigentlich in ganz Rom keine widerliche Straßencoquetterie von Seiten irgend welcher Frauen bemerkt habe. Auch darin bildete Rom mit seinem Concilstreiben einen schroffen Gegensatz zu Masr mit seiner Suezberauschung.

Höchst originell, und ein echter Charakterzug waren die vielen Pifferari in Rom, die von dem sich vorbereitenden Weihnachtsfest und vom Concil herbeigezogen sein mochten, ernste dunkle Gestalten oft mit schwarzen Lockenköpfen, die mit ihren Dudelsäcken in den Straßen oder vor einem Heiligenbilde ihre schrillende, oft schneidende und dennoch nicht unangenehme Musik machen. Der Dudelsack selbst ist ein Ziegenbalg, gerade so einer, in dem die egyptischen Arbeiter das Wasser holen, um die Straßen damit zu begießen. Während die Pifferari den Balg aufblasen, drücken sie ihn unter dem Arm; die Luft durchströmt eine Doppelpfeife oder eine Art Klarinette oder Hoboe. So machen sie ihre Apenninenmusik, wozu oft ein Knabe umhertanzt, bis man ihnen etwas Geld vom Fenster niederwirft. Dann wandert der Haufe fort,

und nach wenig Minuten steht ein anderer an seiner Stelle.

Unvermeidlich waren in jenen Tagen auch die Zuaven des Papstes, unvermeidlich und anziehend zu gleicher Zeit. Ihr Costüm war grau, eine flotte, nur oben am Hals zugeknöpfte Husarenjacke, — nun, ein Zuavenjäckchen unsrerer Damenwelt —, eine unter dem Knie endende und zusammengeholte Türkenhose und dazu Kamaschen, das kleidsame Theaterzeug mit einem rothen Streifen eingefast, der Hals ganz bloß, — das ist der ganze coquette Anzug. Fast alle waren blutjunge Bürschchen, Knaben, Kinder fast, man hätte sie für verkleidete Mädchen halten mögen. Oft redeten wir die jungen Abenteuerer an. „Mer sind fast Alle dütsch oder Schwieger“ meinte einmal einer, und wirklich hörten wir ganze Trupps von ihnen schwäbisch reden, so daß wir sie unwillkürlich „die Schwaben des Papstes“ hätten taufen mögen. Auffallend wohlgefittet und voll von freundlichem Anstand waren die meisten, dazu viele von ihnen geborene Aristokraten, die wirklich aus fanatischem Eifer für den Papst nach Rom gekommen waren, gerade wie einst die Kreuzfahrer gen Jerusalem zogen.

Da plötzlich öffnete sich die Gasse, wir erreichten einen offenen Quai; ein schmutziger Fluß mit merkwürdiger Einfassung wälzte seine grauen dicklehmigen Wasser einher, eine schmale Brücke, drüben die Engels-



burg, — links die Peterskirche! — Auswendig wußte ich längst das Bild, gerade so, haarscharf so, auch nicht ein Pünktchen anders, — und als ich es nun sah, das welthistorische Bild, mit meinen Augen selbst vor mir sah, da hätte ich laut aufjubeln mögen, und alle ehemalige Pariser Stadtecoquetterie vom Pont neuf neben der Reiterstatue Heinrich IV. gesehen, und aller Londoner Menschentumult vor London Bridge, vom Brandmonument aus beschaut, schien mir trivial und gewöhnlich zu sein neben diesem klassischen Überbilde: Die Brücke S. Angelo, die Engelsburg, die Peterskirche!

Unzertrennlich wie die heilige Dreieinigkeit sind diese Monumente; sie sind das Wahrzeichen des Papstthums, seine Burg, seine Acropolis. Kein Papst ohne diese Trias, aber auch unmöglich diese Trias ohne einen Papst! —

Wir betreten den „Borgo“ von Rom, die Burg der Welt, wie die Welt nie wieder eine Burg haben wird, und nie eine gehabt hat, — eine wirkliche evangelische Acropolis!

Zunächst hängen die Brücke und die Engelsburg innig zusammen; erstere führt schnurgerade auf letztere zu, und letztere steht so dicht am Wasser, daß sie kaum Platz für die Passage nach links am Strom entlang durch den Borgo hindurch nach S. Peter läßt. — Die aus Tuffstein gebaute Brücke ist noch ganz die-

selbe, wie sie 136 n. Chr. vom Kaiser Hadrian gebaut ward, wie denn ja auch die Engelsburg noch immer die alte moles Hadriani, das ungeheure Grabmonument jenes Kaisers aus demselben Jahre ist. Nur die Oberfläche, die Außenseite, der Zuschnitt beider Hadriansbauten ist im Laufe der Zeiten modificirt worden. —

Die Brücke ist nur schmal für den Verkehr. Auf der Fahrbahn weichen sich eben nur zwei Wagen aus; auf dem Trottoir der beiden Seiten können sich nur mit größter Mühe zwei Menschen ausweichen: dazu liegen sie hoch über der Fahrbahn, so daß das Heruntersteigen oft nöthig und dann recht unbequem ist. Die Brücke ist fast wie eine Straße in Pompeji construirt. Sie ist beiderseits von Mauern eingefast, auf denen die Statuen von S. Petrus und Paulus und verschiedenen Engeln, größtentheils Werke von Bernini oder doch nach seinem Plane angegeben, im Ganzen 10 Figuren stehen. Die plumpe Mauereinfassung entstand in Folge eines Unglückes. Als im Jubeljahr 1450 ein ungeheures Menschengedränge auf dem alten pons Aemilius, eben der Engelsbrücke, war, gaben die damaligen schwachen Einfassungen nach, und 170 Menschen kamen beim Sturz in den Fluß um das Leben. —

Moles Hadriani, die Engelsburg! Wer kennt nicht aus irgend einer Beschreibung, nach irgend einem

Bilde diese unerschütterliche Burg Roms, diese kreisrunde Citadelle jenseits der Tiber, um welche die furchtbarsten Stürme von mehr als einem Jahrtausend getobt hatten, ohne sie zu vernichten, — diesen Tower, diese Bastille, wie der Erdkreis keine ähnliche kennen gelernt hat! — Um die Pracht selbst eines Augustäischen Mausoleums zu überbieten, ließ Hadrian, wie ein Pharao am Tiberstrand, sich diese ungeheure Grabkammer bauen, deren Masse, wenn auch nicht ihrer Form, doch ihrer Bestimmung nach, mich an die Pyramiden des Rhoufan, des Schafra erinnerte. Dem Tode geweiht, war ihre Bestimmung in der ganzen Zeit ihres Bestehens, in wildem Hader der Völker Tod und Verderben zu bringen, im Streit der Päpste und Fürsten Hinrichtungen zu sehen, im Kampfe gegen Vandalismus und Brutalität die edelsten Kunstleistungen vernichtet werden zu lassen. Der heutige Bau war ganz mit parischem Marmor bedeckt und mit herrlichen Säulen umgeben, mit welchen Constantin der Große die Basiliken S. Peters und Pauls ausschmückte. Oben auf dem Ringe standen Statuen von Marmor, von Bronze, — Siegeswagen und Rosse, und diese in solcher Menge, daß sie, als zur Zeit des Belisar und Marses die Burg belagert ward, zu Wurfgegenständen auf die Feinde herab benutzt werden konnten. Zur Zeit der Pest in Rom (593) erschien hier die heilige Jungfrau und rettete die Stadt,



dann aber ward die Geschichte der Engelsburg furchtbar. Hier hauste die entsetzliche Marozia mit ihren drei Gatten, und ließ den Papst Johann X. ermorden. Der Dictator von Rom Crescentius ließ hier den Papst Benedict VI. stranguliren und Johann XIV. verhungern. Dafür ward er selbst oben auf der Burg von Otto III. hingerichtet, aber auch der Kaiser von der Wittve des Crescentius vergiftet. Hier trotzte der belagerte Gregor VII. dem deutschen Kaiser Heinrich IV.; hier belagerte Friedrich Barbarossa vergeblich die Macht seiner römischen Feinde. Aber auch die Päpste belagerten sich hier gegenseitig, und die Römer selbst rissen den Marmorbeleg ab, um die Straßen damit zu pflastern. Einmal kam die Engelsburg in die Hände des Königs von Neapel, nachdem Bonifaz IX. sie in eine wirkliche Citadelle verwandelt hatte. Alexander VI. verband sie mittelst eines verdeckten Ganges mit dem Vatican. Gegen den Connetable von Bourbon ward sie von dem berühmten Benvenuto Cellini vertheidigt. Urban VIII. erweiterte ihre Befestigungen, und ließ sie mit Kanonen und Mörsern versehen, zu denen er das Metall vom Pantheondach hernahm. Endlich ließ noch Benedict XIV. den Erzengel Michael von Bronze oben darauf setzen. Neben dieser Statue ist die verhängnißvolle Glocke, durch deren Läuten der Stadt Rom der Tod des Papstes angekündigt wird.

Das ist eine lange wilde Geschichte, die über dem Grabe Hadrians gespielt worden ist! Und was wird dieser Geschichte noch hinzugefügt werden? Denn auch das hat die Engelsburg mit den Pyramiden gemein, daß sie für eine Ewigkeit gebaut zu sein scheint. Offenbar ist sie die dauerhafteste unter den römischen Bauten.

Nachsinrend über das ungeheure Kastell und über die in ihm sich offenbarende Macht der Vorsehung, welche Päpste und Kaiser niederwirft und tod't tritt wie Würmer, gingen wir durch den Borgo, in welchem gleich vornan weitausgedehnte Hospitale von der Munificenz der Kirchenfürsten sprechen. — Plötzlich standen wir vor der Peterskirche. —

Wie sich Rom, die ewige Stadt, mit keiner Stadt der Welt vergleichen läßt, — wie sich dann wieder der Borgo von Rom, seine Dreieit: Engelsbrücke, Engelsburg und Peterskirche, — sich mit keinem Theil Roms zusammenstellen läßt, so läßt sich endlich der Kern von der Welt, von Rom, vom Borgo, die Peterskirche mit nichts in der weiten Welt vergleichen. Ihre Lage, Form, Einfassung, — ihre innere Ausschmückung, ihre kirchliche Bedeutung — das Alles macht sie zu einem Bau, der ganz einzig dasteht, und sich allem Vergleich entzieht.

Diese wunderbare Perle des Weltalls besteht nun wieder in sich und ihrer ganzen Grundbedeutung aus

drei Charakterstücken, deren Betrachtung mir vorkommt wie die Disposition zu einer Predigt, so daß wir sagen können, wir haben, wenn wir in Andacht die Stätte betreten und verlassen wollen, dreierlei zu be-  
sehen und zu bedenken:

1. Den Platz vor der Kirche,
2. Den mächtigen Bau neben der Kirche, die Wohnung des obersten Bischofs, den Vatican,
3. Die Kirche selbst, außen und innen.

Es ist vielfach ausgesprochen worden und auch in Rom gegen mich geäußert worden, daß man beim Betreten des Platzes, und beim Ueberblicken des Ganzen die räumlichen Verhältnisse, von denen man ja so viel gehört, von denen man so viel geträumt hat, anfangs gar nicht so groß finde, als man geglaubt hat. Wer sich aber einigermaßen geübt hat, freie Räume, in denen keine Unterbrechungen durch Gegenstände einen Maßstab abgeben, zu überblicken, wer sich geübt hat in der Augenmessung von Erhebungen hinter freien Räumen oder aus freien Räumen heraus, z. B. eines hohen Baumes in freiem Felde, — und wer dann einen menschlichen Maßstab anlegt, eine menschliche Forderung stellt an ein menschliches Bauwerk, dem wird es beim Betreten des Petersplatzes, wenn er von der Engelsburg kommt, gerade wie mir gehen, — er wird da unten am Eingange, vielleicht etwas links tretend, um auch den Vatican recht in den Raum zu



bringen, wie angenagelt stehen bleiben, wie angedonert schauen, und dann wohl in stillem Sauchzen ausrufen: Beth-El, des Herrn Haus!

Klassischer kann keine christliche Kirche in Rom liegen. Hier lag sonst der mächtig weite Circus des Nero! Hier ließ dieses Ungeheuer, dem Nichts heilig war, zum Ergötzen der Römer die Christen von wilden Thieren hegen und zerreißen! Wenn es eine Stelle in Rom giebt, welche ein Märtyrersfeld genannt zu werden verdient, so ist es diese. Darum erhob sich schon sehr früh hier eine alte, ehrwürdige Basilika, deren prächtige Ausstattung im Lauf der Jahrhunderte berühmt wurde, bis sie von den Saracenen geplündert ward, und dann im großen Brande des Borgo, so wie auch in der Belagerung durch Friedrich Barbarossa bedeutend litt. Die Zeit der Päpste in Avignon nagte ebenfalls an dem alten Bau, so daß beschlossen ward eine ganz neue Basilika in großem, würdigem Styl zu erbauen. Den Hauptplan dazu machte der Meister Donato Lazzari aus Urbino (1444—1514), genannt Bramante; die angefangene Basilika ward von dem gewaltigsten Künstler aller Zeiten Michael Angelo Buonarrotti, aus dem Hause der Grafen von Canossa, Maler, Baumeister, Bildhauer und Stratege in einer Natur (1474—1563) aus Florenz fortgesetzt, nachdem verschiedene Meister, selbst Raphael daran gearbeitet hatten. Namentlich ist die Kuppel

von Sanct Peter, das Pantheon hoch oben in den Lüften schwebend, Buonarottis gewaltige Idee. Doch dieser, obwohl 90 Jahre alt geworden, erlebte nicht die Vollendung des Baues, der ganz im Sinn des großen Mannes fortgeführt wurde. Erst im Jahr 1590 ward die Laterne oben auf die Kuppel aufgesetzt, und somit das mächtigste Bauwerk vollendet, das als ein einheitliches in der Christenheit aufgebaut ist. — Als der dritte große Baumeister von St. Peter erbaute nun noch Bernini aus Neapel (1599—1680) die Colonnade, und schloß damit das große, edle Werk ab, dem man nichts vergleichen darf, wie viel Schönes, Edles und Großes von der bildenden Menschheit an Domen auch aufgebaut sein mag. Vergleiche sind meistens unglückliche Versuche im Gebiete des Schönen, zumal architektonischer Schönheiten! Oder gäbe es doch einen Menschen, der beim Betreten des Kölner Domes sagen möchte, er hätte schon einen schöneren Dom gesehen?

Wahrhaft würdig und weihervoll liegt zuerst der Petersplatz vor uns da. Die Lage der Kirche und des ganzen Borgo bringt es mit sich, daß auf dem Petersplatz gar keine andere Passage, gar kein anderer Verkehr ist, als der zur Kirche hin und der von der Kirche her. Kein Platz der Welt ist so sehr ein Kirchenplatz, wie dieser; keiner ist so sehr für seine Kirche vorbehalten, wie der von Bernini eingefasste riesige Platz, deswegen so riesig erscheinend, weil er

eben schon ein Theil, ein ununterbrochener Theil der Kirche ist. Ohne den Platz könnte man die Kirche garnicht aus einiger Ferne und mit Ruhe ansehen; ohne die Kirche hätte der Platz keinen vollen Sinn, keinen Charakter.

Der Platz möchte fast einem Amphitheater gleichen. Er bildet ein Oval, dessen Querdurchmesser grade die Mitte der Kirche trifft. Ueber 300 mächtige dorische Säulen bilden den weiten Porticus, immer 4 Säulen in einer Reihe, so daß sie drei Hallen bilden; die mittlere so breit, daß sich zwei Wagen darin ausweichen können. Außer dem Haupteingang, der ganz offen ist, sind an den beiden Seiten, also in der Längsachse des Platzes zwei Eingangsportale. Außerdem zählt die imposante Colonnade noch 88 Eckpfeiler an den Ausgängen u. s. w.

Oben auf der Balustrade stehen 162 große Heiligenstatuen, die in solcher Menge einen wunderbaren Eindruck machen, wengleich die einzelnen etwas wie wunderliche Heilige aussehen.

Besonders herrlich macht sich der Anschluß des mächtigen Säulenamphitheaters an die Kirche. Großartig steigen zwei Galerien gegen dieselbe empor, so daß gleichsam ein zweiter viereckiger Platz unmittelbar vor der Kirche entsteht, aus dessen Mitte ansteigend und in drei Absätzen unterbrochen die hohe Treppe zur Kirche emporführt.



Und dazu ist auch der Beleg des Platzes ausgefucht gehalten. Durch das sauber gelegte Pflaster führen aus sechs Richtungen doppelt neben einander hinlaufende weiße Fliesenreihen zum Mittelpunkt, so daß der ganze Platz gleichsam in große Beete eingetheilt ist. In der Mitte steht, um seinen Fuß herum sauber eingefast, ein mächtiger egyptischer Obelisk, aus Heliopolis, den schon Plinius erwähnt, von vier großen Sandelabern umgeben. In größerer Entfernung von ihm zu beiden Seiten, in der Mitte jedes Halbrundes vom Porticus befinden sich zwei schöne Springbrunnen, deren hochauflsprügende Wassersäule als feiner Staub weit umhersprüht. Dadurch gewinnt der Platz ein hocharistokratisches Ansehen.

Und dazu nun im Hintergrunde auf ansteigendem Boden die Kirche selbst, der großartigste Renaissancebau, der nur denkbar ist, oben über demselben zwischen zwei kleineren Kuppeln, — sechs ganz kleine Kuppeln auf dem Dach sind von unten nicht zu sehen, — die ungeheure Kuppel, des großen Buonarottis größter Schöpfungsgedanke, — von mächtigen Pfeilern und Doppelsäulen sicher und ruhig getragen, — das ist ein Bild architektonischer Größe, Pracht, Erhabenheit, ja Göttlichkeit, wie solches wohl nirgends je gesehen worden ist.

Und in all dieser Macht und Größe der gewaltigsten alter Menschenbauten liegt eine so unbegreif-

liche Leichtigkeit. Während man z. B. von den ungeheuer monotonen Pyramiden von Gizeh fürchten möchte, sie könnten einmal bei ihrer furchtbaren Masse in die Erde zurücksinken, aus der sie emporgestiegen sind, scheint die Peterskirche so leicht und lustig, wie Mehemed Alis Marmormoschee auf der Citadelle von Kairo, unter dem Himmel da zu liegen, und man möchte fast besorgt sein, es könnte das schöne Baumeteor nächstens wieder in die Wolken hinaufschweben, aus denen es von Engelsfittigen niedergetragen ist.

Je näher man dem Wunderbau kommt, desto mächtiger entwickelt er seine Größe, seine Formen, seine Gliederung. Tausendfach gestaltet ist Alles an ihm, und doch Alles in harmonischem Zusammenhang, in innerer Nothwendigkeit zu einander und mit einander, von der untersten Treppenstufe an bis hoch hinauf zur Balustrade mit den colossal großen Heiligenstatuen. Das ist Alles so nobel, so herrlich, — ja beim allmächtigen Gott, man freut sich, daß man mit zur Species Mensch gehört, die das ersann und das ausführte, und daß man nun gar noch auch zur Subspecies Christ sich zählen darf, die in solchem Tempel die heilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heiligen Geist anbetet, und sich um ein confessionelles Gezänk gar nicht kümmert.

Und da schämt man sich denn auch nicht des Geständnisses, daß Einem die Thränen aus den innersten

Brunnen der Seelentiefe bis zu den Augen emporquellen, wenn man das imposante Atrium durchwandelt ist, und das Innere der 837 Palmen, d. h. 558 F. langen Kirche mit all ihren Seitengewölben, Kapellen, Nischen, Marmorbelegen, Altären, Bildern und Statuen betritt. Das Mittelschiff ist gegen 80 Fuß breit und noch einmal so hoch, die Kuppel ist dagegen 424 Fuß hoch. Gerade unter der Kuppel, wo das Grabmal des Apostels emporragt, treffen auch die beiden Seitenflügel der Kirche in einer Länge von 427 F. zusammen, und man befindet sich somit in und unter einem Kirchenraum, dessen imposante Wirkung sich mit Worten garnicht sagen läßt. Es fällt da jeder Maßstab fort; man mißt nicht mehr; man ahndet und athmet nur die Größe, und die Größe dessen, der in diesem Dome verehrt sein will.

Während oben die Sonne durch die Fenster der Kuppel hineinstrahlte, und eine Lichtfülle von zauberhaftem Glanze ausgoß, kam ein kleiner Processionszug durch die Kirche gegangen. Chorknaben sangen dabei, eine hochliegende Orgel spielte mit silberklaren Tönen einfache Melodien, doch konnten wir die Orgel selbst nicht entdecken. — An vielen Altären wurden stille Messen gehalten. Ueberall war das in all seiner Pracht so fromme Gotteshaus ein Beth el, ein Haus des Herrn.

Und doch stört etwas im Petersdom den himmli-



sehen Totaleindruck. Aber gerade dieses Etwas ist das Wunderbarste der Kirche, es sind das die Ausschmückungen des ganzen Inneren. Ich habe weder beim ersten noch beim fünften Besuch der Kirche ihre Altäre gezählt, ich habe nicht darnach gegiert und gegeizt, Alles zu sehen, — aber wohin man sieht, ist Altar, ist Marmor, ist Denkmal, Statue, Bild, Mosaik, ist Lichterglanz und Reflex davon auf der polirten Fläche edeler Steinbauten. Und darum läßt sich das Innere auch gar nicht beschreiben, zumal dann nicht, wenn man nicht in Rom, in der Peterskirche lebt, und ganz darin aufgeht. Nicht die Erbauung am Heiligen allein ist es, was die Seele so tief bewegt an dieser Stätte, — nicht allein ein Bethaus ist die Basilika, sie ist auch ein herrliches, unbegreifliches Museum christlicher Kunst, wie kein zweites in der Welt. Und die Kunstschätze sind hier nicht zusammengebracht, um nur einen Kunstprunk zu bilden, o nein! Hier ist Alles legitim, von vorn herein für diese und jene heilige Stätte bestimmt, an ihr selbst ausgeführt; Alles hat hier seine Bedeutung, und darf darum gar nicht fehlen. — Und da es nun unmöglich ist, Alles nach Form und Inhalt, nach Gestalt und Bedeutung kennen zu lernen, wenn man nur einige Male Buonarrotti's mächtigen Kuppelbau besuchen kann, so ist es wohl verzeihlich, wenn ich eben sagte, es wäre doch etwas am Petersdom, was den himmlischen Totalein-

druck störte, — der mächtige Eindruck den die Einzelheiten machen.

Um aber auch diesen Eindruck voll in uns aufzunehmen, beschlossen wir, jeden Tag in die Peterskirche zu gehen, den wir in Rom bleiben würden. Und damit endigten wir unsern ersten Besuch der Kirche, nicht ohne noch einige Augenblicke im Vestibulum stehen zu bleiben, und über den Petersplatz zu blicken, der gewiß von 200,000 Menschen nicht ausgefüllt werden würde. Fast leer war das geistliche Amphitheater, so sauber sein Estrich, so harmonisch seine Säulenhallen ringsum, so anscheinend neu und wohl erhalten Alles, und und vor Allem Alles so großartig, daß ich mich kaum gewundert haben würde, wenn mit einem Male der heilige Vater selbst, oder gar der Apostel Petrus daher gekommen wäre in seiner vollen himmlischen Herrlichkeit.

Noch einige Stunden waren bis Abend. Man wird so hastig gierig nach dem Sehen und immer wieder und immer von Neuem Sehen in diesem ewigen Rom, daß man jeden Augenblick, in dem noch ein Strahl Tageslicht vom Himmel fällt, benutzen muß, um all die alten und neuen Herrlichkeiten, die Romantik und den Schmuck der urbe dell'orbo zu beschauen.

Um das aber noch bis Abends fortzusetzen, mußten wir erst in eine trattoria gehen. Ein Original!

Drei Glasthüren führen gleich von der Straße in die Spelunke, in der die Abfütterung ganz merkwürdig systematisch und zugleich fabelhaft bona fide geschieht. Des Kommens und Gehens war kein Ende; besonders viel Geistliche kamen zum Essen. Schrecklich schmutzlig sahen Tischtuch und aller Essapparat aus; doch war das Essen vortrefflich, — Suppe, Braten, Kartoffeln, Maccaroni, Brot, Käse, Wein! — Wein (Orvieto) und Käse, letzterer etwas trocken, waren wirklich ganz ausgezeichnet, die Maccaroni unsterblich! Und zuletzt ward noch originell die Abrechnung gemacht. Zwar haben die Artikel ihre festen Preise, aber der Wirth glaubt noch an die Ehrlichkeit der Gäste; er fragt, was man gehabt habe, und hält die große durchsichtige Orvietoflasche gegen das Licht und die Rechnung ist fertig; sie schien mir unmäßig billig zu sein.

Wir gingen an der Kaserne vorbei, welche von dem Garibaldianismus zum Theil in die Luft gesprengt ward, ein Vandalismus, der sich den neusten Excessen der Commune von Paris an die Seite stellen darf. — Doch kehrten wir nicht über die Engelsbrücke zurück, sondern blieben auf dem rechten Tiberufer (trastevere) und wanderten längs der ziemlich breiten und geraden via della Longara bei einer eisernen Brücke vorbei, die im alten Rom allerdings einen modernen Eindruck macht. —



Wir hatten in der *via della Longara* aber eine Speculation, die uns fehlschlug. Am Ende der genannten Straße liegt der Palast *La Farnesina*, der so berühmt geworden ist durch *Raphaels* Pinsel. Hier ist seine herrliche Geschichte der *Psyche* in 10 Bildern dargestellt, hier seine unnachahmliche Freske: Der Triumph der *Galathea*, ein Bild, dessen Kupferstich mir immer den Eindruck hinterlassen hat, als könnte kein mythologisches Bild so viel maßvolle Fülle, Schönheit und Abrundung enthalten, wie dieses. — Aber *La Farnesina* war nicht zugänglich! Nach einer neuen Einrichtung kann man sie nur zweimal im Monat besuchen. Doch muß ich hierbei bemerken, was freilich schon bekannt genug ist, daß die römischen Patricier in Darbietung ihrer Kunstschätze zum Betrachten eine fabelhaft humane und freisinnige Weise befolgen, wofür sie recht eigentlich den Dank der Welt verdienen.

Also heute kein *Raphael*, weder *Psyche* noch *Galathea*! Aber doch bot uns der kleine Umweg, — wir wollten noch zum *Kapitol* —, verschiedenes Interessante. Am Ende der Straße kamen wir durch den *Recinto Aureliano*, *Aurelians* Stadtmauer, über den *Ponte Sisto*, eine auf altrömischen Substructionen vom Papst *Sixtus* dem vierten neu aufgeführte Brücke, in die eigentliche Stadt zurück und machten zunächst einen Gang durch den sogenannten *Ghetto*, der freilich heutigen Tages seine Eigenthümlichkeit und sein Interesse

verloren hat. Früher war hier in diesem winkeligen Quartier an der Tiber, der Tiberinsel gegenüber, das Judenquartier mit verschließbaren Thoren, zwischen welchen Nachts die Juden eingeschlossen wurden. Damals soll dasselbe einen vollkommen israelitischen Anstrich gehabt haben, und namentlich reich an Trödel-laden und allen nur denkbaren Boutiken des Kleinhandels gewesen sein. Seitdem es aber den Juden in Rom gestattet ist, zu wohnen, wo immer sie wollen, und der Ghetto nicht mehr verschlossen wird, — ich habe auch keine Thore bemerkt —, so hat das Stadtviertel seinen ehemaligen Charakterzug ganz verloren und sieht nur ein ganz klein wenig schmutziger aus, als die schmutzige ewige Stadt selbst, in der von einer Straßenpolizei gar keine Rede ist.

Aber zwei Erinnerungen an eine bessere Zeit sind am Ghetto, die wir aufsuchten, die eine ist das Theater des Marcellus, die andere der sogenannte Schildkrötenbrunnen.

Wenn man vom Ghetto aus auf einen kleinen Platz, die Montanara, gelangt, also geheißten von den Landleuten oder Arbeitern aus den Gebirgen, die dort umherstehen und Arbeit suchen, so entdeckt man gar leicht hübsche altrömische Substructionen eines Amphitheaters, in welches sich der Krautmarkt und die Höferei des gewöhnlichen Volkslebens hinein parasitirt hat, während andererseits ein römischer Palast darüber

hinweg gebaut ist. — Das von Cäsar und Augustus erbaute Theater, nach dem Enkel des Letzteren, Marcellus, theatrum Marcelli genannt, konnte 30,000 Zuschauer fassen, und war eins der reizendsten Bauten des alten Roms; namentlich soll es an Eleganz das Colosseum hinter sich gelassen haben. Aber leider liegt das untere Geschöß mit dorischen Säulen ganz in der Erde; das zweite trug jonische Säulen; statt des dritten Stockwerkes erheben sich heut zwei Stockwerke des Palastes Orsini-Savelli drüber hinaus. Aber auch so noch bietet es in seinen Resten und besonders in seiner Façade nach der Montanara ein reizendes Muster von Eleganz und reinem Geschmack. Trotz des Namens Orsini Savelli dachte ich beim Anblick des modernen Ueberbaues an die arabischen Lehnhäuser in Luxor, und an Esneh, die Stadt auf dem Tempel. Vielleicht gräbt man doch noch einmal das herrliche theatrum Marcelli aus dem tiefen Schmutz Roms heraus.

Mindestens eben so anmuthig, wie dieser Bau als Theater war, ist der naheliegende Schildkrötenbrunnen als Fontaine. Vier schlanke Knaben, — sie erinnern mich an den Discuswerfer aus Bronze in Neapel, — aus Bronze gearbeitet in der anmuthigsten Stellung auf Delphinen, halten mit der einen Hand eine Schildkröte mit dem Kopf in eine flache über ihnen stehende Schale. Unnachahmlich ist diese bewegte, zier-



liche ächt griechische Kreisgruppe, wenn sie auch aus dem Jahre 1535 stammt. Niemand sollte, wenn er das Marcellustheater aufsucht, dieses schöne Denkmal der wieder auflebenden Metallkunst auf der piazza delle tartarughe, wie der Platz nach den Schildkröten genannt wird, ungesehen lassen.

Endlich standen wir denn am Fuße des Capitolinischen Hügels mit seiner berühmten Treppe, links auf der Höhe die alte Kirche der heiligen Maria in ara coeli, wo einst der Tempel des Capitolinischen Jupiter stand, — neben ihrem Aufgang ein selbst noch im Winter reizender Blumengarten von fast subtropischer Natur, der mich als eine Versöhnung zwischen Christenthum und Heidenthum, zwischen Natur und Kunst seltsam erquickte.

Der Capitolinische Platz oben ist nicht groß, nach drei Seiten von Gebäuden, d. h. von drei Palästen eingefast. Vor Allem ist in der Mitte Marc Aurels Reiterstatue aus Bronze klassisch, ein wirklich imponantes Standbild, was man gar nicht genug ansehen kann. Besonders ist der Gaul, ein tüchtiges, dickes Roß, wundervoll wahr und lebendig, und läßt meines Erachtens alle eleganten Rosse der Neuzeit hinter sich. Unwillkürlich denkt man an den ewigen Schimmel Bouvermans. — Am freien Rande stehen zwei Marmorcolosse der Dioscuren, die Trophäen des Marius, Standbilder des Constantin und seines Sohnes, und

alte Meilensteine. Im Hintergrunde befindet sich der sogenannte Senatorenpalast auf den Substructionen des alten Capitolinischen Tabulariums, einerseits das Capitolinische Museum, andererseits der Palast der Conservatoren. Der kleine Platz ist die eigenthümlichste Verbindung der altklassischen Zeit mit der Renaissance, des Heidenthums mit dem Christenthum, der Zeit der römischen Imperatoren mit der Kunstliebe der Kirchenfürsten. Nirgends so wie hier hat Michael Angelos Genius zusammengetragen, aufgestellt, geschaffen, gebaut — jenes wunderbaren Mannes, der in glühender Begeisterung eine Peterskirche schuf und in altklassischem Sinn ein Capitol wieder herstellte.

Hier also ward Roms Größe gegründet, die Größe der ewigen Stadt, die da unten nach Norden sich hin erstreckt bis zur piazza del popolo, bis zur Engelsburg und vor Allem bis zur Peterskirche! Von hier aus ward die Welt regiert!

Und nun der entsetzliche Revers der weltgebietenden Roma, wenn man nach dem Hintergrunde des Platzes geht, sei es rechts, sei es links vom Senatorenpalast, — dieses ungeheure Schicksal!

Allmächtiger Gott! rief ich erschüttert aus, als ich nach dieser Hinterseite hinabsah in die Tiefe.

Da lag das todte Rom umher, ein ungeheures Schlachtfeld von Säulen, Tempelresten, Triumphbogen,

Amphitheatern, Palästen, Basiliken, — einst genannt das Forum Romanum, das Forum der Könige, der Republik, der Cäsaren, heute heißt es ganz absichtslos ganz harmlos campo vaccino, ein Feld für die Kühe, ein friedlicher Spaziergang, ein Spielplatz für Kinder mit ihren Müttern, so recht ein ächtes *far niente* ein transponirtes: *Ibam forte via sacra*, denn die *via sacra* des Dichters, auf welcher jener römische Bummler ihn todt schwagen wollte, geht mitten hindurch durch diese alte Kumpfkammer unter freiem Himmel, — *hideux mais beaux* hätte Byron hier ganz gewiß auch ausgerufen!

Aber meine Seele rief: Allmächtiger Gott! Denn das konnte nur Gottes Zorn gethan haben! Da lag die alte Herrlichkeit in ihrem verwüsteten Zusammenhang, der Tempel der Concordia, des Vespasian, die Schola Cantua, der Tempel des Saturn, die Stelle der Rostra, der Triumphbogen des Septimius Severus, die Säule des Phocas, die Basilica Julia und der Tempel des Kastor und Pollux, — der Vestatempel und der Faustinentempel, der Tempel der Penaten und die drei Kriessengewölbe der Basilika Constantina — ihnen gegenüber die farnesischen Gärten, wo man am Abhang des Palatiniſchen Hügels jetzt die alten Kaiserpaläste wieder ausgräbt, — dann der Bogen des Titus, der mächtige Bogen Constantins und zum



Schluß noch der ungeheuerste Torso der römischen Vergangenheit, das Colosseum!

Aber wie war das möglich, wie konnte das geschehen, wie mochte Gott es zugeben, daß soviel Herrlichkeit zusammenbrechen durfte?

Unmittelbar am Capitol, links davon, am Anfang des forum Romanum liegt an der Ecke der via di Marforio der alte carcer Mamertinus. Von hier aus wurden die Apostel Petrus und Paulus nach der alten Ueberlieferung zum Tode geführt; denn die Römer wollten nicht hören auf das Wort des allmächtigen Gottes, das aus dem Munde der beiden Apostel kam. Und deswegen liegt die Römerwelt vor dem carcer Mamertinus in Trümmern und Verwüstung, Göttertempel und Kaiserburgen! Nur die Leichensteine ragen noch heraus aus dem Schlachtfeld, auf welchem der Herr, der Sodom und Gomorrah untergehen ließ, sie zusammenhieb und hinrichtete, diese Weltenimperatoren, ihnen zur gerechten Strafe, und allen kommenden Imperatoren zum furchtbaren, abschreckenden Beispiel! —

Und wenn man mich fragt, was mich, nachdem ich in einem Tage Rom durchwandert hatte, am meisten bewegt und ergriffen hat, so sage ich: Es ist der weltrichtende Gegensatz zwischen dem Nordwesten und dem Südosten der Stadt! — Dort im Nordwesten das wunderbar schöne Haus des Herrn mit sei-

ner herrlichen christlichen Kunst, seinem stillen Frieden, seiner erquickenden Erbauung, wo jeder Blick zu einem Gebet, jeder Athemzug zu einem Lobgesang aus bewegter Seele wird, ein wirkliches himmlisches Jerusalem schon hier auf Erden! Hier, im Südosten diese zerrissene und zerfetzte Heidenwelt, ein Göztempel neben dem andern, eine Selbstanbetung imperatorischer Größe sich anreihend an die andere! — Ja, Eghypten war auch großartig in seiner hinsinkenden Pharaonenpracht; — aber sie hatte ja doch immer nur ihre Bedeutung am Nil! Aber hier dagegen auf dem forum Romanum wurde Weltgeschichte gespielt, wie sonst nirgends wo; hier wurde Weltgröße aufgebaut, wie seitdem nie wieder! Und das Alles, auch dieses, selbst noch dieses erlag dem Worte, das aus der Apostel Mund hervorging, und seitdem die Welt durchwandert, die Welt besiegt hat. — Ja der Gegensatz zwischen dem Christenthum und dem alten Römerthum, beide mit ihrem Gefolge hat mich am meisten bewegt und ergriffen an jenem Tage meiner ersten großen Wanderung durch Rom! Und ich glaube, einem Christenmenschen, sei er von welcher Confession er wolle, kann es garnicht anders gehen, wenn er überhaupt Angeichts solches Gegenjates, solches Sieges noch an irgend eine Confession, an einen Hader unter Christenmenschen denken mag.

Aber doch war sie groß, edel, erhaben diese Römer-

welt, — erhaben, edel, groß ist sie noch in ihren Trümmern, wenn auch gar oft eine gewisse Gedrungenheit und Schwere in ihren Bauten die Eleganz, das leichte Aufstreben der Form hindert und ungefällig erscheinen läßt. Namentlich hat mich gar häufig bei den alten Römerbauten, zumal den Triumphbogen das Gewicht, die zu große Masse des Getragenen oben auf dem Tragenden verlegt. Das kühne Emporsteigen des Durchganges, oder der Durchgänge ist so belastet, so zusammengedrückt, daß man oft die Empfindung hat, es möchte der Bau, statt in den Himmel zu steigen, in den Boden hinein gedrückt werden, oder dem Hindurchwandernden auf den Kopf fallen.

Doch davon abgesehen ist das campo vaccino eine gewaltige Stätte, gewaltig in ihrem Gesamteindruck, wenn auch an manchen Stellen die Bauten 30 F. tief rings her ausgegraben werden mußten, ehe man das altrömische Pflaster erreichte und bloß legte, — gewaltig, herrlich und anmuthig in allen ihren Details und so wunderbar lehrreich für den Alterthumsforscher, für den Architekten und hinterher noch für den Laien, daß dieses campo wohl alle Stätten der Welt übertrifft.

Wie wundervoll gleich die erste Gruppe der Ruinen, die sich bis dicht unter das Tabularium des Kapitols herunterdrängt, der Bogen des Septimius Severus, der Concordientempel, Vespasianstempel, die



Schola Kantha und der Saturnstempel! Diese Gruppe allein in ihrer Grube ist ja schon eine ganze uner-schöpfliche Studie! Wie reizend ist der Gegensatz zwischen den drei weißen canellirten korinthischen Säulen des Vespasiantempels, einer wirklichen Grazien-gruppe der kokettesten Art, und den acht schönen schlich-ten jonischen Säulen des Saturntempels, — wie mäch-tig der Effect des Triumphbogens dicht vor ihnen, wie anmuthig spielend fast die Wirkung der zahlrei-chen kleineren Säulen hinter ihnen, wo wahrscheinlich vom Julian dem Abtrünnigen die zwölf Gottheiten noch einmal aufgestellt wurden. Wie stattlich ragt dann, wenn wir weiter gehen, die Denksäule des Pho-kas dort hervor, historisch werthlos wie die Pompejus-säule hinter Alexandrien, aber als Säule, — grade wie jener Granitmonolith am Meeresufer von Egyp-ten —, doch herrlich anzuschauen, eine canellirte ko-rinthische Säule von weißem Marmor auf einem zwölf-stufigen Postament frei stehend. Nur wenig weiter ge-gen den palatinischen Berg stehen da noch die frei em-porragenden drei korinthischen Säulen des Tempels von Kastor und Pollux. Alles andere, was sonst hier lag und stand als Ausdruck der römischen Macht und Herrlichkeit, liegt und steht jetzt umher als unkennt-liches Stückwerk, — Postamente und Ziegelsubstructio-nen, Säulenreste von allen Längen und Formen, von weißem und gelbem Marmor und von egyptischem

Granit, ein Chaos von Kunst und Pracht, eine Wehmuth, eine weinende Elegie.

Bizarr und originell ist es dem Faustinentempel gegangen, den drei Säulen des Dioskurenheiligthums gegenüber, also links vom Wege nach dem Colosseum. Hier liegt die Kirche S. Lorenzo in Miranda, und diese Miranda ist eine hübsche dicht vor der Kirche stehende Fagade von 6 corinthischen Säulen, der Rest des Tempels des Antonius und der Faustina, in welchen Tempel man die Kirche ohne weiteres hineinbaute. Die Säulen reichen gewiß 16—20 Fuß tief in die Erde hinein.

Kaum hat man Zeit gehabt, diese lebendig begrabene Säulengruppe, — und wirklich ist sie das Produkt eines schönen Kunstlebens — zu betrachten, so taucht wenige Schritte davon eine mächtige Ruine auf, selbst noch in ihren geringen Resten eine der gewaltigsten Ruinen der ewigen Stadt, die Basilika des Constantin. Noch steht ein Rest des ungeheuren dreischiffigen Gebäudes da, dessen Mittelschiff 88 Fuß Breite hat, also noch breiter ist als das Mittelschiff der Peterskirche. Die Seitenschiffe waren kleiner, aber immer noch mächtig genug, um gewaltige Hallen zu bilden. Noch kann man mancherlei von dem Schmuck erkennen, mit dem die imposante Basilika innen geziert war. Doch ist Alles, was an Säulen und Pfeilern darin und davon stand, fortgekommen. Die letzte

der korinthischen Säulen, die über 55 F. hoch waren, steht vor Santa Maria Maggiore, die dort das Standbild der heiligen Jungfrau trägt. Trotz aller Großartigkeit hat gerade diese Ruine etwas Schauriges an sich. So öde und ausgestoßen gähnen die drei Wölbungen hinüber nach dem palatinischen Hügel!!

Kehren wir zurück zu der Baumallee, die das campo vaccino mitten durchzieht, die via sacra unserer Zeit, so kommen wir gerade auf den Triumphbogen des Titus zu, einen höchst interessanten Bau, der aus griechischem Marmor aufgeführt und mannigfach verstümmelt, dennoch sehr gut restaurirt ist, und deswegen den angenehmen Eindruck einer architektonischen Abrundung und Vollendung macht. Fast können wir diesen merkwürdigen Bogen als einen Pylonen zum Colosseum dicht hinter ihm ansehen, diesen Schmerzensbau des jüdischen Volkes, denn der Triumphbogen des Titus bezieht sich ganz speciell auf die Zerstörung Jerusalems. Auf dem Relief des Bogens sehen wir den Imperator auf seinem Triumphwagen und seine Soldaten mit den jüdischen Gefangenen und der ganzen Beute aus dem geplünderten Tempel; sogar der berühmte Leuchter mit den sieben Armen ist dargestellt. Das ist derselbe Triumphzug, in dessen Gefolge 30,000 gefangene Juden nach Rom kamen, um das dicht hinter dem Titusbogen stehende



Colosseum, das zweite Egypten der Israeliten, ein anderes Ramses oder Pithom, zu bauen.

Und so redet denn dieser mächtige Bau, das Colosseum, mit welchem die Scenerie des campo vaccino sich abschließt, doppelt und dreifach mahnend zu uns, ein Monument der Strafen Israels, der Züchtigung Roms selbst.

Glücklicher Weise ist das Colosseum Roms, das Amphitheatrum Flavium so viel abgebildet worden, in allen nur denkbaren Werken für Jung und Alt, daß ich es nicht zu beschreiben brauche; denn es läßt sich mit Worten nicht beschreiben. —

Wer aber die beiden größten Gegensätze in Rom mit zwei Worten bezeichnen will, der nenne die Peterskirche und das Colosseum.

Vom Vespasian angefangen, vom Titus mittelst gefangener Juden vollendet, bietet das Colosseum einen wirklich ungeheuren Anblick. Drei, oder wenn man will auch vier Arcaden erheben sich kühn und sicher übereinander. So colossal ist der ovale Bau, so sicher, so fest, und doch so elegant dabei, eine so gewaltige Rolle spielte er im römischen Volksleben, daß man bei seiner Betrachtung wirklich allen Faden einer zusammenhängenden Reflexion verliert. Wohl staunt man hinauf von einer Arcade zur andern; denn eine Arcade scheint immer noch kühner und lustiger als die andere; — aber doch gedenkt man des unglück-

lichen Volkes, welches vom fernen Osten herbeigeschleppt, das immense Problem der Baukunst unter Flüchen und Todesröcheln löste. — Man stellt sich mit staunender Bewunderung vor Augen, wie 90,000 Menschen diese aufsteigenden Ränge und Reihen im Innern anfüllten und begeistert aufjauchzten! Und worüber? Daß dort unten in der Arena fünftausend wilde Thiere fletschend und brüllend sich anfielen, daß dort ganze Turmen von Gladiatoren nach dem verfluchten: *Morituri te salutant, Caesar!* austraten und sich niederstießen, — und daß glaubensvolle christliche Märtyrer hier von afrikanischen Raubthieren zerrissen wurden. O, es war eine verfluchte, entmenschte Menschheit in diesen Räumen, als hier der heilige Ignatius von Antiochien zerrissen ward! Wenn diese Steine reden könnten! Nun, sie reden von der Majestät des alten Rom, von dem Untergang des alten Rom, vom Untergang des Gewaltigsten, was die Erde gesehen hat, vom Untergang des *imperium Romanum*.

Als Wahrzeichen davon hat man im inneren Raume, nachdem schon viele Jahrhunderte an dem architektonischen Riesengebäude Steine und Metalle geplündert hatten, die Zeichen des siegenden Christenthums aufgepflanzt. Mitten in der Arena steht ein großes Kreuz aufgerichtet, und 14 Betaltäre oder kleine Kapellen sind ringsher eingebaut. Sie thun dem Um-

phitheater nicht den geringsten Abbruch in dem Ausdrucke seiner Größe und Majestät, sind aber die bestimmtesten Denkzeichen und Erinnerungen, daß da, wo sie stehen, keine blutigen Dramen wieder aufgeführt werden.

Ganz herrlich, ganz tadelfrei und edel ist nun noch seitlich vom Colosseum nach dem palatinischen Berg hinwärts der Triumphbogen Constantins, vielleicht der am besten erhaltene und der schönste von allen Triumphbögen aus der Römerzeit. Dennoch hat die genauere Untersuchung an diesem wahrhaft glänzend ausgestatteten Bau eine Doppelnatur in Anlage und Ausführung erkannt, so daß man den Triumphbogen aus benutzten Resten eines Trajandenkmals oder Siegesbogens, und dem wirklich für Constantin errichteten Bau zusammengeschmolzen sich denkt. So sind denn auch die basrelieffischen Darstellungen gemischt, theils rein heidnische, theils aber sich der Zeitstimmung hinneigend, die den Imperator zum Christenthum leitete. Doch dem sei, wie ihm wolle, der Triumphbogen des Constantin ist trotz der Verschiedenartigkeit des Styls, der Ausschmückung und einer gewissen Ueberladung von Pracht ein so wundervolles und dabei so gut conservirtes, ich möchte sagen, trotz des einen oder anderen kleinen Defectes, so neu aussehendes Monument aus alter Zeit, daß man es



gar nicht genug beschauen, gar nicht genug bewundern, sich gar nicht genug daran freuen kann.

Damit war unsere Wanderung des ersten römischen Tages zu Ende, — oder fast zu Ende, denn noch Etwas sollte sie uns bringen. Wir gingen beim Faustinentempel in die Straße hinein und klopfen bald an eine Thür, die uns in ein Waisenhaus führte und in Begleitung einer Schaffnerin durch einen Garten und eine Treppe hinauf oben auf das platte Dach der Basilica des Constantin gelangen ließ.

Auf dieser leicht schräg geneigten Platte kann man die Mächtigkeit der Ruine selbst in ihrem Ueberrest vollkommen übersehen. Besonders aber kann man von hier hinabschauen auf die imposante Trümmerwelt des campo vaccino. Ganz am östlichen Ende des klassischen Belvederes erhebt sich die abschließende Wand mit einer Fensteröffnung, die eins der zauberhaftesten Bilder gewährt, welche nur zu finden sein mögen. Die Oeffnung umrahmt fast neckisch grade das Colosseum, es steht ganz frei, ganz isolirt in dem Bilde. Ueber der niedrigen Seite des mächtigen Baues hinweg schweift das Auge in die Ferne und weist gern an den dort malerisch aufsteigenden Bergen. Sollte das Fenster mit seinem Durchblick oben auf dem Dach der Basilica Constantins einmal photographirt werden, man würde vielleicht die Existenz solcher anmuthig großartigen Spielerei bezweifeln, und die Umfassung

des Colosseums nur für eine photographische Effecthascherei halten. —

Wer aber in den nächsten Zeiten einmal die Stelle aufsucht, und durch den Kohlgarten geht, der sich hinter der Basilica hinzieht, der sehe sich den dort stehenden Orangenbaum an. Der Kerl ist ein vollendetes Prachtexemplar an Zierlichkeit des Stammes und prächtiger Abrundung der dunkel und dicht belaubten Krone, auf welcher der Ueberfluß der goldenen reifen Äpfel weit hinschimmert.

Und nun noch einige Schritte weiter die Straße hinauf! Dort steht die Basilica Eudoxiana oder St. Pietro in Vincoli. Ein schönes Marmorportal bildet den Eingang in die Kirche. Betritt man diese, so steht man wieder in einer wundervollen Basilica zwanzig antike canellirte korinthische Säulen tragen das Mittelschiff, und machen jenen zauberhaften Tempel effect, der, wie verschieden auch die Details sein mögen, doch an die St. Maria Maggiore erinnert. Und so ist Alles, aber auch Alles, Alles hier ebenfalls herrlich, kunstsinzig und förmlich erquickend für Auge und Herz.

Die Kirche enthält unter ihren Merkwürdigkeiten die Ketten des heiligen Petrus, und rechts an der Seite eine jener Kunstleistungen, die recht eigentlich *ex ungue leonem* erkennen lassen. Hier sitzt der Moses des Michael Buonarrotti, der Herkules vom Sinai, ein Löwe unter den Gesetzgebern, der

eben von seinem Sessel auffahren will, um begeistert und fast zornschraubend das Wort in die Welt einzudonnern: „Ihr sollt!“ — Welche Kraft, welche Fülle, welche Entschlossenheit in dem Mann Gottes! Das ganze sitzende Standbild, ein jüdischer Ramses, ist eine wunderbare Studie! Nur der Genius, der das Pantheon auf das Kreuz der Peterskirche setzte, konnte solchen Moses ersinnen und aus dem Marmorblock herauschauen. Rahel und Lea neben ihm, im Sinne einer Maria und Martha aufgefaßt, sind viel weicher gehalten. — Sie sollten das Denkmal des Papstes Julius II. bilden, welches Denkmal, — ein riesiger Gedanke —, auf 40 Statuen berechnet war. Vielleicht wäre es ein „jüngstes Gericht“ in Marmor ausgehauen worden. Keine Statue der Welt hat Ähnlichkeit mit diesem Moses, ebenso wie kein Künstler Ähnlichkeit gehabt hat mit Buonarrotti.

Als wir in der schönen Basilika den gewaltigen Mann umstanden, — es hatten sich einige Gruppen von Geistlichen eingefunden —, fing es an zu dämmern. Im Halblicht gewann der Moses wirklich ein furchtbares Ansehen. Er sah aus wie sein eigener Jehovah. Und in tief ernster Stimmung verließ ich St. Pietro in Vincoli! —

Welch ein Tag, so ein Römertag, so ein erster Tag in Rom! Ja, man fühlt es, weil man es hört und sieht an allen Ecken und Enden, daß das nur



die ewige Stadt sein kann, welche man durchwandelt, die mit ihren Monumenten über ihre eigene Gründung hinausgriff bis in die Zeiten hinaus, wo Jacob nach Egypten zog, und man im alten On, Heliopolis, Obelisken aufrichtete, — die Stadt der Republik, welche sich ganz Italien unterwarf, — die Stadt der Imperatoren, der die Welt zu Füßen lag, — die Stadt der Päpste, welche in langer Reihe fortschreitend die uralte Legitimität vorstellen und alle anderen Dynastenfamilien nur als Parvenus erscheinen lassen, — die Stadt des alten italienischen Adels, die Stadt der Paläste, deren über 70 in der urbe dell'orbe stehen! — Mit Recht sagen Wittmer und Molitor in ihrem „Rom“ darüber: „Mit Recht wird Rom noch immer die Stadt der Paläste genannt. Keine andere Stadt der Erde kann sich mit ihr messen, was die Anzahl der durch Architektur und Kunstgegenstände ausgezeichneten Palastbauten angeht, deren Besitzer einen in der That fürstlichen Gebrauch von ihren Kunstschätzen machen, indem sie mit großartiger Liberalität den Zutritt zu denselben gestatten. Es gehört das mit zu dem Luxus der römischen Principi, und man muß gestehen, daß dies ein wahrhaft edler Luxus ist. Den mittelalterlichen, burgähnlichen Charakter, wo den Höfen der Barone der Thurm nicht fehlen durfte, haben diese Bauten längst verloren. Sie sind im Styl der Renaissance aufgeführt, mit weiten, säulen-

tragenden Vestibülen, prächtigen Treppenanlagen, Höfen mit perspectivischen Durchsichten und weitläufigen Nebengebäuden. Neben den Riesenruinen der antiken Stadt entstanden, nehmen sie, gleichsam gezwungen, Theil an deren kolossalen Verhältnissen und Dimensionen. Wenn diese nur weniger in die Augen springen, so liegt die Ursache hiervon theils darin, daß sie mitten unter solchen grandiosen Ruinen selber wieder in so großer Anzahl sich erheben, — theils sind sie in den dichtbevölkerten Stadttheilen nicht selten sehr ungünstig in engen Straßen gelegen, wo sich die Pracht der Architektur und die Großartigkeit der Räume nur im Innern entfaltet. Aber auch hier hat der Südländer andere Begriffe von Wohnlichkeit, Behaglichkeit und Eleganz, als wir im Norden sie haben, und es macht immer einen heitern Eindruck, wenn der beschränkte Gesichtskreis eines Fremden im italienischen Haus Dinge vermißt, wofür der Italiener weder Sinn noch Bedürfnis hat. Für ihn besteht die Behaglichkeit des Lebens im Haus vor Allem in hohen, weiten kühlen Räumen, und dafür wird so reichlich wie möglich, ja verschwenderisch gesorgt. Die Bequemlichkeit darin zu finden, daß man den Salon, wie es die neueste französische Mode will, in ein Möbelmagazin verwandelt, durch dessen einzelne Stücke man sich durchwinden muß, dazu hat es der Römer noch nicht gebracht. Dafür bieten die in diesen weiten Marmor-

räumen aufgehäuften Kunstschätze den reichlichsten Er-  
 satz. Die Museen der Paläste, wie der Villen Roms,  
 in welchen unser staunendes Auge so viele Meister-  
 werke der modernen Kunst erblickt, versetzen uns so-  
 gleich in die antike Welt zurück, unter deren ernstern  
 Marmorgestalten wir sinnend umherwandeln. Götter,  
 Heroen, Weise und Gelehrte, Fürsten, Staatsmänner,  
 Feldherrn, Dichter und Künstler der alten Zeit um-  
 geben uns; selbst die verstümmelte Inschrift und das  
 verwitterte Relief lassen uns oft einen tiefen Blick  
 in Geist und Wesen jener heidnischen Jahrhunderte  
 thun. Wenn wir aber auch in solcher Weise nicht  
 die mannichfaltigsten und tiefsten Einblicke in das Leben  
 jener entschwundenen Zeit gewinnen, einen bleiben-  
 den Eindruck, welcher zum Nachdenken den reichsten  
 Stoff bildet, werden wir jedenfalls von diesen Mar-  
 morgestalten mitnehmen. Es ist der unvergeßliche  
 Eindruck, welchen die tiefe, oft bis zur finstern Härte  
 und zum Trotz gesteigerte Schwermuth, die auf den  
 schönsten Zügen fast aller dieser edelen Gebilde liegt,  
 auf den Beschauer macht, das ernst mahnende Wahr-  
 zeichen der unerlösten Menschheit!“

Gewiß! Und eben deswegen mußte vor Allem  
 Rom, — und das ist das große Providenzzeichen der  
 ewigen Stadt, — die Stadt der christlichen Kirchen  
 werden. — Mit den 70 Palästen erheben sich an 400  
 Kirchen in Rom, Kirchen die zum Theil an 1500 Jahre



ihren Platz inne haben, Denksteine und mathematisch un-  
widerlegbare Wahrheiten des Evangeliums, wie denn  
ja der erste Sendbrief an die Christenheit, an die  
Römer geschrieben ist. — Das ist es, ja das ganz  
besonders und vor Allen zuerst, was mich am ersten  
Tag in Rom so gepackt hat und gefesselt hält, das  
von Uralters her documentirte Christenthum! — Wie  
ist denn am Ende dieses schwertunggürtete Römerthum  
gewesen? Was konnte es sein und werden, wenn  
noch unter einem Trajan im Colosseum ein Ignatius  
von Antiochien zum Gaudium des Volkes von Löwen  
zerrissen wurde? Damals existirte Rom schon über  
800 Jahre; — waren jene Circusmenschen auch nur  
ein Häärchen besser geworden als die Räuber des Ro-  
mulus und Remus? —

Ja, das christliche Rom von 1500 Jahren, von  
1800 Jahren, das ist das Rom, das so wunderbar  
entzückt! Und in einem einzigen Tage hatte ich Roms  
Gegensätze, seine edelste Kirche und seinen bluttriefen-  
den Römercircus durchwandert!

Am nächsten Tage war nun gar ein Sonntag!  
Unser Fenster war schon offen, als der Morgen roth-  
glühend anbrach. Die eine und andere Frühglocke  
schlug an, doch war es nur ein Erwachen, kein Wach-  
sein. Da plötzlich donnerten in langgemessenen Schlä-  
gen die Kanonen der Engelsburg über Rom hin, und  
nun erwachte Rom völlig! Nun begannen seine Glocken

ihr buntes Durcheinanderklingen in allen nur möglichen Metallstimmen und Tempi, und einem möchte statt des normalen Weges die hohe Treppe hinab das Herz aus dem Fenster fliegen, meinetwegen bis in den italischen Himmel hinein!

Und nun begann auch unser Wandern wieder! „O Wandern, Wandern meine Lust, o Wandern!“ Raum sollte man es denken, daß einer Menschenseele das Lied einfällt, wenn es sich um eine Stadtwanderung handelt. Aber in Rom ist das Wandern so ächtes, klassisches Wandern! Und nun gar, wenn man die Absicht hat, nach einer Höhe zu wandern, um von dort aus Rom zu überschauen.

Unser junger Pettrich hatte dazu den Janiculus ausersehen. Der Monte Gianicolo liegt am Westrande der Stadt, jenseits der Tiber, und steigt ziemlich ansehnlich auf. Eine Nordhöhe bei der ewigen Stadt, der Monte Pincio soll die Aussicht noch weiter geben; doch bildet er selbst einen schönen Hintergrund hinter dem Häuserchaos, wenn man auf dem Janiculus steht. Und so wurde dieser Standpunkt vorgezogen.

Da man nun aber in Rom nicht den kleinsten Weg machen kann, ohne eine Kirche zu treffen, und man nicht leicht eine Kirche trifft, die nicht künstlerisch oder kirchengeschichtlich merkwürdig wäre, so daß man sie sehen muß: so betraten wir auf unserm Wege zur Tiber und dem Ponte Sisto zwei Kirchen, deren

eine merkwürdig ist wegen ihrer Marmorpracht, die andere wegen eines Monumentes.

Wenn ich vorzugsweise von der Marmorpracht einer Kirche in Rom rede, so wird ein Kenner der herrlichen Stadt ziemlich bestimmt voraussetzen, daß ich von der Kirche del Gesù, von der Jesuiterkirche rede. Wirklich ist sie von den Marmorkirchen Roms vielleicht die marmornste! Gewiß bleibt man betroffen stehen, wenn man in diese, freilich überladene, aber eben deswegen zauberhafte Prachthalle getreten ist. — Die Wände sind mit Marmor verschiedener Färbungen bedeckt. Die Pfeiler ringsher tragen gelben canellirten Marmor, der unten in weißen geaderten Marmor übergeht. Auf dem Hochaltar stehen prachtvolle Marmorsäulen, Marmorstatuen, — wohin man sieht, prangt dem Auge das edelste Material entgegen, wenn es nicht anderem Gestein, z. B. dem Lapis lazuli Platz macht. Dazu sind alle Kapellen und Altäre mit Bildern von den brillantesten Farben geschmückt; die Decke des Hauptschiffes ist die üppigste Goldverschwendung, — Alles, Alles ist die wirkliche Pracht eines Märchens, welche Pracht, trotzdem daß die Kirche ziemlich groß ist, sich so dicht aneinander drängt in ihren Einzelheiten, daß man zur Betrachtung des Einzelnen gar nicht kommen kann. Unter dem Altar liegt der heilige Ignatius von Loyola begraben, der Stifter des gewaltigen Ordens, der seine Macht, sein Ansehen



zu einem weltgebietenden zu machen verstand, dessen Kirchen, wenn auch nur in Resten noch dastehend, ich schon in den Grassteppen von Südamerika angestaunt habe. — Kein Orden hat so wie dieser den Keil des Christenthums in die Barbarei und die Horden der Wildniß hineingetrieben. Und die berühmte Bulle Dominus atque redemptor noster hat im fernen Auslande unendlich Vieles zerstört.

Wegen dieser welthistorischen Bedeutung des Jesuitenordens ist diese Kirche del Gesù in Rom auch geschichtlich höchst merkwürdig, wenn freilich bei dem Anblick und der genaueren Untersuchung ihres Inneren man fast die ganze Geschichte von den verpönten Jesuiten vergißt, und eben nur schauen und bewundern kann. Ich möchte die Kirche an der piazza del Gesù das Schmuckkästchen größten Maßstabes von Rom nennen, und Jedem, der aus weiterer Ferne, zumal aus dem protestantischen Norden, nach Rom kommt, rathen, zuerst einmal diese Kirche zu betreten. Er wird ihr den Kirchencharakter weglängnen wollen, wird aber doch eingestehen müssen, daß der Eindruck ein wirklich überwältigender ist.

Die zweite Kirche unserer Morgenwanderung war S. Maria in Campitelli. Ihre Grundlage ist merkwürdiger Weise das Fundament des alten Tempels vom Jupiter Stator, dem Zeus Polias von Rom. — Eine prächtige Wirkung in diesem schönen, grie-

chischen Tempel, — denn den Eindruck macht die Kirche doch immer etwas —, macht die Fülle der korinthischen Säulen, welche die Schiffe und Kuppel tragen. — Hier ist im Querschiff das Denkmal des Kardinal Pacca von meinem alten Freunde Pettrich in Marmor ausgehauen. Die liegende Statue des entschlafenen Kirchenfürsten ruht mit dem Haupt in den Armen eines Engels, — ein edler Gedanke edel und streng kirchlich ausgeführt! Gewiß hat sich mein edler, im Lebenssturm vielfach umhergeworfener Freund mit diesem Denkmal selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Und nun standen wir oben auf dem Janiculus. Oben an der Stirne des berühmten Hügels, nicht weit von der Stelle, wo Numa Pompilius bestattet sein soll, liegt eine Kirche S. Pietro in Montorio, die dem Andenken des heiligen Petrus ganz speciell geweiht ist. Denn im Hofe von S. Pietro in Montorio soll unter Nero der heilige Petrus gekreuzigt worden sein. Die Stelle wird in den Traditionen so genau angegeben, daß Ferdinand und Isabella von Spanien die noch sichtbare Tiefung, in der das Kreuz stand, durch Bramante von einer Kapelle überbauen ließen. Die Kirche selbst ist neben anderen römischen Kirchen etwas scheinlos, zumal wenn man eben die Jesuitenkirche gesehen hat. Früher enthielt sie unter ihren schönen Bildern alter Meister das vollendetste

Stück aller Malerei, die Transfiguration von Raphael, die jetzt im Vatican aufgestellt ist.

Vor dieser Kirche ist eine Terrasse aufgebaut worden, von der aus man einen vollen Blick über Rom hin werfen kann.

Und solch ein Blick ist Alles, was das Auge an Größe und Vergänglichkeit erschauen kann. Nach Norden, Osten, Süden dehnt sich das Häusermeer aus, aus dem hunderte von Kuppeln und Thürmen herausschauen. Aber wie ein bewegtes Meer erscheint die ewige Stadt. Einzelne größere Schwellungen bilden die berühmten Hügel, deren Siebenzahl der Stadt den Namen gegeben hat. Stolz und kühn, weltgebietend und allmächtig ragen mannigfaltige Bauten höher heraus aus dem Hügelmeer; aber auch mehr als ein ungeheures Wrack, auf einer Untiefe gestrandet, ist zu entdecken; und die goldne Morgen- sonne, die auf alle vergangene Herrlichkeit und alle gegenwärtige Größe herabschaut, mahnt uns nirgends in der Welt so wie hier daran, daß nur Gottes Weltordnungen ewig sind, daß nur in ihnen Friede und Harmonie liegt. So wunderbar zerrissen, ich möchte sagen, zerfetzt sieht Rom von oben herab gesehen aus! Bald bildet eine große Insel in dem Stadtmeer ein wirklich zusammenhängendes Quartier, bald scheint wieder eine Gegend ganz verödet zu sein. Der nordwestliche Theil Roms ist wirklich Stadt;



alles Uebrige ist eine auseinandergesprenzte Herrlichkeit, ein Gemisch von Palast, Park, Steinwüste und ungeheuren Ruinen. Und während unten am Fuß des Janiculus die uralte Tiber mit ihrer langgedehnten Spirale an der dichter bewohnten oder dichter aus Häusern gebildeten Stadt sich hinwälzt, braust der Eisenbahnzug ganz im Osten aus den diocletianischen Bädern heraus und theilt sich außerhalb der Mauern in die Arme nach Florenz, Neapel und Civitavecchia, welcher letzterer in weitem Bogen den ganzen Süden Roms mit seinen alten Ruinen und seinen modernen Villen umspannt und dann am Monte Testaceo über den Tiberstrom hinübergreift.

Nur die Peterskirche vermißt man in dem großartig ernstern Bilde. Sie tritt nordwestlich hinter dem Hügel zurück, grade als ob sie mit ihren edelen, harmonisch schönen Elementen sich gar nicht hineinmengen dürfte in das Chaos der Weltstadt.

Dagegen steht in einiger Entfernung von der Ringmauer außerhalb Rom hinter dem Monte Testaceo weg die Basilica St. Paolo fuori le mura, die Grabkirche des Apostel Paulus, ein durch und durch edles Baumonument, welches mir in der Menge des Sehenswürdigen in Rom und in dem Drängen meines kurzen Aufenthaltes daselbst nicht vergönnt worden ist zu besuchen.

Wendet man sich ab von der Aussicht auf die

ewige Stadt, so findet man ganz oben auf dem Scheitel des Janiculus ein prächtiges aus alten und neuen Elementen zusammengesetztes Bauwerk, welchem unter ununterbrochenem Brausen und in nie ver-  
 siegender Fülle Wasser entströmt. Eine Abzweigung der alten Trajanischen Wasserleitung ist vom Papst Paul V. hier zu einem mächtigen Sprudel unter dem Namen der *Acqua Paola* hergeleitet worden. Die frische Welle bricht aus einem wirklich imposanten Triumphthor heraus, dessen Marmor und Granitsäulen von einem ehemaligen Minerventempel entlehnt worden sind. Grade hier auf der Höhe macht der Brunnen einen wundervollen und großartigen Eindruck. Das Wasser treibt bei seinem rapiden Lauf in die Tiefe verschiedene Mühlenwerke und versieht einige Brunnen mit Wasser.

Wenige Schritte hinter dem Brunnengebäude liegt die *Porta St. Pancrazio*, wo wir zum Thor hinausgingen. Die Gegend hinter dem Janiculus bildet ein tiefes Thal mit Gärten, Villen, Parks und Kohl-  
 pflanzungen in der cordialsten Einigkeit. Wir folgten dem einsamen Wege gleich nach rechts unmittelbar hinter der Stadtmauer, deren festen alten Bau man grade auf diesem Wege besonders betrachten und bewundern kann. Bald sieht man hier aus dem Grunde in wirklich imposanter Größe und eigenthümlicher Isolirung die Peterskuppel aufsteigen, während die

Stadt vollständig hinter der Stadtmauer versteckt liegen bleibt. Und hinter der Stadtmauer blieb uns auch das Kloster St. Onofrio versteckt liegen, Tassos Aufenthalt, wo noch heutigen Tages die Tassoeiche steht, und den Fremden gezeigt wird.

So wie man mir eben hinuntergestiegen ist vom Berg und das Kavalleriethor durchschritten hat, tritt man durch einen Seiteneingang auf den Petersplatz, und steht wieder vor der imposanten Basilika.

Im Dome war die volle Menschenfluth eines Sonntagmorgens, ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, ein Messeläuten nahe und fern, Andacht und Umherschauen überall, vornehme und geringe Leute knieend vor den Altären. — Die Grabstätte des Apostels war glänzend erleuchtet. Um die brunnenartige Vertiefung standen viele Andächtige, aber auch gewiß viele gedankenlose Menschenkinder, wie denn das allerdings in St. Peter ungemein stört und recht oft ärgert, daß bei dem weiten Raum in der Kirche den Kommenden und Gehenden es oft gar nicht einfällt, etwas Ruhe und Haltung zu bewahren, und kaum darauf Rücksicht zu nehmen, wenn sie an einem Altar vorbeigehen, an dem grade Messe gelesen wird. Fast kam es mir wie ein Unrecht vor, wenn auch wir an solchem Sonntag Einzelnes in dem mächtigen Gotteshause betrachteten und uns an der herrlichen Kunst erbauten. Wir betrachteten besonders die Seite



nach der Sacristei zu, also links vom Haupteingang. Hier sind die prachtvollen Mosaikbilder Ananias und Saphira, und die Transfiguration. Hier ist auch das Grabmal Pius VII. von Thorwaldsen, welches in Mitten der katholischen Welt einen etwas protestantischen Eindruck macht und selbst bei der Größe des Raumes die Figuren klein erscheinen läßt. Mir machte das Denkmal Pius VIII., als Einfassung des Sakristeieinganges von Tenerani den Eindruck, als ob es viel mehr zum Petersdom paßte, als Thorwaldsens ruhige Darstellung. Die Sacristei der Kirche, ein ganzes Gebäude für sich, in das wir sehr zuvorkommender Weise hineingelassen wurden, ist eine förmliche Künftkammer eigener Art, eine wunderbare kirchliche Künftkammer im größten Styl, in welcher freilich das Zurüsten einzelner für die Kirche bestimmter Gegenstände, das Ankleiden von einigen Priestern, das Abstreifen der Gewandung von anderen, die eben aus der Kirche kamen, einen nicht wohlthuenden Effect macht. Man sollte vielleicht Niemanden hineinlassen, wenn die Sacristei im activen Dienst ist. Es ist eben eine fatale Reminiscenz an den „Raum hinter den Coulißen“ des großen Kirchenactes. —

Außerordentlich lobenswerth ist dagegen eine Einrichtung in jener linken Seite der Kirche. Hier stehen zahlreiche Beichtstühle an den Seiten. Jeder hat eine Ueberschrift: „Polnische Sprache, Deutsche Sprache,

Französische Sprache“ u. s. w., so daß nicht leicht ein Katholik zur Beichte kommen kann, ohne einen Beichtvater zu finden, der seine Muttersprache nicht versteht.

Aber man sieht sich ganz matt, ganz blind, ganz todt in diesem hehren, hoherhabenen Labyrinth frommer Kunst, an all den Statuen und Bildern in Mosaik, besonders an all den Grabdenkmälern von Päpsten, von Fürsten, Prinzessinnen, von Männern die im Leben so groß waren und oft kaum in einer halben Welt Raum fanden, während sie nun so still und friedlich im Tode daliegen und ihre Nähe nur durch ihre Denkmäle anzeigen. — Oft trat bei diesen berühmten Todten der Hinfall ihrer Größe schon bei ihren Lebzeiten ein. Mit Wehmuth blieben wir noch zuletzt vor dem von Canova wirklich poetisch und einfach gemachten Denkmal der letzten Stuarts stehen, Jacobs III. und seiner beiden Söhne, von denen der eine als Cardinal starb. — Selbst das Taufbecken zeigt den Hinfall menschlicher Größe an. Es ist ein großes prächtig aus Porphyr geschliffenes Becken, und stammt noch aus dem Grabdenkmal Hadrians, aus der Engelsburg her. Eine Zeit lang deckte es die Asche des Kaisers Otto II. zu, welcher bekanntlich in Rom 983 starb.

Vor der Kirche fuhren prächtige Equipagen mit wunderlichen Kutschern und allerlei Wappen auf den

Wagen ab und zu. Fürsten aller Arten, Cardinäle aller Ausgaben, Fürstbischöfe aller Zungen kamen und gingen. Besonders schienen viele vornehme Personen vom Papst selbst zu kommen, zu dem die Treppe unmittelbar an der Kirche, gleichsam hineingebaut in das Vestibulum derselben, hinaufführt. Von der Kirche herabschauend auf die glänzende Hin- und Herfahrt hatten wir einen wirklich glänzenden, belebten und hochvornehmen Anblick. Und bei dem Gedanken, daß alle diese vornehmen, reichen, mächtigen Patricier unter den weltlichen und geistlichen Fürsten, die eigentliche Crème derselben dem heiligen Vater die Cour machten, konnte man kaum das Scherzwort unterdrücken: „Der Papst lebt herrlich in der Welt.“

Fast wollte sich unser Sonntag wie der Sonabend gestalten. Wenn man in geschlossenen Räumen, — und am Ende ist S. Peter doch auch ein geschlossener Raum —, blendende Kunstfachen lange gesehen hat, sehnt man sich nach offener Scenerie! S. Gesu, Campitelli, Montorio, Peterskirche greifen mächtig an. Und um uns davon zu erholen, schlenderten wir durch den Borgo bei der Engelsburg, über die Brücke vor derselben, tiefer in die Stadt hinein, freistich nicht, ohne auf dem südlichen Ende der Brücke, oder neben derselben auf dem offenen Quai einen langen Blick nach dem Borgo, von der Engelsburg bis nach der Peterskirche, hinüber geworfen zu



haben. Unbedingt ist das doch der nobelste Anblick, den Rom gewährt; ich habe keinen imposanteren gefunden.

Längs des Corso, der Palastgasse, schlenderten wir dann weiter. Endlich standen wir vor der Kapitols-  
treppe. Und wenn man einmal da unten zwischen den zwei wasserspeienden Löwen steht, mit denen die Treppe beginnt, so kann man die Stufen nicht unbetreten lassen. Wir bogen aber dieses Mal auf der Treppe links ab, und stiegen nach der Kirche S. Maria in Ara Coeli hinauf.

Hier, gerade hier, wo die Kirche steht, war einst der Tempel des Capitolinischen Jupiter. Und hier soll August eine Vision gehabt, und einen himmlischen Altar am Himmel erblickt haben, worauf er auf dem Capitol einen Altar gründete, und so Anlaß zur Benennung der später hier erbauten alten Kirche gab.

Die alte, einfache Kirche, die am oberen Rande einer Marmortreppe von 124 Stufen eine kühne Stellung hat, macht, wenn man sie nur eben betreten hat, einen tiefernsten, ehrwürdigen Eindruck. Sie hat drei Schiffe neben einander, die von 22 alten Säulen getragen und von einander geschieden werden. — Die Decke ist von Holz, der Boden mit uralten Grabsteinplatten belegt, auf denen sich halb ausgetretene Figuren und Namen befinden. Noch viel reicher sind die Wände und Kapellen an alten Begräbnißmonumenten,

deren nähere Betrachtung einen wirklichen Zauber an sich hat, da sie größtentheils historisch ausgezeichneten Personen angehören und an merkwürdige Vorfälle erinnern. Sogar das Madonnenbild, das der heilige Lucas nach einer Vision gemalt haben soll, wird auf dem Altar aufbewahrt. Auch die Gebeine der heiligen Helena ruhen hier in einer Porphyrrwanne, deren Deckplatte den Altartisch bildet. Ueber diesem Altartisch war sonst auch Raphaels berühmte Madonna di Foligno, eins seiner edelsten Bilder.

Verläßt man den alten Muttergottestempel mit seiner friedlichen Grabesstille, und tritt aus einer Seitenthür auf ein Area neben der Kirche, so hat man von dort einen vollen, mächtig imponirenden Blick auf den campo vaccino mit seinen gewaltigen Ruinen, die kaum von einem andern Punkte so herrlich übersehen werden können. — Von dieser Area führt eine Steintreppe auf die Terrasse des Kapitols hinab.

Es bewegten sich ziemlich viele Menschen in und an der Kirche umher, besonders viele Franziscanermönche, die offenbar eine Procession beabsichtigten. Als wir stillstanden, um das Zustandekommen und den Verlauf des Umzuges abzuwarten, kamen plötzlich zwei starke Mönchsgestalten sehr lebhaft aus der Menge heraus auf uns los gelaufen. Und siehe da, die beiden Mönche waren unsere Reisegefährten vom „Möris“,

die uns auf der Fahrt von Marseille nach Alexandrien bei Nacht und Nebel in der Straße von Messina verschwunden waren. Wir freuten uns einige Augenblicke des Wiedersehens auf so klassischem Boden. Dann ordneten die Mönche ihren Umzug, der sich vom Capitol gegen den campo vaccino hinunter bewegte unter dem coupirten Singen einer Litanei. Das Ganze machte, um so mehr, als schon der Abend dämmerte, einen ernstern, ächt klösterlichen Eindruck, welcher uns noch begleitete, als wir zwischen den Ruinen des todtten Roms umhergingen, und von der alten, längst untergegangenen Macht und Herrlichkeit der Siebenhügelstadt träumten.

Im Hotel bot uns noch die Abendtafel einen höchst originellen Anblick. Gott mag wissen, woher all' die geistlichen und weltlichen Herrschaften gekommen waren, und wie sie alle im Hotel ein Unterkommen gefunden hatten. In beiden Eßsälen des alten Palastes Conti, jetzt Hotel della Minerva, waren die Tafeln besetzt. Und wenn auch die weltliche Seite der Menschheit in bunter Reihe beider Geschlechter sehr zahlreich vertreten war, so hatte doch die geistliche Sphäre das Uebergewicht, ohne daß indessen die concilsüchtigen Herren Aleriker weniger getrunken und gegessen hätten, als wir.

Das Concil! Die unabsehbare Thatsache! Aber auch die ernste, inhaltschwere Frage, wie sich die



Welt zu dieser Thatsache, durch welche sich das Papstthum wieder stärken und unerschütterlich feststellen wollte, verhalten würde? — Nun, vorläufig sah und hörte man nirgends ernste Scrupel erörtert werden. Man bemerkte eben nur das festlich bunte Treiben und Wogen von Volk und Geistlichkeit am Vorabend des ökumenischen Concils. Seit undenklichen Zeiten, oder wohl noch nie hatten sich so viele Gäste in die ewige Stadt hineinbegeben; denn noch nie hatte zu einer so großartigen Versammlung der Dampf zu Land und Meer seine Dienste geboten. Außerdem brachte die von den Suezfesten zurückfluthende Menschenwelle auch zahlreiche Gäste. Und am Ende — alles, was es nur an italienischer Geistlichkeit, an italienischen Proceres gab, mußte doch in Rom zur Concilszeit gewesen sein. — So war es gar nicht zu läugnen, daß in diesen letzten Tagen das Leben in Rom ein vollständiges Festtagsleben war, recht eigentlich ein Priestergewimmel bildete.

Nichts war wohl so sehr im Stande, diese Festtagserscheinungen an sich zu ziehen, wie der Vatican, dessen Besuch wir zum Montag vor dem Concilsmitwoch uns vorgenommen hatten und auch ausführten. Der Blick, den wir vorher in die Peterskirche hineinwarfen, gereute uns fast. Der Sonntag hatte noch seine Spuren von Staub und Unordnung gelassen. Dazu wurde noch an dem Concilsraum rechts vom

Mittelschiff gehämmert und gebessert. Leitern wurden hin und her getragen, und die arbeitenden Leute hatten unbedingt ganz vergessen, daß sie in der Peterskirche von Rom waren. Schnell aber überkam uns eine gehobeneren Stimmung, so wie wir nur die breite herrliche Treppe zum Vatican hinauf gingen. Nun traten wir hinein in die wunderbaren Räume, in denen die sünigste Kunstliebe geistlicher Fürsten ein Monument an das andere angereicht hatte. Grade sowie sich der Petersdom in Rom zu allen andern Kirchen der Welt verhält, so verhält sich der Vatican mit seinen Kunstschätzen zu allen anderen Museen. Rom war von jeher auch in der Kunstwelt die urbe dell' orbe, der legitime Centralpunkt alles dessen, was auf dem Gebiete des Schönen und Erhabenen besonders hervorragt. Und das Papstthum hat seit Jahrhunderten ja ganz wesentlich nur für die Kunst, die edle, herrliche gestrebt, die unter solchem Schutze nie das Maaßvolle überschreiten durfte, sondern immer eine geistliche, vergeistigte und geistreiche blieb, ohne je einem ängstlichen Puritanismus zu huldigen, der überhaupt dem ganzen italienischen Leben, der ganzen italienischen Natur fern liegt, und selbst ganz unkatholisch sein würde.

Aber ebenso, wie sich die Peterskirche nicht streng definiren läßt, und am aller wenigsten beschrieben werden will, ebenso ist auch der Vatican das Unbeschreibliche, das Undefinirbare. Man muß eben selbst

durch diese langen Gallerien wandern, von Kunst zu Kunst, von Anmuth zu Anmuth, von Entzückendem zu Entzückendem, um die Weihe des Ortes zu ahnden und zu begreifen. — Beneidenswerth der Glückliche, der in Rom leben darf, und im steten Wiederkehren von einer Halle zur andern, von dieser Gruppe zu jener, von einer Malerschule zur andern fortschreiten kann. Wer aber Rom nur besucht, der muß nicht Alles sehen wollen, um es eben nur gesehen zu haben. Er mag sich mit dem Besten begnügen, wenn in dem Genuß des Besten überhaupt eine Genügsamkeit denkbar ist. Und wirklich wird ihm immer doch die eine oder andere Kunstbildung, sei es Natur, sei es Bild, im Gedächtniß bleiben als ein von Rom mitgenommenes Eigenthum, als eine Erinnerung vom freundlichsten Charakter, von der imposantesten Nachwirkung.

So denke ich, wenn ich mich zu den Statuen des Vaticans zurückversetze, ganz besonders gern jenes Euripides, jenes Demosthenes, als vortrefflicher Statuen aus bürgerlichen Verhältnissen, jener schönen griechischen Amazone mit feinsaltigem Umwurf, jener anmuthigen Anadromene, die sich das Haar aufbindet, — und nun gar des prächtigen Athleten, der sich die Haut striegelt, — des herrlichen colossalen Nilgottes mit dem reizenden Kindergewimmel! Ganz wundervoll ist jene heftig agitirte Gewandstatue ohne Kopf und Hände, die mich ganz an eine vom Gott ergriffene Kassandra erinnert.



Und welch einen edeln Gegensatz dazu bildet nicht jene schlafende Ariadne, das lieblichste Todtendenkmal, das man sehen kann! Und doch athmet es in der schönen kräftigen Form, zumal in dem rechten Arm jene Gesundheit und Fülle, die es ganz dem Leben vindicirt. Die Gewandung ist unachahmlich schön, — ja diese Ariadne ist mir eigentlich das Liebste im ungeheuren Statuenlabyrinth des Vaticanus.

Ein wirkliches opus ingens ist der Torso von Belvedere! „Man sieht noch am zerhaunten Stumpf, wie mächtig war die Eiche“ würde Uhland von ihm sagen. In seiner Nähe passirt aber wohl einem Besuden eine Unterbrechung, eine Störung. Vom hohen Vatican aus übersieht man Rom, und wirft einen Blick in das ferne Gebirge, auf welchem, — es war ja December —, reizendes Grün mit Schneestreifen in paradoxer Neckerei abwechseln, und den Ernst der Kunstbetrachtung im Vatican selbst mit dem glänzendsten Erfolg unterbrechen.

In dem sogenannten Cortile di Belvedere erreicht die Sculptur des Vatican ihre Spitze. Hier sind in vier Eckgemächern einer offenen Area, die noch von Bramante gebaut worden ist, die herrlichsten Sachen alter und neuer Kunst. In dem einen Gemach stehen Meisterwerke Canova's, sein Perseus mit dem Gorgonenhaupt in der Hand, offenbar vom Meister dazu bestimmt, mit dem Apollo von Belvedere um den

Preis der Darstellung jugendlich männlicher Schönheit zu ringen, — und die beiden Faustkämpfer, die gewiß höchst vollendet sind, mir aber einen widerlichen Eindruck machen; denn sie sehen aus, wie zwei nackte Wahnsinnige. Wie kann man doch nur so viel Mühe, so viel hohe Meisterschaft an so eine Venus Calipygos in Neapel, an so zwei Boxer in Rom verschwenden, wenn sie nicht etwa, — die Venus als Wahrzeichen von Paris, die Boxer als Stadtbild von London —, von irgend einem Original bestellt worden sind!

Herrlich ist der Mercurius von Belvedere im zweiten Gemach, — — mächtig, gewaltig, erschütternd die Laocoonsgruppe im dritten, fast zu viel für ein Kunstwerk, fast zu viel Studium und Ueberlegung, zu viel Anatomie für das gegen ein ungeheures Schicksal ringende Mannesthum, — gerade wie der nun folgende Apollo von Belvedere fast zu viel Anmuth, Schlankheit, Anabentrog und Hohn selbst noch nach vollführter Rache, in Stellung und Miene zeigt. — Die Laocoonsgruppengeschichte möchte ich lieber erzählt als in Marmor ausgehauen sehen, und der Apollo müßte zehn Jahr älter sein.

Die Sala degli Animali in der Nähe dieser Gemächer, gerade dieser, macht einen höchst wunderlichen Eindruck: Ochsen, Hunde, Esel, Pferde, Schafe, Hirsche, — das in Stein und Erz ist gewiß bewundernswürdig. Doch gehe ich im Vatican neben der

Peterskirche nichts darum, und habe mir in ihrer Betrachtung auch keine Mühe gegeben.

Aber genug der Herrlichkeiten aus Marmor! — Werfen wir noch einen Blick auf die Malereien!

Am großartigsten haben sich an dieser herrlichen Kunststätte die beiden hervorragendsten Künstler aller Zeiten, Michael Angelo und Raphael verewigt, d. h. so lange verewigt, wie Malerei überhaupt dauert. Und das ist eine wehmüthige Parenthese, die besonders auf Michael Angelos Bilder sich bezieht.

Nur nennen darf ich hier die Cappella Sistina, diesen mächtig hohen Kirchenaal, einen der berühmtesten Räume der ganzen Welt. Die Längsseiten enthalten herrliche Gemälde aus der besten italienischen Zeit von Signorelli, Botticelli, Perugino, Ghirlandajo; — aber sie erblicken bereits, und am Ende, wer betrachtet sie lange und gewissenhaft, wenn er über sich und im Hintergrunde bis 60 Fuß ansteigend, Michael Angelos mächtige Schöpfungen vor sich sieht, jene wunderbar poetischen und gewaltigen Deckenfresken, die paradiesisch schönen Bilder von Adam und Eva, die mächtigen Propheten und Sibyllen und dann das Niesenwerk des jüngsten Gerichtes, eine Dantesche Divina Comedia in Form und Farben gebracht. Man kann dieses wirklich ungeheuer großartige Bild, die Auferstehung aller Leiber der Weltgeschichte gar nicht fassen. Gerade wie die Weltgeschichte Alles im Leben



durch einander treiben und fluthen ließ, so fluthet auch hier die ungeheure Menschenwelle hervor aus dem Schooß der Erde und durch einander, Stellung, Bewegung ins Unfaßliche gehend.

Aber doch sind das, — und das hat mich bei dem Bilde feindlich berührt —, die Leiber der Menschen ganz in ihrer irdischen Form; es sind eben nackte Männer, nackte Frauen, und ihr ungeheures Gewimmel in der unbegreiflich hoch aufsteigenden Dimension kann kaum vom Auge ertragen werden. Fast scheint es mir unmöglich, daß ein Christ sich das jüngste Gericht wirklich so vorstellen solle. — Ich kann eben nur Dantes *Divina Comedia* mit dieser gemalten *Divina Comedia* zusammen stellen.

An die Sixtinische Kapelle reihen sich die Räumlichkeiten an, die durch Raphaels Pinsel so berühmt geworden sind, die Loggien und Stanzgen, — erstere mit den reizend anmuthigen Bibelgeschichten in echt Raphaelischer Naivität, letztere mit den großartigen Bildern aus den ersten Christenzeiten in Rom, theils ganz von Raphael selbst ausgeführt, theils von seinen Schülern ganz aus der Seele des Meisters dargestellt.

So die Bilder in der Sala di Constantino, mit großen Zügen aus dem Leben dieses christlichen Kaisers, die Kreuzeserscheinung, — die mächtige Schlacht bei der milvischen Brücke, — Constantius Taufe, —

seine Schenkung Roms an den Papst! So die Stanze des Heliodor mit dem Tempelraub, und dem Begegnen Attilas und Leo's. Die Bilder über dem Fenster, seine berühmte Messe von Bolsena und Petris Befreiung aus dem Gefängniß sind entweder schon von der Zeit mitgenommen oder fallen wegen des Lichtes unmittelbar unter ihnen nicht vollständig ins Auge. Man sieht sie sehr ungünstig.

Die Stanza della Segnatura ist eine großartige Malerpoesie, ein lyrisches Epos, in welchem alles Edle und Große aus Wissenschaft und Kunst in Form ihrer Repräsentanten aus dem Heidenthum und Christenthum harmonisch und versöhnt zusammenfließt, — eine Composition, von der das schöpferische Genie Kaulbachs durchdrungen gewesen sein mag, als er sein goldenes Zeitalter Griechenlands und seine Reformation im Berliner Museum malte. Aber Raphaels Darstellungen sind gar keine Zeiten, wie Kaulbachs, es sind geistige Erhebungen der Menschheit, die nur in einem seligen Jenseits in so wunderbarer Harmonie zusammen kommen können, ein wirkliches himmlisches Jerusalem aller Kunst, aller Wissenschaft.

Das nun folgende Gemach, die Stanza del Incendio, hat seinen Namen nach dem berühmten und wohl tausendmal abgedruckten und abgemalten „Brand im Borgo“ erhalten, gewiß einem der allerbedeutendsten Gemälde Raphaels, bewundernswürdig in Form,

Gewandung, Bewegung und Färbung, wobei wohl überall, wie verschieden auch die Drappirung sein mag, Raphael allerdings an die Erzählung des Aeneas vor der Dido im Virgil (*Infandum, regina, jubes renovare dolorem*) gedacht haben mag. — Neben dieser, fast im Geiste Michael Angelos gehaltenen Composition, fallen die beiden Gemälde derselben Stanze aus dem Leben Karls des Großen einigermaßen zurück.

Aber höchst wunderlich macht es sich, wenn man von solchem „Brand im Borgo“ fortgeht, und durch die nächste Thür in einen hellen Saal tritt, in dem mit den zierlichsten Formen und Farben und einer ängstlichen Stutzerfeinheit, in großen Fresken die Kirchenversammlung gemalt ist, in welcher Pius IX. das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä durchbrachte. Der Maler heißt Podesiti. Solche moderne Ereignisse mit solchen modernen Formen schicken sich absolut nicht neben den alten Raphaelischen Kunstinspirationen.

Fast schmerzlich berührt der Anblick der berühmten Raphael'schen „Tapeten“, denn sie gehen dem vollständigen Verbleichen entgegen. Welche Macht, welche Poesie, welcher Ernst in diesen Bildern! — Die Strafe des Ananias, — Paulus in Nystra — Paulus in Athen, — Paulus zu Philippi — der Tod des Stephanus, — welche Größe, welche göttliche Inspiration!